This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

The Karl Weinhold
Library Presented
to the University
of California by
John D. Spreckels
A.D. MDCCCCIII

K. Weinhold

Alpensagen.

Volksüberlieferungen

aus der Schweiz, aus Vorarlberg, Kärnten, Steiermark, Salzburg, Ober- und Niederösterreich.

Von

Theodor Vernaleken.

Wien.

Verlag von L. W. Seidel.

1858.

GR159
A5V4

Aus J. B. Wallishausser's k. k. Hoftheater-Druckerei.

Meinen Freunden

A. W. Grube und Josef Wenzig

gewidmet.

162066

Vorwort.

Der Wert der Volksüberlieferungen für Sprache und Poesie, für Kultur- und Sittengeschichte, für christliche Kunst und Symbolik ist bei uns nicht so schnell anerkannt worden, als vieles andere, was uns ferner liegt. Nur allmählich, nach langem umherirren in der Fremde, kehrt man seit 50 Jahren zurück in die Heimat und lernt auch des eignen Volkes Sinn und Art verstehen. Wer sich bis jetzt noch nicht bekümmert hat um des Volkes Naturglauben, Sitte und Brauch, um die wissenschaftlichen Bestrebungen für deutsche Mythologie und deutsches Altertum, der wird schwer begreifen, warum man derlei Dinge durch den Druck der Nachwelt überliefert. Zur Verständigung haben indes Grimm, Wolf, Müllenhoff, Kuhn, Panzer, Weinhold, Rochholz u. a. so viel geschrieben, daß es hier überflüssig erscheint, dem hellen Tage noch ein Licht anzuzünden.

Für solche, die romantische Geschichten, Schwänke und dergleichen Lesefutter suchen, ist dieß Buch nicht geschrieben, eben so wenig für die Jugend. Die Alpensagen habe ich für solche gesammelt, die Interesse haben an der schlichten Naturdichtung und Anschauungsweise des deutschen Volkes. Den Freunden des deutschen Altertums, insbesondere den Kennern deutscher Mythologie, denen ich hier zum erstenmale auf diesem Felde begegne, habe ich meinen Standpunkt anzudeuten.

Was wir anstreben, darüber kann kein Zweifel mehr sein. Als der kräftige Stamm der Naturreligion

abdorrte und die warme Sonne des Christentums neue Sprossen hervorlockte, trieb die alte Wurzel noch einzelne Schösslinge, deren abgefallene Blätter wir auflesen, um uns, so gut es noch geht, ein Bild zusammen zu setzen von dem alten Baume. Die gesammelten Blätter tragen die Färbung des Ortes und der Zeit, und nur mühsam erkennt man noch die letzten Spuren des ursprünglichen grüns.

Treue, wörtliche Wiedergabe des gefundenen war mein erstes Gesetz, Vorsicht in der Deutung mein zweites. Die Mythologie hat, verglichen mit der Naturforschung, Geschichts- und Sprachforschung, noch einen unsichern Boden; erst die Masse des gesammelten vermag zu Ergebnissen zu führen. Was der Volksmund sagt, das berichte ich, weiter nichts. Ich sehe den Inhalt als eine historische Urkunde an, die man nicht fälschen darf. Eine Anzahl hie und da zerstreuter und für den wissenschaftlichen Gebrauch wenig zugänglicher Überlieferungen habe ich aufgenommen, so weit sie mir zuverläßig schienen; das meiste beruht auf mündlicher Mittheilung.

Es sind gerade 50 Jahre, seit Jakob Grimm in der „Zeitung für Einsiedler" (Nr. 19. 20 vom 4. Juni 1808) den kleinen Aufsatz schrieb: „Gedanken, wie sich die Sagen zur Poesie und Geschichte verhalten." Das war die erste Anregung; sie stund aber nicht vereinzelt. Das geistige Leben des Volkes, so weit es ins Gebiet der Litteratur gehört, liegt in Spruch und Lied, im Märchen und in der Sage, im Volksspiel und im Brauch. Schon 1778 hatte Herder seine „Stimmen der Völker" veröffentlicht und 1782 schrieb er

über den „Geist der hebräischen Poesie.“ In demselben Jahre bearbeitete Musäus — in seiner Weise — die Volksmärchen. Voß übersetzte den Homer und F. A. Wolf und Herder eröffneten das Verständnis dieses Volksepos (1795). Tieck wandte sich der Volksdichtung zu und bearbeitete die Volksbücher; 1806 erschienen die Volkslieder von Arnim und Brentano, und 1807 ließ Göthe den Faust (I.) drucken. Von der Hagen erneuerte das Nibelungenlied und J. Görres schrieb über die deutschen Volksbücher. In Arnims „Zeitung für Einsiedler“ dämmerte der Morgen der deutschen Romantik (1808). Das deutsche Selbstbewußtsein erwachte und seit diesem Jahre hatte — wie der treffliche J. M. Sailer 1810 in dem — ebenfalls hieher gehörigen — Buche „die Weisheit auf der Gasse“ sagt — „der große Litteraturstaat sein Haus der Gemeinen, in dem die Nazion sich selbst unmittelbar repräsentiert“ (Vorrede S. IX). S. VIII. sagt Sailer: „Schriften, Schulen, Universitäten und die Mühungen der Gelehrten thun vieles, und thun es mit großem Aufwande und manchmal mit nicht kleinem Geräusche. Aber es geht, ungesehen und ungeachtet, viel Weisheit und Klugheit im Lande umher, von Mund zu Mund.“ Das hat Bischof Sailer gesammelt und er verdient in der Litteraturgeschichte so gut seinen Platz wie Agricola und Seb. Frank.

Allbekannt ist der wohlthätige Einfluß, den die Naturdichtung des Volkes auf die Kunstpoesie ausübte. Seitdem das dichterische schaffen in den Hintergrund trat, machte sich die wissenschaftliche Erforschung unserer Sprache und ihrer Denkmäler, des deutschen

Rechts und der deutschen Sitte geltend. Es folgten die großen Werke der Brüder Grimm und ihrer Mitarbeiter. Gegenüber der novellistischen Einkleidung der Volksdichtung durch Musäus und durch Tieck (Phantasus 1812) erzählten die Brüder Grimm die „Kinder- und Hausmärchen" in der schlichten Weise des Volkes, und 1816 und 1818 erschienen die „deutschen Sagen." Aus diesen wenigen Steinen errichtete J. Grimm 1835 das erste Gebäude der „deut. Mythologie", und seit jener Zeit begannen auch andere die Bausteine zu sammeln aus den verschiedenen Theilen des Vaterlandes. Die Alpenländer sind noch zurück. Vonbun, Zingerle und Rochholz haben das ihrige beigetragen. Eine Anzahl Sagen sind, mehr oder weniger ausgeschmückt in Almanachen und Volksblättern zerstreut, sehr viele sind geversetzt.

Alpensagen habe ich diese Reste genannt, weil sie dem Gebiete vom Genfer See bis zu den nordöstlichen Ausläufern der Alpen an der Donau angehören.

Das weite Alpengebiet bedarf noch näherer Erforschung; ich habe mich auf ein Gesammtbild beschränken müßen, und dabei haben mir vor allen Kuhns norddeutsche Sagen als Muster gedient.

Seit 12 Jahren habe ich die meisten Alpenthäler zwischen Bern und Wien zu Fuße durchreiset. Als Mitglied der zürcherischen Gesellschaft für Altertum unternahm ich es schon 1846 die Volksüberlieferungen in der Schweiz zu sammeln, wo ich 14 Jahre lang gelebt habe. Ich hatte mit Beihilfe unseres Präses, des Dr. Ferdinand Keller alle Vorbereitungen zu einer umfassenden Arbeit getroffen. Jak. Grimm erlaubte

mir, auch das von ihm gesammelte aufzunehmen, indem er mir schrieb: „Wo sich ein Strom zusammen gethan hat, warum sollte er nicht auch den Bach an sich ziehen? — Die ganze Schweiz ist ein sehr schöner Bezirk und einer der reichhaltigsten, den man sich in Deutschland denken kann.“ Der üblichen Behandlung gegenüber äußert er: „Wer aus der Volkssage Romanzen dichtet, bindet Blumen in einen üppigen Kranz, der nur den kleinsten Theil ihres Wachstums, zerknittert und unter fremdes Laub gedrückt, sehen läßt; der natürliche Beschauer will sich an allem, an Stengel, Laub, Knospe wie an der Blüte freuen.“

Leider ist es ein kleiner Fluß geblieben, denn schon 1850 folgte ich einem Rufe nach Wien, von wo aus ich in den Ferien die östlichen Alpentheile bereisete. Was ich gesammelt habe, gebe ich, und sollten es auch nur einige Hauptzüge aus einer Mythologie der Alpen sein. Das ganze ist ohne Zwang nach verwandten Gruppen geordnet, jedoch könnten einzelne Sagen auch einer andern Gruppe zugetheilt werden. Die Hinweisungen, die ich den meisten Mythen beigefügt habe, so wie auch das Register, sollen den wissenschaftlichen Gebrauch erleichtern. Mit Zitaten bin ich absichtlich sparsam gewesen, denn die Sagenlitteratur ist so angewachsen, daß Zitate allein ein Bändchen füllen könnten. Ein zusammenfassendes, *vergleichendes* Werk wird nicht ausbleiben, wenn einmal alle Theile des deutschen Landes vertreten sind. Reiche Ausbeute würden die historischen Sagen der Alpenländer liefern; ich habe viele bei Seite gelegt, weil der Mythologie und Sittenkunde weniger Gewinn daraus erwächst.

Seitdem Friedr. Müller und Josef Haltrich für Siebenbürgen thätig sind, bleibt uns noch eine große Lücke, und diese ist Böhmen und Mähren. Dem angränzenden deutschen Ungerlande hat Schröer in Presburg seine Aufmerksamkeit zugewendet.

Jeder Landesstrich hat seinen eigentümlichen Mythencharakter, wie er auch seine besondere Mundart hat. Im deutschen Norden, welches länger am Heidentum fest hielt, muste sich die Erinnerung an Götter und Göttinnen frischer erhalten als im deutschen Süden. Hier sind die Göttergestalten sehr abgerieben und es muste der Zusammenstoß keltischer, römischer und später germanischer Anschauungen die Ausbildung des Götter-Kultus hemmen. Auch Bodenbeschaffenheit und Volkscharakter sind im Süden wesentlich anders als im Norden. Das liebliche, der zarte Duft von Poesie, der den Volks-Überlieferungen des Flach- und Hügellandes eigen ist, findet sich nicht in den Alpen. Das Reich der Märchen scheint den Hochalpen beinahe verschlossen. Wo der Mensch so mit der Natur zu kämpfen hat, kann die Fantasie keinen kühnen Flug nehmen. Minder rauhe und hohe Berge wie der Parnass, Helikon, unser Brocken ꝛc. welche nur ein kleines Gebiet beherrschen, veranlaßten einen viel bequemeren Verkehr zwischen göttlichen Wesen und den Menschen. Auf dem Berge Rosa oder der Jungfrau oder dem Glärnisch konnte man sich keine Göttersitze denken. Dagegen musten sich hier so zahlreiche physikalische Mythen bilden, welche an die uralte Überlieferung vom verlornen Urzustande der Menschheit erinnern. Eine große Rolle spielen die Sagen von den bergbewohnenden Mittelwesen und den mythischen

Thieren. Nichsensagen sind im Alpenlande selten. Große Verschiedenheit bietet wiederum das westliche (schweizerische) Alpenland gegenüber dem östlichen (österreichischen). Sagen von Vergletscherungen und untergegangenen Orten habe ich im Westen zahlreicher gefunden als in den östreichischen Alpen, wo diese Sage namentlich der „übergossenen Alp" im Salzburgischen sich anschließt. Von den Twingherrnsagen trifft man nach Osten hin fast gar keine. In den östreichischen Alpenthälern, insbesondere in Steiermark, waltet ein Zug vor, den man Personifikazion nennen kann. Abergläubische Bräuche sind im Osten weit verbreiteter als im Westen. Nieder- und Oberösterreich scheint die Sitte des Zukunftforschens (Losengehens) am meisten eigentümlich. Das streben des Menschen die Zukunft zu ergründen ist ein natürliches; wie lange ist die Zeit der Orakel vorüber und noch heute wandert das Volk nach dem Brünnlein von Sievering (bei Wien), noch heute wird in der Thomasnacht an tausend Orten Blei gegossen u. s. w.

Sage, Spruch und Brauch sind eine wunderbare Chronik, in welche die Menschen aller Zeiten die Mysterien ihres innersten Gemüths- und Gedankenlebens eingetragen haben.

Mit der Mundart ändert auch der Mythencharakter. Über diesen Punkt bleibt noch viel zu forschen übrig. Außer dem was ich eben berührt habe, muß es auffallen, daß jede der vorhandenen Sammlungen neben dem vielen gemeinsamen (z. B. Zwerge, Teufel, Schatzgräbereien, Hechsen 2c.) immer etwas eigentümliches bietet. Baiern ist das Land der drei Schwestern

(s. Panzer), in Schwaben herrscht das „Mutesheer“ (s. E. Meier), in Siebenbürgen sind vorzugsweise die Hünen zu Hause (s. Fr. Müller), mehr als im Elsaß (s. Stöber), weit mehr als in dem berglosen Schleswig-Holstein (s. Müllenhoff); in Mittel- und Süddeutschland haften noch mehr weibliche mythische Wesen, im Norden mehr männliche; im Süden ist der Schimmelreiter (s. Register) eine Hauptperson, während Donar nicht so bestimmt hervortritt. Seitdem ich mein Augenmerk auf das nordwestliche Österreich gerichtet habe, erscheint mir Böhmen vorzugsweise als das Land der Heldenhügel und Schatzberge, Mähren als das der Wassergeister; das Märchen ist überall zu Hause, aber vielleicht nirgend mehr als in Böhmen, wo slavisches und deutsches seit Jahrhunderten sich innig gemischt hat. Aus einer Sagenvergleichung wird die Ethnographie und die Kulturgeschichte einst reichlichen Gewinn ziehen. In der Sagengeschichte und Dichtung einer Nazion liegt das tiefere und allgemeine, ohne dieses ermangelt die äußere Staatengeschichte des vollen Verständnisses. „Was sich nie und nirgend hat begeben, das allein veraltet nie.“ Ich habe darum „die übrigen Brocken gesammelt, damit nichts umkomme“. Denen die mich dabei unterstützten, namentlich den Herren Dr. Ferd. Keller in Zürich, Seminardirektor Zuberbühler, Chr. Tester u. a. die im Werke selbst genannt sind, sage ich hier meinen besten Dank.

Wien am 1. November 1857.

Theodor Vernaleken.

Inhalt.

Seite

I. Vergletscherung. Untergang.

1. Die Vergletscherungen in den Alpen 3
2. Das verlorne Thal 9
3. Das Roththal, eine Alpenhölle 10
4. Die Vergletscherung des Saanetsch 11
5. Das G'steigthal und der ewige Jud 12
6. Die Kirche von Blumenstein; der ewige Jud . . 13
7. Die Altels 14
8. Die beschneite Frau . . . . . —
9. Untergang eines Sennen, seiner Kathrin und seines Hündchens 15
10. Der ruchlose Sohn 18
11. Vergletscherung des Rätzliberges 19
12. Verwandlung des Mutteri in Fideri 20
13. Das Zyprion 21
14. Die Sage vom Glärnisch 23
15. Breneli's Gärtli 24
16. Der Kriemhilte Graben 25
17. Sage vom Schafselbsanft 26
18. Der Gletscher ob Flims . . . . . —
19. Die tote Alp 28
20. Der Goldfluß am Roththorn 29
21. Der Urdensee 30
22. Der tote See 33
23. Der verschwundene Wald 34
24. Die Rüfe . . . . . —
25. Untergang von Plurs 35

Seite

26. Das Milchhorn und der Johannisziger . . . 36
27. Die Überschüttung von Kienholz 38
28. Der Untergang von Bösälgäu 39
29. Der einkehrende Zwerg 40
30. Verwüstung der Schrattenfluh 41
31. Untergang der Stadt Roll 42
32. Gryden 43
33. Sturz des Mandlisers 44
34. Lauterbrunnen und Grindelwald 45
35. Gerettete Kinder 46
36. Der See beim Pokhart . . . . . —
37. Die Entstehung des Mondsees 47
38. Ein Kloster versunken im See 48
39. Der Drachensee 50
40. Von der verwunschenen Alp' . . . . . —
41. Die Schwurwiese 51
42. Die Fluchwiese 52
43. Der bestrafte Frevel 53
44. Der Bettler . . . . . —
45. Die verwunschene Alpe 54

II. Bergentrückte Helden. Wuotan und wilde Jagd. Teufel und Riesen.

46. Der Schatzhügel 57
47. Die nächtliche Tafelrunde . . . . . —
48. Der nächtliche Zug im Scaläratobel . . . 60
49. Sagen vom Untersberg 61
50. Der Wunderbaum auf der Wallserheide . . . 66
51. Weißagungen . . . . . —
52. Der Girenwagen 69
53. Der Schimmelreiter 70
54. Auf der Heidenburg 71
55. Der Bannhölzler 72
56. Der Stifeli-Rüter 75
57. Der Mann mit der Garbe . . . . . —
58. Das einäugige Pferd 76
59. Ein weißes Pferd; gefundene Glocke . . . —

Seite

60. Vom Alphirt und dem weißen Roß . . . 77
61. Das Nebelmännlein 78
62. Der Eggiwil-Fuhrmann . . . . . —
63. Der grüne Reiter auf der Schlange oder der Wettergeist 79
64. Der Pferdehocker 80
65. Der Martinsdruck . . . . . —
66. Der ewige Jud 81
67. Der grüne Schimmelreiter 83
68. Eine Gräfin fährt zur Hölle 84
69. Das kopflose Roß. Der Geißer. Der Fäyer . . 85
70. Die wilde Färe . . . . . —
71. Die fahrenden „Heiden" 86
72. Das wilde Heer 87
73. Der Eichhallenjäger 90
74. . . . . —
75. Das Nachtgejäge . . . . . —
76. Die Küche der Hölle 91
77. Unghür-Hubel . . . . . —
78. Der Bocksfuß 92
79. Der Teufel mit dem Geißfuß 93
80. Die Teufelsbürde . . . . . —
81. Der Teufelsstein im Pinzgau 94
82. Die zertrümmerte Brücke . . . . . —
83. Das Geldsonnen und der grüne Teufel . . . 95
84. Das Groschenloch im Mürzthale 96
85. Der Wechselthaler 98
86. Der Watzmann 99
87. Der Samson 101
88. Der Einsiedler Botti 103
89. Die drei Riesen von Iseltwald 104
90. Die Steinwerfer 105
91. Die Hageeren 106

III. Weibliche Wesen. Zauber. Schätze. Bann.

92. Die Walpurgisnächte 109
93. Die Luzienacht 112

		Seite
94.	Frau Berch	115
95.	Die Strägele	116
96.	Die weiße Frau	118
97.	Die drei Mareien	119
98.	Die Alte vom Schafsberg	121
99.	Der Zauberwolf	122
100.	Eine Prinzessin als schwarzer Wolf	123
101.	Die vier Wölfe	124
102.	Die Entzauberung	125
103.	Die Hechsen von Pardenn	126
104.	Verschiedenes über Hechsen	127
105.	Die Hechsenglocke	130
106.	Hechsen erregen Wetter	131
107.	Glockengeläute vertreibt das Wetter	—
108.	Zauberthiere; Verwandlungen	132
109.	Sieben Mädchen in Mäuse verwandelt	133
110.	Der Sankallar	134
111.	Die weiße Frau ohne Nase	135
112.	Das Gefährt mit den vier Schimmeln	—
113.	Ein Mühlstein verscheucht den Schatzgräber	138
114.	Die Blumenbüschel	139
115.	Das verwünschte Hirtenmädchen	—
116.	Die güldene Schelle	140
117.	Das Turnschallweibl	141
118.	Das goldene Kegelspiel	142
119.	Der kegelnde Bauer	143
120.	Das bewachte Kegelspiel	—
121.	Das Heidenloch	144
122.	Der goldene Pflug	—
123.	Drei Küsse	145
124.	Der Schatz bei Rohrbach	146
125.	Einzelnes aus Schatzerzählungen	147
126.	Wildenburg	148
127.	Die verwunschene Kröte	149
128.	Der Teufelsberg bei Seckau	150
129.	Die zwei Glücklichen	152

Seite

130. Die Glücksblume 155
131. Die Kraft der Mistel 156
132. Von den Venedigern 158

IV. Mittelwesen.

133. Die Elbe in den Schweizer Alpen 173
134. Die Bergleutlein im Emmenthal 179
135. Die Zwerge und die Pflüger 184
136. Die wohlthätigen Zwerge 186
137. Zwerge im Unterinnthale 189
138. Zwerge in Wallis 190
139. Die verlornen Kühe 191
140. Das Spielmannli 193
141. Der erzürnte Berggeist . . . . . —
142. Der Berggeist 195
143. Das Käsmandel . . . . . —
144. Der lauernde Berggeist 198
145. Ein Zwerg zerstört Erzwerke . . . . . —
146. Das Gnomenkreuz 199
147. Die Zwergenwiese 202
148. Hansel 203
149. Die Viehhüter auf dem Olden . . . . —
150. Von den wilden Männlein in Graubünden . . 205
151. Die Dialen 219
152. Die Wildleute 221
153. Wie ein wildes Männchen Wort hält . . . 222
154. Die Wibli 224
155. Die wilden Frauen im Untersberge . . . —
156. Die Alfrauen 227
157. Die Elbputzen . . . . . —
158. Der Hausgeist erlangt eine Kleidung . . . 228
159. Der kleine Futterknecht 231
160. Die Nachtfrau . . . . . —
161. Die Gottvährinnen fürchten den Wind . . . —
162. Ein Gottvährinne als Mühlbursche . . . 232
163. Ein Gottvährinne ist Pathe . . . . . —
164. Der Traubenhansel 233

Seite

165. Die Quelljungfer 233
166. Der Wildsee-Nichs . . . . . —

V. Mythische Thiere. Personifikazion. Mythische Auffassung nnd Deutung von Naturerscheinungen.

167. Die Hausnattern 237
168. Das Natternkränzchen . . . . . —
169. Die Natternkönigin 241
170. Die Königsschlange 242
171. Die Schlangenkönigin 243
172. Die Schlange schenkt eine Krone 247
173. Die Frau mit der Schlange 249
174. Der Schlangenbanner 250
175. Die Bergli-Ateren . . . . . —
176. Die weiße Natter 251
177. Abt Hugo bannet Schlangen 252
178. Der Schlangenbanner in der Wenzelskapelle . . 253
179. Krone und Lebensdauer der Schlangen . . . 257
180. Drei goldfressende Drachen 259
181. Die Spieler . . . . . —
182. Die Heggoas 260
183. Der Bergstutzen in Steiermark . . . . . —
184. Über Schlangen und Drachen in der Schweiz . 261
185. Die Rochelmore 263
186. Der Stollenwurm 264
187. Das Galgenlölithier 266
188. Der Basilisk . . . . . —
189. Die schwarzen Ochsen 267
190. Das Gespensterthier 268
191. Der Milchisbach-Hund . . . . . —
192. Die weißen Tauben 269
193. Personifikazionen 270
194. Die Kreuzfluh 273
195. Die Nidelgrete 274
196. Die Spielmäuer 275
197. Die Eulenmutter 276

Seite

198. Die Blutstreifen 277
199. Büßende Seelen 279
200. Die Templerhöhle 280
201. Das Wildmannli 282
202. Der verwandelte Fischer . . . . . —
203. Die Teufelshufeisen 283
204. Die Teufelstritte 285
205. Das Rasenkreuz und das Gerölle im Weichselboden . 286
206. Der Zaubertrank 288
207. Der Ahornbaum 289
208. Der Haselstrauch 290
209. Der Haselast 291
210. Vergißmeinnicht 293
211. Entstehung der Heidelbeere 294

VI. Ortssagen. Legenden. Weisende Thiere. Geschichtssagen. Strafen. Poetische Züge.

212. Der Ober-Rhein 297
213. Entstehung der Petersinsel . . . . . —
214. Ein Schlachtfeld 298
215. Die heil. Jungfrau als Heldin . . . . . —
216. Notker. Der Bernhardsberg 299
217. Die Raben des h. Meinrat 300
218. Entstehung des Klosters Schönthal . . . 301
219. St. Leonhard . . . . . —
220. Der heilige Wolfgang 302
221. Karls des Großen Zuneigung und Buße . . 304
222. Karls Semmelbrot 306
223. Karl als Büßer 307
224. Die Glocke des h. Theodul 314
225. Eine Geiß findet eine Glocke 315
226. Ochsen zeigen die Stätte 316
227. Weisende Taube . . . . . —
228. Das Fraumünster in Zürich 317
229. Die Kirche zu Düdingen 318
230. Ein Kirchenbau gehindert . . . . . —
231. Twingherren 319

	Seite
232. Die Thalherren im Enziloch	321
233. Das Schloß Rachenstein	—
234. Der Graf von Solavers	323
235. Hölti's Grab	—
236. Das heilig Stüdli	324
237. Das Knöchlein	325
238. Die Stunde ist da	327
239. Die weiße Nonne	—
240. Das Mäuseschloß	328
241. Der Schlafstein	329
242. Der linke Mähder von Madiswyl	330
243. Heiden	331
244. Heidenhäuser und Ochsenköpfe	333
245. Der wilde Geißler	—
VII. Zeiten und Feste des Volkes. Sitten und Gebräuche. Aberglauben.	
A. Naturfeste des Volkes. Bräuche und Aberglauben	337
B. Gewohnheiten und Rechtssitten	374
C. Geburt. Hochzeit. Ehe. Krankheit. Tod und Begräbnis	395
D. Vorzeichen, Ahnungen, Nachtvolk	402
E. Zauber. Gestirne. Wetter. Wünsche. Segen	410
F. Vermischtes	417
Anhang	426

Druckfehler:

S. 6. Z. 12 v. u. ein Hirt.
S. 80. Z. 8 v. u. bei der größten Hitze.

I.

Vergletscherung. Untergang.

„Im innersten der Schweiz wird es einem recht anschaulich, was Mythologie in ihren Quellen und ihrem Wesen eigentlich sei."

A. W. Schlegel (Alpenrosen 1813. S. 97).

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

1. Die Vergletscherungen in den Alpen.

(Allgemeine Vorbemerkungen.)

Wir beginnen mit den Sagen über ein goldenes Zeitalter in den Alpen und über die allmäliche Verwilderung derselben. Der Alpenwelt ist dieser Mythus eigenthümlich.

Manche vormals blumige Alpe (Blümelisalp) hat das Andenken grauser Vergletscherung aufbewart, die plötzlich hereingebrochen. Damals, in jenen bessern Tagen war noch überall auf den Alpen fruchtbare Weide, und ewiges Eis bedeckte noch nicht den schönsten Theil derselben. Damals waren die jetzt so häufig vorkommenden Giftpflanzen, das Eisenhütchen und andere dem Vieh gesund, dem Menschen nicht schädlich. Damals fraßen die Kühe ohne Schaden die giftige Wolfsmilch, welche einige Alpen beinahe ganz überzieht, und gaben desto mehr Milch. Dreimal des Tages wurden sie gemolken. Allein die Laster der Menschen machten den Zorn des Himmels rege; und das ewige Eis der Gletscher überzog zur Strafe den grünen Teppich des Alpenrasens.

Die Hirten von Ormond in der Waat erzählen:

Einst waren die Kühe von ungeheurer Größe, und hatten solch einen Überfluß von Milch, daß man sie in gegrabene Teiche melken muste, die sehr bald angefüllt wurden. Zu Schiff fuhr man aus, um den Rahm von dieser Milch abzunehmen. Eines Morgens aber, als ein schöner junger Hirt dieß Geschäft verrichtete, warf ein Windstoß seinen Nachen um und er ertrank. Die Jünglinge und Mädchen des Thales trauerten

um ihn, und suchten lange seine Leiche, um sie zu begraben; allein vergebens. Erst nach einigen Tagen, als man buttern wollte, fand sie sich mitten im schäumenden und aufschwellenden Rahm eines Butterfasses, das so hoch war wie ein Turm. Da bestattete man ihn in einer weiten Höhle, welche von den Bienen mit Honigscheiben, groß wie Stadtthore, war angefüllt worden [1]).

Schriftsteller melden, daß Spuren von Wachsthum und Anbau bis hoch in die Berge stiegen, wo jetzt Verwüstung ist. Bonstetten berichtet: Auf hohem Felsgebirg, wo keine Spur von Gesträuch ist, liegen große Bäume; so auf dem Geistenberg im Schächenthal (Uri). Also war Erde und Leben, wo keines mehr ist. Im Wallis hat man eine steinerne Brücke am Eisgebirg gefunden, an einer Stelle, wo kein Zugang ist. Auch sind Spuren von Straßen auf den Alpen, die zu Abgründen führen.

Getreidebau drang weit in das Hochgebirg empor. Haller erzählt, daß er viele Berge, welche jetzt ewiger Schnee bedeckt, in seiner Jugend nur während des Winters mit Schnee verhüllt gesehen. In den Luzerner Gebirgen, wo nun kein Mensch es wagen würde zu überwintern, finden sich Trümmer eines vormaligen Dorfes und einer Mühle. Der Weg zwischen Kandersteg und Lauterbrunnen ist durch das beträchtlich zunehmende Eis so gut als ungangbar geworden. Der Lauteraargletscher war sonst ein fruchtbares Thal, das seiner Schönheit wegen den Namen Blümelisalp erhielt; der von Grindelwald war ehedem ein offener Paß nach dem Wallis zu; und an den Grenzen der Gletscher sieht man allenthalben Spuren des herabdringenden Eises, herabgestoßene Bäume und Felsenstücke.

---

[1]) Vgl. Grimm Myth. 783.

In dem übertrümmerten Urbachthal erzählen die Älpler, daß vor Alters ein Hirtenknabe nicht einen Stein gefunden, den er einem ungehorsamen Kälblein hätte nachwerfen können. Aus dem Wallis, heißt es, kamen ganze Kindtaufen über das Gebirge nach Grindelwald in die Kirche.

Hoch auf Sulwald, und höher als das Bergdorf Eisenfluh stund eine Mühle, von welcher der Bodenzins bezahlt wurde bis in die neuesten Zeiten, während sie mit allem Getreidebau längst verschwunden war. An der Schwalmern und am Schwarzhorn hat sich bei Menschengedenken Eis oder bleibender Schnee gelagert. Sagen von verschütteten, untergegangenen Ortschaften werden viele erzählt. Manche Höhen sollen vom Wasser bespült gewesen sein. Der Thuner- und Brienzersee sollen früher ein einziges Becken ausgemacht haben.

Viele Bergschluchten waren von Strömen durchflossen, und die Gebirgshalden boten allein Wohnplätze dar, und Anmuth und Sicherheit mag die frühesten Bewohner auf die obersten Joche und an die höchsten Abhänge hinauf gelockt haben. Verschiedene Heidenlöcher, Spuren einer s. g. Heidenbrücke am Susten sind vielleicht Überreste der ersten Bevölkerung.

Unweit Brienz soll ein Thal, Tiefithal oder Teufithal genannt, vor Alters seine bleibenden Bewohner auch während der Winterzeit gehabt haben; jetzt aber zeigt nur das Örtlein Engi hier ein paar Winterbehausungen. Jenes Thal indes hat noch einige uralte Häuser, die unter dem Namen der Heidenhäuser bekannt, nach der Meinung der Landleute aus der Zeit des Heidenthums herrühren sollen, und jetzt nur des Sommers noch für einige Frist den Besuch der Eigenthümer erhalten.

Zwischen dem Faulhorn und Röthihorn finden sich in einem ziemlich ebenen Thalboden jetzt große Schneelager neben einzelnen Plätzen von guter Gartenerde, die schon keine Kräuter

mehr nährt. Vor Jahren entdeckte man hier noch Baumstämme, welche ganz in der Erde begraben lagen und von undenklicher Zeit herrühren. Man erzählt, es habe vor Alters auf dieser Stelle ein freundliches Dorf, mit Namen zur Goßen, gestanden. Auch Meyringen wird von den Haslern meist an der Goßen genannt. In jenem Dorfe am Faulhorn soll einst ein Mägdlein beim Brunnen einen Eiszapfen gefunden und ihn als ein seltsames unbekanntes Ding seinem Meister gebracht haben, um zu vernehmen, was das sei. Aber der Meister sagte betrübt: Das ist ein Zeichen von kalter und böser Zeit, die heranrücken will. Allmälich verwilderte die Gegend, und keine Sennhütte steht mehr da, wo sonst ein schönes Winterdorf gestanden. Eine ganz ähnliche Sage geht über den Ferpécle-gletscher im Eringerthale.

Die Volkssage gibt als die Ursache der Alpen-Verwilderung einen Frevel an, der von einem Hirten begangen. Die Klariden im Glarnerlande und mehrere Blümelisalpen im Berner Oberlande sind ein Hauptsitz dieser Sage. Im verbotenen Umgange mit einer sittenlosen Dirne lebend, geudete im Hirt verschwenderisch mit den Milchspeisen und Käsen einer schönbeblümten und fruchtbaren Alpe; er trieb grausamen Spott gegen seine Mutter, als diese ihn einst freundlich besuchte. Eine Treppe von Käse erbauete er für seine Buhle und für seine Lieblingskuh. Da verwünschte die Mutter den ganzen Berg, und alsobald brachen Felsen und Gletscher herein, die alles verwüsteten und den Hirten sammt seiner Kuh zum Gespenst machten.

Auf den Surenen-Alpen zwischen Engelberg und Uri hat man eine eigenthümliche Überlieferung, die aus einem andern Frevel das verwildern der Bergtrift entstehen läßt. Vor langen Jahren, heißt es, kam einer Rotte muthwilliger Jungen in den

Sinn, einen Widder zu taufen. Da ward zur Strafe dieſer Ruchloſigkeit ein entſetzliches Ungeheuer aus dem Widder, und Schafe, Rinder, Kühe, ſelbſt Menſchen in Unzahl wurden von ihm zerriſſen, alſo daß die Gegend öde ward und immer wilder ausſah. Nach langem aber zog ein fremder fahrender Schüler des Weges. Der war kundig geheimer Künſte und gab dem betrübten Volke Rath, wie es ſich helfen könnte. Er gebot, ſie ſollten das Erſtlingskalb von einer ſtarken Kuh nehmen und es 12 Jahre lang ſäugen laſſen, jedes Jahr durch eine Kuh mehr, bis ihrer ebenfalls 12 ſein würden und das Kalb erſtarkt wäre zum fürchterlichen Stier [1]). Dann ſollten ſie eine reine Jungfrau wählen, die an ihren Haarſchnüren dieſes Ungethüm auf die Alp hinführte, wo es ihnen Ruhe ſchaffen könne. Die Hirten thaten das. In wenig Jahren wuchs das Kalb zu einer Größe, daß man eine hohe Bühne für die Kühe bauen muſte, an denen es forthin ſaugen ſollte. Endlich kam die feſtgeſetzte Zeit, und als das rechte Mädchen auserkoren war, ſo zog der Rieſenochſe, ſonſt unbändig, ihm ſtill und gehorſam nach. Es ſchritt an dem Bergabhang weit empor bis zu einem großen Steine, welchen es erkletterte, und wo es den geführten von der Schnur entließ. In kurzem brach das Unthier des Berges mit ſchrecklichem Gebrülle daher, und ein furchtbarer Kampf erhub ſich mit dem Ochſen, bis jenes tödlich verletzt erlag. Da trank der erhitzte Stier aus einem nahen Quell, und fiel plötzlich leblos zu Boden. Aber die Oberfläche des Berges kehrte nie zur alten Herrlichkeit zurück, er iſt auch jetzt noch rauh und

[1]) Anders erzählt: Sie ſollten ein Kalb 9 Jahre lang mit bloßer Milch ernähren, im erſten Jahre von einer einzigen Kuh, im zweiten von zwei, im dritten von drei Kühen u. ſ. f., und nach 9 Jahren ſollten ſie dann dieſen ſo mit Milch großgezogenen Stier durch eine reine Jungfrau auf jene Alp führen laſſen.

steinbedeckt und nicht so kräuterreich als er vordem gewesen. Man sagt auch, die Klauen der Hinterfüße des Stieres hätten sich so tief in den Stein geprägt, daß ihre Spuren bis auf den heutigen Tag sichtbar seien.

Auch Zauberern werden solche Veränderungen zugeschrieben. Ein solcher soll das Urserenthal am Gotthard, neidisch über seine ursprüngliche Schönheit, mit Blitzen verwüstet haben. Die Blitze haben den alten reichlichen Wald in Asche gelegt, und der Zauberer habe den Boden verflucht, daß nicht von neuem Holzungen darauf gedeihen konnten.

An der südlichsten Grenzscheide deutsches Landes ragt das Matterhorn empor, der westliche Nachbar des Berges Rosa. Da, wo jetzt die Visp einem Gletscher entfließt, soll nach der Aussage der Umwohner vor Zeiten eine ansehnliche Stadt gelegen haben. Durch diese kam einmal „der laufende Jud", wie sie sagen, und sprach: „Wenn ich zum zweitenmale hier durchwandere, werden da, wo jetzt Häuser und Gassen sind, Bäume wachsen und Steine liegen. Und wenn mich zum drittenmale mein Weg daher führt, wird nichts da sein als Schnee und Eis." [1]) Er muß wirklich schon dreimal das Matterjoch überschritten haben, denn er hat sich verewigt durch Schnee und Eis. Er scheint darauf auch die entgegengesetzte Höhe des Walliserthales überschritten zu haben, denn es geht dort die Sage, der ewige Jude sei dreimal über die Grimsel gewandert, und er habe sie zuerst als Weinberg, dann als Tannenwald und endlich als Schneeberg angetroffen. Für einen Schneeberg gilt die Grimsel gewis, und durch Holzmangel, Felsenstürze, durch Vorrücken der Gletscher wird sie es mehr und mehr.

Es scheint als habe das Berner Oberland den ewigen Ju-

[1]) S. Grimm deut. Sagen Nr. 343.

den zum drittenmale noch zu erwarten, indem man sich in der Gegend von Blumenstein erzählt, das alleinstehende Kirchlein dieses Dorfes habe früher zu einer Stadt gehört. Zum erstenmale, als der ewige Jude diese Gegend bereiste, sei sie gesegnet worden, das zweitemal habe er aber die Stadt wegen ihrer Sittenlosigkeit zu einer unfruchtbaren Winde verwünscht, und wenn er das drittemal wieder komme, so werde diese Gegend zu Gletscher werden.

2. Das verlorne Thal.

Die deutschen Bewohner von Macugnaga sprechen von einem verlornen Thale, dessen unzugängliche Stätte sie hinter das Filarhorn verlegen. Aus diesem eingebildeten Thale strömt der große Brunnen, eine prächtige Quelle am Fuße des begrasten Abhanges. Sie ist die einzige im Thal, die im Winter nicht versiegt, ja sie fließt das ganze Jahr hindurch ungefähr gleich stark und selbst mit gleicher Wärme, so daß sie Winters lau, und Sommers eiskalt erscheint. Der Boden ist rings an einzelnen Stellen eingesunken; auch glaubt das Auge durch einige Strecken, die mit Erlen (Troseln) bewachsen sind, den Lauf des unterirdischen Baches gegen die Gletscher hin verfolgen zu können. Das Volk hat sich diese Erscheinung nach seiner Weise erklärt.

Der große Brunnen strömt aus dem „verlornen Thale" herab, das jenseits des Filarhorns zwischen Schneefeldern und Gletschern verborgen liegt, abgeschlossen von aller Welt, so daß selbst die kühnsten Gemsjäger sich begnügen müssen, es von der Zinne irgend einer jähen Felswand herab zu betrachten. Es ist reich an Wäldern und Wiesen, ein Wohnsitz wilder

Thiere. Früher war es bewohnt, wie noch aus den Mauern verlassener Hofstätten erhellet; aber die Menschen sind fortgewandert, weil die Gletscher allmälich jeden Ausgang geschlossen haben. Auch dem Wasser wurde derselbe zuletzt gesperrt, und es muste sich die unterirdische Bahn suchen bis ins Thal von Macugnaga, dem es nun als „großer Brunnen" seine Segnungen spendet.

(A. Schott, die deutschen Kolonien in Piemont.)

3. Das Roththal, eine Alpenhölle.

Dieses schauerliche nur von wenig Menschen besuchte Thal liegt zwischen der Bärenfluh, dem Durloch-, Gems- und Rothhorn am südwestlichen Abhange der Jungfrau. Vor Zeiten soll daselbst eine „Blümelisalp" gewesen sein; seit langem aber ist das Roththal sehr berüchtigt. Dachte man sich eine der wildesten Gegenden, wo weder Menschen noch Vieh weilen können, so wurde das Roththal genannt. Nicht nur sollte da ein unerträglicher Frost und in den Tiefen eine schreckhafte Finsternis herrschen; nicht nur sollte das Wasser ein fürchterliches Getöse verursachen und das Geheul der Raubvögel Furcht und Grauen einflößen, sondern es müssen daselbst auch Gespenster und unselige Geister ihr Wesen treiben, und bald die Trommel schlagen, bald auf entsetzliche Weise heulen.

Hugi — in seiner naturhistorischen Alpenreise — erzählt, abgeschiedene und die Wohnungen der Menschen beunruhigende Poltergeister seien — nach dem Volksglauben — an dem Eingange des Thales in Felsen- und Eisschründen in verschlossene Gefäße gebannt. Solche die im Leben Freveltaten verübt, sollen zur ewigen Strafe dort ihren Aufenthalt haben. Namentlich sind es die alten Thalherren. Weil diese gegen die Hirtinnen

sich ungebührlich betrugen, so wurden sie von einem ungeheuern Bocke vertilgt und zugleich wurde das Thal so zerstört, daß es nichts mehr zu zeugen vermochte und mit Eislasten sich füllte.

(Nach den Berichten von G. Studer und Hugi.)

4. Die Vergletscherung des Saanetsch.

Zwischen Wallis und dem südwestlichen Berner-Oberlande liegt der Saanetschgletscher, dem die Saane entfließt. Auf der Walliser Seite ist der s. g. verlorne Berg, eine grausige Wüste, wo man nur Schutt und Steingerölle sieht, nur selten einen Grashalm. Von diesem Berge geht folgende Sage:

Vor einigen hundert Jahren enthielt dieser Berg grasreiche Weiden, und im Sommer sah es hier sehr lebhaft aus, wo jetzt der Tod herrscht. Unten im Thale wohnte ein sehr reicher Landmann in einem stattlichen Hause; von demselben bis zu seinem Staffel auf der höchsten Alp hätte er einen breiten Weg mit Käse bepflastern und belegen können, so reichlich waren seine Keller damit versehen. Bei aller seiner Wohlhabenheit war er aber auch entsetzlich filzig und geizig. Ärmlich kleidete er Frau und Kinder, und kaum gönnte er den seinen und den Knechten und Mägden die schlechteste Nahrung. Kam ein Bettler und bat um ein Almosen, so wies er ihn schnöde, mit harten Worten ab. Einst wankte ein altes, krankes Mütterchen daher, und flehte um ein Stück Brot und um einen Trunk Milch, weil es vor Hunger und Durst verschmachte; aber der reiche schmetterte die Hausthüre, gegen das Bettelgesindel scheltend und polternd, hinter sich zu. Vor Schrecken sank die arme ohnmächtig dahin. Ein vorübergehender Bettler erbarmte sich ihrer; selbst dürftig kannte er die Noth anderer, theilte mit

ihr ein Stück schwarzes Brot, das sie labte und stärkte, und holte ihr aus dem nahen Brunnen einen kühlenden Trank. Erquickt und wohlgemuth ob der menschenfreundlichen Hilfe von ihresgleichen erklomm sie langsam, auf einen Stab gestützt, den steilen Berg in Begleitung ihres Wohlthäters. Oben trennten sie sich; vorher aber warf sie noch einen wehmüthigen Blick auf die Wohnung des hartherzigen reichen im Thale.

Kurze Zeit hernach ereignete es sich, daß fürchterliche Stürme, mit Donner und Blitz und Erdbeben begleitet, den nahen Untergang der Welt anzukünden schienen. Zitternd verkroch sich jedermann in seiner Stube; nur der reiche sah stolz und höhnend dem brausen der Elemente zu. Aber siehe! mit donnerähnlichem Knalle und toben löset sich vom höchsten Gipfel des Saanetsch eine ungeheure Masse von Fels und Eis, alles verwüstend, mitreißend und verheerend, mit Blitzesschnelle in die Tiefe. Und verschwunden waren die grasreichen Triften, die üppigen Wiesen; keine Spur von dem Hause des reichen war vorhanden; ringsumher ward alles eine unfruchtbare Wüste.

(Nach der Erzählung eines Ziegenhirten, berichtet von Fr. Kuenlin.)

5. Das G'steigthal und der ewige Jud.

Vor langen Zeiten soll das G'steigthal ein See gewesen sein, welchen das Klima so mild gemacht habe, daß Reben an seinen Ufern gediehen. Auf der Westseite (Abesite) hoch im Thale liegen noch alte Mauern, die ein Überrest vom damaligen Wirtshause sein sollen. Südöstlich, im Winkel des Thales („Uf der Morgesite z'hinderst im G'steig"), wo der Saanetschpaß hinaufführt, ist ein hoher Felsenstock, der unmittelbar mit dem Gebirge zusammenhängt und mit Wald und

Gras bewachsen ist. Dorthin sollen die Leute am Sonntage hingeschifft sein, ihren Gottesdienst zu halten. Noch jetzt trägt, und wahrscheinlich von dieser Zeit her, dieser Felsenstock („der Hubel"), den Namen Burg. Auch zeigt man dort „eine eiserne Ringge" in der Felsenwand („Fluh"), an die man ehemals die Schiffe angebunden habe. Nachdem sich der See durch einen Ausbruch verlaufen, ist die Gegend verwildert. Es wachsen nicht einmal mehr Äpfel im G'steig. Der Saanetsch gibt jeden Sommer nur noch drei Wochen lang dem Vieh hinlänglich Nahrung, und nach der Sage soll einst der ewige Jude bei einer Durchreise gesagt haben, wenn er noch einmal komme, so werde das Thal so wild sein, wie jetzt die Alpenhöhe des Saanetschberges. („Vur langest sige der ewig Jud emal im G'steig vurbi gange, un der heige gseit, wenn er noch emal chume, su werdes de im G'steig una so wild si, wie's jetz usem Saanetz oben sige.")

(Mündlich von einem Führer aus dem Bernerlande. Vgl. Grimm deutsche Sagen Nr. 343.)

6. Die Kirche von Blumenstein; der ewige Jud.

Das Kirchlein von Blumenstein ist vom Dorfe entfernt. Vor alten Zeiten waren unsre Berge bewohnt; die tieferen Gegenden der Gürbe nach bis Seelhofen waren ein See. Besonders bevölkert war der Berg Langeneck; an der Sonnseite dieses Berges war ein schöner Rebberg gepflanzt und auf der Schattenseite im Buchschwand war eine Stadt, und von dieser Stadt ist unten am See das Kirchlein von Blumenstein angelegt worden. Jeweilen den zweiten Sonntag muste ein Prediger von der Stadt hinunter an den See, um den Leuten dort das Evangelium zu verkündigen. Da zum

ersten Mal der ewige Jud diese Gegenden bereiste, ward sie gesegnet. Das zweite Mal aber verwünschte er sie wegen Sittenlosigkeit der Bewohner zu einer unfruchtbaren Winde, und wenn er das dritte Mal kommen soll, wird diese Gegend zu Gletscher werden.

(Wörtlich von einem Berner: S. Stucki. Das Wort „Gürbe" bedeutet gekrümmtes (curvum). Vergl. Stalders Idiotikon I. 499.)

7. Die Altels.

Die Altels, ein Berg des Berner-Oberlandes, soll früher zu den schönsten und fruchtbarsten Kuhbergen gezählt worden sein. Dieser Berg gehörte einer blinden Witwe, die alle Sommer daselbst mit ihren Kindern ihr Vieh weidete. Die Kinder, darunter mehrere erwachsene, übten nicht selten Bosheit aus an ihrer blinden Mutter. Oft legten sie ihr sogar unreine Speisen vor. Die Mutter merkte es, und voll Gram über solche Behandlung von Seite ihrer eigenen Kinder, verwünschte sie den Berg auf ewige Zeiten. Wenige Jahre nach ihrem Tode gieng ihr Fluch, den sie über diesen Berg ausgesprochen hatte, wirklich in Erfüllung: Der Berg ward mit ewigem Schnee bedeckt.

(Mündlich von dem Berner Bauern: Joh. Rösti.)

8. Die beschneite Frau.

Zu hinterst im Thalgrunde Frutigen, zwischen Oeschinen und dem Breithorn, erhebt sich die über 11,000 Fuß hohe Frau, deren Gipfel mit einem Mantel von ewigem Schnee bedeckt sind.

In Frutigen geht die Sage, daß dieser mächtige Koloß

einst eine grasreiche Weide gewesen sei. Mutern[1]) und noch andere vortreffliche Alpenkräuter sollen auf diesem Berge in Menge gewachsen sein. Die Kühe mußten sogar dreimal des Tages gemolken werden. Der Berg soll einer blinden Frau gehört haben, die mit dem Sohne, dem Gesinde und der Herde jeden Frühling aufs neue die Alpe bezog.

Der Sohn lebte in Unmäßigkeit, und in verbotenem Umgange mit einer Jungfrau; er achtete nicht der mütterlichen Verweise, vielmehr mishandelte er die blinde Mutter. Deshalb sprach sie den Fluch aus: der Berg solle mit Eis bedeckt werden; die beste Kuh und der Sohn sollen ewig hieher verbannt sein. Beides erfolgte und noch oft hört man das Gebrülle der Kuh, und ein trübes johlen des Sohnes. Wenn jemand so glücklich ist, die Kuh an einem Charfreitag vor Sonnenaufgang auszumelken, so soll die vorige Schönheit des Berges sich wieder einstellen. Noch ist es niemanden gänzlich gelungen, weil die Sonne immer eher heraufstieg, als man mit melken fertig war. Jeder, welcher bisher dieses Wagestück unternahm, aber nicht beendigen konnte, ward die Beute eines Ungeheuers.

(Mündlich von einem Berner Bauern.)

9. Untergang eines Sennen, seiner Kathrin und seines Hündchens.

Die Bergseite des Unter-Aargletschers ist (nach G. Studer) mit einzelnen Arven geziert, als Überbleibsel und Zeugen einer ehemaligen reichern Vegetation, die dieses Berg-

[1]) Der Erzähler sagte, Mutern sei ein dem Rüblikraut ähnliches; das Sprichwort heiße: „Mutern und Adelgras ist das beste Chrut das z' Ghula aß."

gelände schmückte; denn auch von dieser Gegend gilt die Sage von einer ehemals schönern Zeit. Der nun von der Aare zerfressene, von Geschiebe und den Eislasten eines Gletschers bedeckte Thalboden soll einst eine fruchtbare Alp gewesen sein. Die Ursache ihrer Zerstörung bildet den Stoff zu einer ähnlichen Sage, wie sie von dem benachbarten Gauligletscher erzählt wird. Hin und wieder sollen die Hirten der Aaralp mit der Erscheinung eines kopflosen Walliser-Weibleins überrascht werden, und ein Knecht des Grimselwirtes behauptete in allem Ernste, als er einmal die Ziegen gemolken, sei jenes kopflose Weiblein dicht zu ihm hingetreten.

Was die Sage vom Gauligletscher betrifft, so will ich nur kurz hier erwähnen, was mir bei einem Besuche des Urbachthales im Jahre 1831 die Hirten auf der Urnen-Alp hierüber mittheilten:

Da wo jetzt der mächtige Gauligletscher den breiten Thalgrund ausfüllt, war vor Zeiten, als Besitzthum einer reichen Sennerin, die schöne Blümlisalp gelegen. Noch vor wenigen Jahren soll das Gletscherwasser Holzwerk von einer Sennhütte aus dem innern der Gletschermasse hervorgespült haben. Schlechte Handlungen zogen jener Sennerin die Strafe des Himmels zu. Die Alp ward auf ewige Zeiten verflucht und unter der Eisdecke des Gletschers begraben. Die Sennerin, ein kleiner Hund, eine fremde Person und die ganze schöne Herde giengen zu Grunde.

Es wird nun diese Sennerin in der Gegend noch heut zu Tage mit dem Namen Gauliweibchen (Gauliwibli) bezeichnet. Sie und ihr Hündlein sollen zuweilen den Hirten im Gauli erscheinen. Ein Mann, dem sie sich offenbarte, hörte von ihr die Worte ausrufen: „I' und mi Kathrin und mini Küh brün und min Hund Rhin müssen immer und ewig auf

Blümlisalp sin." Hin und wieder soll auch das Glockengeläute des unsichtbaren Viehes vernommen werden.

Von dem Turtmanngletscher im Wallis erzählt man ähnliches:

Auf der Stelle, wo jetzt der Turtmanngletscher seine blauen Eislasten ausbreitet, befand sich einst (so berichteten mir 1835 die Hirten auf der Zenntumalp zu hinterst im Turtmannthale) die schönste Alp des Thales, Blümlisalp geheißen. Der Senn hatte ein schwarzes Hündlein und eine Jungfrau, Namens Kathrin, mit welcher er ein unzüchtiges Leben führte, während er seinen alten, blinden Vater auf unmenschliche Weise behandelte. In einer Nacht brach ein furchtbares Hochgewitter los. Der harte Sohn befahl seinem Vater das entlegene Vieh einzutreiben. Dieser gehorchte mit bitterm Schmerze, von dem Sohne übles befürchtend, wenn er seinem Gebote sich nicht fügen würde. Da geschah es aber, daß der blinde Vater, als er in den wilden Sturm hinausgetreten war, ohne sein wissen in seltsamem Drange sich immer weiter von der Alp entfernte, und daß alle Kühe ihm nachzogen. In derselbigen Stunde brach der Gletscher donnernd los von den festen Höhen und bedeckte plötzlich die schöne Alp für immer mit seinen turmhohen Massen. Der strafwürdige Senn, das arge Weib und das Hündlein, fanden ihr Grab unter den Trümmern der eingestürzten Wohnung, und kein menschliches Auge kann den Ort so vieler Frevelthaten mehr erblicken. Noch jetzt wollen die Thalleute, kurz vor eintretenden Wasserverheerungen zuweilen das schwarze Hündlein sehen und eine menschliche Stimme hören, welche die Worte ruft: „Ich und min Kathrin müßen immer und ewig auf Blümlisalp sin." Also die Hirten von Zenntum.

Auf der jetzt vergletscherten Oberplegi-Alp am Glärnisch war auch, wie mir 1836 ein Mann von Betschwanden erzählte, ein Senn gewesen, der sich versündigt hatte mit einer Jungfrau Kathrin. Er hatte eine Treppe aus Käse erbaut, und seiner alten Mutter Mist zur Speise vorgelegt. Da stürzte der übermüthige Frevler einmal mit der Kathrin in eine Gletscherspalte, und soll nur zuweilen, ganz in Flammen stehend, von den Leuten gesehen werden und die Worte ausrufen: „O ich und Kathrin und Pari (der Name seines Hundes) müßen immer und ewig unterm Firren si." Eine ganz ähnliche Sage geht von den Klariden.

(G. Studer, Mittheilungen aus dem Alpengebirge. Vgl. Grimm deut. Sag. Nr. 92. Vom Gaulliweiblein, Engstlenfräulein und Geißmeiblein theilt Kohlrusch Nr. 35 die Sage aus Wyßens Reise mit.)

10. Der ruchlose Sohn.

Auf den Clarideralpen soll vor Zeiten ein Senn eine leichtfertige Weibsperson unterhalten und so in Ehren gehalten haben, daß er ihr von der Wohn- oder Sennhütte bis zum Käsgaden den sonst kothigen Weg mit Käsen überdeckt habe, damit sie ihre Schuhe nicht besudele. Einmal kam nun seine arme Mutter zu ihm, um ihren Hunger mit Milch und Suffi (Molken mit Ziger vermischt) zu stillen. Der gottlose Sohn aber mischte ihr Pferdeharn unter die Milchspeisen und gab solches der Mutter. Als sie das merkte, wünschte sie ihrem verschwenderischen und ruchlosen Sohne alles Unglück über den Hals und bat Gott um gerechte Rache. Und das ward auch erfüllet: Der Sohn wurde mit der leichtfertigen Dirne von der Erde verschlungen; die obern Firne und Felsen fielen ein und

überdeckten die vorher grasreichen Alpen. Seit jener Zeit sind sie unfruchtbar.

Die Umwohner geben an, daß der Bösewicht sich merken lasse, wenn man ihm rufe oder ihn herausfordere. Ein Priester soll ihn einst herausgefordert haben, worauf die Erde in Erschütterung gerathen und die Felsen mit großem Geräusche heruntergefallen seien. Darauf sei der Priester, von Schrecken ergriffen, davongelaufen.

(Scheuchzer Alpenreisen.)

11. Vergletscherung des Rätzliberges.

Wie nach den Sagen der Frutiger die Blümlisalp, so war auch der nun von Gletschern bedeckte Rätzliberg eine fruchtbare Alp, auf der Mutteren und Adelgras in Menge blühten. Eine reiche aber geizige Frau in Bern hatte die Alp gekauft. Alle Jahre brachte der Hirt, der oben sommerte, der Lehensfrau den Zins und einen Korb voll frischen Ziger und fetten Anken, aber nie war die ungenügsame zufrieden. Da brach ein Hagelwetter über den Rätzliberg, und Hunger drohte der Herde. Der Küher brachte der Lehensfrau jammernd und um Mitleid bittend noch weniger Anken. Die harte aber fluchte über den Hirten und verfluchte die Alp, da rückte auf einmal vom wilden Strudel immer und immer näher das Eis gegen den Rätzliberg. Verschwunden war die blühende Weide; der Hirt, welcher zurückkehrte, fand Gletscher über die ganze Alp verbreitet.

(Alpenrosen 1813.) „Anken" heißt in der Schweiz die Butter, ahd. anco (Graff I. 345.)

Von der Casanna-Alp in Bünden wird ähnliches erzählt.

12. Verwandlung des Mutteri in Fideri.

Vor alte Zite — so erzählt man in Glarus — ischt e prächtigs melchs Gresli biß uf die höchste Grät use gwachse. Jez findt mes nu noch witer unde. Worum ächt? [1]) Darum daß es d' Pure [2]) z'guet g'ha händ derbi und übermüetig worde sind. Wenn sie a de=n=undere Stäfle [3]) gsi sind, so sind sie viel nidsi [4]) gange gu tanze=n=und gu wüest thue. Ab de=n=obere=n=abe hets es aber nüd möge g'gi [5]). D's Gras ist so guet gsi, daß sie drümal heid [6]) müese melche z' Tags; drum heid sie müese dobe blibe. Das het ne gar nüt g'falle und sie heid mängmal g'seit [7]): wenn nu de Tüfel das Gras nähm. Weget dem [8]) ist d's best Gras, d's Mutteri in der Höchi [9]) obe vertüret [10]) und es het Fideri drus g'gi [11]).

Nach andern hätten die Älpler durch unbarmherzige Behandlung eines alten Weibleins die Verwandlung der milchreichen Kräuter der Hochalpen verschuldet. Dieses habe, die Alpler verwünschend, ausgerufen: „Milcherchrut und Cipriu söllet ebig dürre stu [12])." Nach andern:

„Milcherchrut und Cipriu
Söllet ewig dürre si
Mutteri werd Fideri [13])."

Darauf sei die Verwandlung erfolgt.

(O. Heer, Kanton Glarus.)

---

[1]) etwa, wohl. [2]) die Bauern. [3]) Staffeln. [4]) abwärts, hernieder. [5]) geben. [6]) haben. [7]) gesagt. [8]) Wegen dessen, darum. [9]) Höhe. [10]) verdorret. [11]) gegeben. [12]) stehn. [13]) Cipriu ist ein ungenießbares Moos; Fideri ein Gestrüpp mit fein zertheilten Ästen wie die Cornicularien und Cladonia rangiferina.

13. Das Zyprion.

a) Hoch über dem linken Rheinufer in Bünden erhebt sich die Bergkette Calanda. Die Höhen derselben sollen früher viel fruchtbarer gewesen sein als jetzt. Die Kühe, welche man dreimal des Tages gemolken, nährten sich namentlich von einem Kraute, das Zyprion [1]) hieß, auch von Muttern [2]), Ritz [3]) und Milcherkraut [4]). Stellen, welche jetzt öde sind, waren früher mit dem herrlichsten grün bekleidet.

Auf diesen grünen Weiden lebten fröhliche Sennerinnen. Einst aber erwachte unter ihnen ein böser Geist. Sie zogen um Mitternacht auf den Hechsenboden, wo jetzt noch schwarzes Gras wächst. Hier versammelten sie sich und hielten ihre nächtlichen Tänze. Sie wurden einst überrascht von einem Jäger, den eine Gemse dahin verleitet hatte. Die jüngste Sennerin gieng auf ihn zu, bot ihm lächelnd ihre Hand. Von ihrer Schönheit geblendet ließ er sich lange von ihr zurückhalten. Und als der Morgen tagte, eilten alle zu Thal, um die Kühe zu melken. Die Sennerin saß aber noch immer bei ihrem Jäger, von dem sie sich nicht trennen konnte. Da rief eine Schwester: Komm, die Kühe warten schon da unten. Ach! entgegnete sie, immerfort melken! Ich wollte, daß die Kräuter längst verdorret wären. So verfluchte sie das Zyprion, Muttern und Ritz. Und als der Jäger das hörte, sprang er auf und rief: Behüte mir Gott das Muttern und Ritz. Das Zyprion hatte er vergessen.

Darauf sind alle Weiden verblasst. Noch sieht man jetzt das Zyprion als falbes Kraut, wie vom Winterfrost gedorret.

---

[1]) Alpenflechte, Mos. [2]) meum mutellina. [3]) luzula spadicea. [4]) Alchemillen, Frauenmantel.

Wenn man es bricht, so sieht es weiß aus wie Milch; aber keine Kuh frisst davon.

(Nach Alfons v. Flugi.)

b) Chr. Tester in Chur erzählte mir die Sage so: Vor Zeiten war der Cyprian in den Graubündner Alpen ein saftiges, milchreiches Kraut, welches die Kühe gern fraßen, und in Alpen, wo es reichlich vorhanden war, gaben die Kühe so viel Milch, daß man sie dreimal im Tage melken muste. Wie aber der Cyprian seine frühere Beschaffenheit verloren hat, erzählt die Sage folgendermaßen. Ein Weib klopfte müde und durstig an einer Sennhütte an und bat um einen Trunk Milch. Der Senn aber, ein hartherziger und böser Mann, weigerte sich, ihr auch nur einen Tropfen zu reichen, und als sie mit Bitten in ihn drang, wies er sie aus der Hütte und schlug scheltend und fluchend die Thüre hinter ihr zu. Das Weib sank draußen auf einen Stein nieder, zu schwach, um ihren Weg weiter fortzusetzen und rief die Rache des Himmels an, er möge alle Kräuter, Cyprian, Gras, Laub, überhaupt alles was grün ist und Milch gibt, auf Spitzen und Bergen verdorren lassen. Da rief eine Stimme von oben:

„Den Cyprian, den will 'der lan,
Laub und Gras, das laß mer stan."

So blieben Laub und Gras und alle andern Kräuter bewart, aber der üppige Cyprian schnurrte von Stund an zu einem dürren, saftlosen Mos zusammen, das die Kühe nicht anrühren. Noch sieht man am Cyprian deutlich die weißen Adern, welche ehemals Milch enthielten, sie sind aber vertrocknet und fließen nicht mehr.

(Mündlich.)

14. Die Sage vom Glärnisch.

(Mundart des Hauptortes Glarus.)

Uf äm Glärnisch ischt vor dem ä Prachts-Alp g'si. Die ganz Gegni zwüschet dem ruchä Glärnisch und dem Bächistock ischt ei Weid g'si. Die Alp het amänä [1]) jungä Purscht g'hört, der ischt all' Summer sälber ufä gu säntnä [2]). Si die alt Mueter und d' Liebsti hät er dundä glu [3]). Zur Liebsti hät er g'seit: Chum ä mal ufä z' Stubäti [4]), aber zur Mueter hät er nüt g'seit. Ae mal amänä [5]) schüne Sunntig, so luegät er abä-n-und gsieht äs Wibervolch gegät äm chu [6]). Der Purscht bänkt, das ischt mi Liebsti und will er ä-n-äb chu. [7]) Aber won-er necher zuechä chunt, [8]) so isch si Mueter g'si. Die hät g'seit: Gott grüezi, jez bien-i doch froh, as i dobä bi [9]); i bi mächtig müed und ha grusame Hunger. Gelt de machst me g'schwind öppis [10]). Wol dä wuol [11]), seit der Su, günd ihr nu wieder abä, i gib ech nüt. Was bruchet ihr da ufä z'chu, wo mi allerliebsti Kathri chunt; i will hüt nüt vu üch wüssä. Und wo sie nüt hät wellä gu, so hät er sie fort-g'jagt. Es gat nüt lang, so chunt die Liebsti. Aber duä häts g'gulte: Mä weiß ja wie's ischt, um d' Hüttä-n-ummä. Was thut der Sänn? Er nint ei Chäs um der ander und leits ufä Wäg dur das ganz Fähri durä, as das Meitli d' Schueh nüt b'schißi [12]). Aber d' Herrlikeit ischt gli us gsi. Bloß ischt d' Mueter wieder dundä gsi, so häts agfangä chnellä-n-und [13]) der Firä-n-ischt obänabä [14]) chu und hät die herrli Alp über-

[1]) einem. [2]) um zu sennen (Sennenwirtschaft zu treiben). [3]) drunten gelassen. [4]) zur Stubengesellschaft. [5]) an einem. [6]) begegnen. [7]) entgegen kommen. [8]) zu ihr kommt. [9]) daß ich oben bin. [10]) etwas. [11]) Warum nicht gar! [12]) damit — nicht beschmutze. [13]) knallen. [14]) oben herab gekommen.

teckt mit sammt dem Bech und dem Sänn und siner Liebsti, zur Straf für das, daß er so gottlos umg'gangen ischt mit siner Mueter und so närsch und utuchtig [15]) thue hät mit der Liebsti. Jez, wänn's Jöristag [16]) ischt, so mues er undräm Firä fürächrüchä [17]) und z'oberst obäm Glärnisch abärüesä, as mäs [18]) ghört biß an Oberblegi und am Seerütisee:

Ach ich und mini liebsti Kathri
Und mi's Hündeli Pari
Müend immer und ebig underäm Fire=n=unde si.

(O. Heer, Kt. Glarus.)

15. Breneli's Gärtli.

Der Glärnisch hat eine würfelförmige, mit Schnee bedeckte östliche Kuppe, genannt Breneli's Gärtli. Von ihm geht folgende Sage. Ein fahrender Schüler wollte einst den Türlersee, der am westlichen Fuße des Albis liegt, abgraben. Als er mit der Arbeit schon weit vorgerückt war, wurde er als ein gefährlicher Neuerer von einem nach Maria=Einsiedeln wandernden Pilger im Namen Gottes und Kristi angerufen, und auf die eisbedeckte Höhe des Glärnisch gebannt, mit der Weisung, er möchte sich dort einen Garten anlegen.

Allgemeiner jedoch hört man so erzählen:

Vormals war diese Kuppe ein Garten, der mit mehreren weidereichen Alpen einem Hirten gehörte, der eine Tochter Namens Breneli hatte. Diese heiratete einen unbemittelten Jüngling, dessen Mutter das junge Paar zuweilen besuchte. Aber jedesmal, wenn die Schwieger kam, wurde sie von der

[15]) läppisch. [16]) Am Georgentage. [17]) unterm Firn hervorkriechen. [18]) daß man's.

hochmüthigen Tochter schnöde behandelt. Um ihre Reichthümer den Leuten zu zeigen, baute Vreneli eine Treppe von lauter Käse. Und als einst die Schwieger wieder schlecht bewirtet und gering behandelt und ins Thal hinabgestiegen war, wünschte sie, daß diese Käse zu Stein werden möchten, und daß die stolze Sohnsfrau gedemüthigt werde. Das geschah und kurz darauf wurde das ganze Besitzthum mit ewigem Schnee bedeckt.

(Mündlich.)

16. Der Kriemhilte Graben.

Dieser liegt am Türlersee (im K. Zürich) in der Richtung nach Heferschwil. Dort hörte man folgende Sage erzählen: Die Einwohner von Heferschwil hatten einst Kriemhilt, die Hechse, die am Türlersee wohnte, erzürnt. Sie schwur sich zu rächen, den See abzugraben und das Wasser über die Felder von Heferschwil hinzuleiten. Sie begann den Durchstich durch einen kleinen Berg, der zwischen dem See und jenem Weiler lag, mit einer Schaufel, so groß wie ein Tennthor. Sie hatte bereits einen langen Graben gemacht, etwa 200 Fuß lang; allein sie hatte geschworen, sie wolle den See abgraben, Gott zu lieb oder zu leid. Darob ergrimmte Gott, erregte einen gewaltigen Sturm, zerbrach ihre Schaufel und ließ sie durch den Sturmwind fortreißen bis auf Vreneli's Gärtli am Glärnisch, ein Berg, der sich von dieser Stelle aufs schönste dem Auge darbietet.

(Mündlich. Vergl. Grimms Weisth. 1, 48. Myth. 344.)

17. Sage vom Schafſelbſanft.

(Mundart des Großthals.)

Uſem Schafſelbſanft hets vor altem ſchüni Weid ghä. Jez gſieht me nüt meh dervu, wegem Fire, aber as der Fire-n-abe chu iſcht, [1]) da iſcht der Balz z'Schuld, das iſcht der letzt Sänn gſi. Der het mit ſym Sänte welle z'Alp fahre a Limmere. Wo-n-er über d'Pantebrugg will, ſo gſieht er wyt unde-n-im Loch en alts Wybli, das het uſegrüeſt und ſchüüzli [2]) bynem aghalte, er ſöll em uſehelfe, aber der Balz het gſeit: Hock [3]) du nu da unde; worum biſt abe, und het g'lachet. — Es vergünd etis Tage-n-über das, ſo ſitzet der Balz voruſſe-n-und lueget dem Veh. Uf ei Mal gits e Chlapf und der Fire rutſchet a und nint als mitem, d'Stei und d'Hütte-n-unds Veh, und der Balz het au nümme chänne flieh und het müeſe-n-über d'Wand abe wie das ander. Wo-n-er ſchu z'uſſerſt uſſe gſi iſcht, heter das alt Wybli wieder gſih, das iſcht mitem Fire berher z'ryte chu und het ne-n-uſe g'ſtoße und gſeit: Jez will ich lache.

(O. Heer, Kt. Glarus.)

18. Der Gletſcher ob Flims.

a) Ob Flims in Graubünden lag eine grüne Alp, welche einer Wittwe gehörte. Nebenan waren die Beſitzungen eines reichen Mannes. Dieſer behauptete, der Wittwe Alpe gehöre ihm, denn ihr ſeliger Mann habe ſie ihm in einem Schuldbriefe verſchrieben. Die Wittwe wuſte aber wohl, daß die

[1]) als die Firn herunter kam (gekommen iſt). [2]) ſehr. [3]) Sitze, bleibe du nur da unten ſitzen!

Alp ihrem einzigen Sohne bestimmt war. Als sie vor den Richter kamen, sprach dieser, vom reichen bestochen, die Alp demselben zu. Kaum hatte er sie aber drei Tage besessen, so brach ein Unwetter los; es stürmte und donnerte, und es fiel ein solcher Schnee, daß in kurzem die weidereiche Alp mit einem Gletscher überdeckt war. Noch steht jetzt die Eismasse da wo die Alp der Wittwe gegrünt hat, und ringsum blühen Gras und Kräuter.

(Vgl. A. Flugi, Volkssagen aus Graubünden S. 111, und bündner. Volksbl. 1831 S. 385.)

Ch. Tester in Chur hat mir die Sage so erzählt:

b) Der Weg von Flims nach dem Glarnerland führt links am flimser Stein vorbei über den segneser Paß. Dort liegt die verschneite Alp, in alten Zeiten gesegnet und reich an saftigen Kräutern. Ein kleines Stückchen dieser Alp gehörte einer armen Wittwe, der übrige Theil einem reichen, gewaltthätigen Manne, welcher die Wittwe um ihren Antheil beneidete und sie um denselben anfocht. Er behauptete durch einen Handel mit dem verstorbenen Manne der Wittwe Eigenthümer ihres Antheils geworden zu sein. Die Wittwe suchte Schutz und Hilfe vor Gericht. Ihre Klagen und Thränen rührten das harte Herz des Geizhalses nicht. Er schwur vor Gericht, daß die Sache sich also verhalte und das Besitzthum der Wittwe wurde ihm zugesprochen. Da rief die Wittwe vor den Richtern ihm zu: „wenn die Alp dir gehört, so wünsche ich, daß sie dir wohl diene, gehört sie dir aber nicht und hast du falsch geschworen, so wünsche ich, daß der Himmel sie zuschneie und daß sie nicht wieder abere [1]) und grün werde.“ Der reiche Mann lachte höhnisch, während die arme Wittwe in Thränen ausbrach. Stumm saßen die Richter da und kaum hatte die Wittwe ihre

[1]) abern heißt: aufthauen, vom Schnee frei werden, so daß der nakte Erdboden zum Vorschein kommt (Stalder Idiot. I. 84).

Worte gesprochen, so hörte man den Sturmwind brausen und der Regen schlug an die runden Fensterscheiben der Gerichtsstube, im Gebirg fielen dichte Schneeflocken und es bewies sich, daß der reiche Mann einen Meineid geschworen hatte, denn in drei Tagen und Nächten war die Alp zugeschneit und ist seither niemals mehr vom Schnee frei geworden. Eine eisige Gletscherrinde bedeckt den verfluchten Boden, zur Warnung für alle, die Gewalt und Unrecht thun. —

(Mündlich.)

19. Die tote Alp.

In der Landschaft Davos liegt rechterseits vom Landwasser am serpentinhaltigen Gebirg die „tote Alp", eine Strecke Land, auf welcher kaum einzelne Gräschen wachsen, während ringsherum üppige Alpen liegen mit saftigen und melken Kräutern und Gräsern. Auch jene dürre Steppe war vor Zeiten bewachsen und es war die schönste Alp weit und breit. Dort hielt sich eine Sennerin auf. Einst kam ein armer Mann müde und durstig des Weges und bat sie um einen Labetrunk. Sie aber ließ den Armen schmachten und hieß ihn mit harten Worten weiterziehen. Der Arme, als er lechzend vor Durst und erschöpft niedersank, erhob seine Hände und beschwor die Rache des Himmels auf die Alp herab und siehe, von Stund an verdorrten die Kräuter und Gräser und man sieht heute noch deutlich die Gränzen der Alp, wo der dürre, verfluchte Boden an die üppigen Nebenalpen anstößt, und heute noch bemerkt man die zerfallenen Mauern der Sennhütte. —

(Mündlich, aus Chur.)

20. Der Goldfluß am Rothhorn.

In dem Gebirgsstock, der sich zwischen der Lenzerheide und Erosen verzweigt, ist die höchste Spitze das rothe Horn. Es ragt bemerklich über die andern verwitterten Zacken empor und bietet, wenn man es bestiegen hat, eine schöne Aussicht auf die dahinterliegenden höhern graubündnischen Schneegebirge und Eiszacken. Auch das rothe Horn selbst schon beherbergt an seinem nördlichen Abhang einen kleinen Gletscher von einer Viertelstunde im Umfang. Schon der Name sagt, daß diese felsige Bergspitze röthlich gefärbt ist und läßt schließen, daß in ihrem Schoße Mineralien verborgen seien. So ist es auch. Am rothen Horn waren Metallgruben, welche noch im siebenzehnten Jahrhundert bearbeitet wurden.

Die Stadt Plurs im Veltlin, damals rhätischem Unterthanenlande, welche im Jahr 1618 von einem Bergsturze verschüttet worden ist, betrieb diese Minen. Plurs war ein reiches Städtchen zwischen Cleven und der jetzigen graubündner Grenze am Ausgange des bergeller Thales gelegen. Daß aber die Plurser so reich waren, gieng nicht mit rechten Dingen zu; wie die Sage erzählt, stunden sie mit unterirdischen Mächten im Bunde und diese ließen ihnen in einer Mine am rothen Horn täglich eine Kanne voll reinen Goldes fließen. Daher rührte der Reichthum der Plurser, welche denselben überdieß sehr übel anwandten und nur zu Schwelgerei, Luxus und Wollust benutzten. Aber die Stunde sollte sie erreichen. Im Jahr 1618 bedeckte ein Bergsturz Plurs mit allen seinen Schätzen und keine Maus entkam. Einzig ein bündner Säumer wurde auf wunderbare Weise gerettet. Er kam mit seinen Saumrossen im Städtchen an und wollte dieselben einstellen. Aber das Vorross machte sich auf und davon

und die andern Rosse ihm nach. Er eilte nach und brachte sie zurück. Zum zweitenmal riß das Vorross aus und die andern Rosse folgten ihm. Er holte sie zum zweitenmal ein und brachte sie wieder zurück. Aber das Vorross bahnte sich zum drittenmal Wege und eilte in schiefem Schritt dem Bergell zu und die übrigen Rosse folgten ihm auf den Eisen nach. Da besann sich der Säumer eines bessern und ließ seine Rosse traben und zog mit ihnen des nämlichen Weges. Am folgenden Morgen war Plurs nicht mehr. Von diesem Tage an war auch die Goldquelle am rothen Horn versiegt und niemand hat sie mehr gefunden, obschon noch viel Gold im Berge ist. Auch war es seit jener Zeit nicht geheuer mehr um das rothe Horn herum, wahrscheinlich, daß die Plurser Verschütteten dort sich als Geister herumtrieben. So war namentlich eine Stelle in der eroser Schafalp häufig von bösen Geistern und Hechsen besucht und öfters werden dort zur Nachtzeit Hechsentänze gehalten. Noch sieht man in einem Steine daselbst deutlich den Fußtritt eines Ziegenbockes und den Fußstapfen einer Hechse, die daselbst vom Ziegenbocke abgestiegen ist, auf dem sie zum Tanze geritten kam.

(Mitgetheilt von Chr. Tester in Chur.)

21. Der Urdensee.

a) Vom rothen Horn weg zieht sich ein enges Bergthal hinunter zur Plessur. In diesem wilden engen Thal, das im Sommer von Schafen besucht wird, liegt ein kleiner Bergsee.

Wo jetzt der See ist, stund vor Zeiten eine Sennhütte und um die Hütte herum breitete sich eine schöne Alp. Dort wohnte ein böser Senn, der die Armen unerquickt des Weges

ziehen ließ. Einst kam ein armes, altes, schwaches Weib den Weg gezogen, müde von der weiten Reise und schmachtend vor Durst. Sie klopfte an der Sennhütte an und bat um eine Labung, aber der Senn antwortete ihr mit Scheltworten „mach dich fort alte Bettlerin, wenn ich allem Lumpengepack, das hier vorüberzieht, Milch geben sollte, so müste ich selbst bald Hungers sterben.“ Das arme, alte Weib flehte um Gotteswillen nur um eine kleine Labung, damit sie ihren Weg fortsetzen könne; „meine Knie brechen mir — sagte sie — und meine Zunge brennt mich wie Feuer.“ Der Senn aber schlug die Thür zu. Das Weib sank vor der Thüre nieder und als der Senn sie wieder öffnete, und es noch dort erblickte, rief er fluchend aus „bist du noch da, Alte, wart ich will dir jetzt Milch geben, daß dein Durst gestillt wird.“ Mit diesen Worten nahm er den Eimer und molk seine große, rothe Kuh und kam dann zum Weib und gab ihm zu trinken. Die Alte trank und dankte dem Senn warm und erflehte Gottes Segen auf ihn herunter. Der Senn aber verzog seine Züge zu einem spöttischen Hohnlächeln, denn er hatte Magen [1]) in die Milch geworfen. Kaum hatte die Alte neugestärkt ihren Weg eine Strecke weit fortgesetzt, als sie die fürchterlichsten Schmerzen im Leibe fühlte und wie sie sterbend hinsank, verfluchte sie den Senn und seine Alp, und in dem Augenblicke donnerte es in der Höhe, ein Blitz zuckte auf die Hütte, sie versank mit dem Senn und mit der rothen Kuh und an jener Stelle quoll ein See. Noch sieht man den Weg, der zur Hütte führte, sich im See verlieren und noch sieht man deutlich denselben am jenseitigen Ufer wieder aus dem Wasser auftauchen und sich in die Höhe ziehen, denn bei der Sennhütte vorbei führte der Weg

[1]) Magen ist das Lab, die Säure aus dem Labmagen der Kälber, womit man die Milch säuert, damit sie bricht und Käse gibt.

über das Gebirg nach Obervatz. Noch sieht man mitten im See einen schwarzen Flecken, das ist die Sennhütte, die dort versunken ist. Alle sieben Jahre einmal steigt bei furchtbarem Donner und Unwetter der Senn aus dem See hervor und melkt über den stürmischen Wellen des Sees seine rothe Kuh und versinkt dann händeringend wieder mit fürchterlichem Geheul. Das ist die Entstehung des Urdensees.

(Mitgetheilt von Chr. Tester in Chur. Nach dem bündnerischen Volksblatt v. 1829 lautet die Sage fast gleich:)

b) Das kleine Seitenthal, welches sich oberhalb Tschiertschen (etwa 2 Stunden südöstlich von Chur) in den Gebirgshaufen eindrängt, heißt Urden. Hier ist ein See, zu dem ein halb und halb mit Gras bewachsener Pfad führt. Das Landvolk erzählt darüber folgendes:

Quer mitten durch's Thal und über die Bergrücken zu beiden Seiten, dann die Obervatzer Alpen und Heuberge hin geleitete dieser Weg die Leute von Erosa gen Obervatz, denn vor Alters gehörten sie zur Kirchgenossenschaft von Obervatz. Einst wanderte auch eine alte fromme Frau aus Erosa über's Gebirg, um im Gotteshause zu Obervatz ihre Andacht zu verrichten. Ihr mühsamer Weg führte sie über die Sennhütte auf Urden, wo sie zu rasten gedachte. Die fromme Pilgerin war müde und von Hunger und Durst gequält. Sie stund ermattet still bei einer Sennhütte, wo ein roher geiziger Senn wirtschaftete. Diesen bat sie um Gotteswillen um einen Trunk. Der Senn fuhr sie hart an und zeigte ihr die Thür. Vor Müdigkeit konnte sie aber nicht weiter und setzte sich jammernd auf eine Bank. Da öffnete der Unmensch die Thüre und rief: Wart Alte, du sollst genug haben! Darauf molk er seine rothe Kuh, warf Magen in das Milchgefäß und reichte es mit Hohnlachen der Alten dar. Das Mütterchen trank, fühlte sich gestärkt und

verließ mit Segenswünschen die Hütte. Doch wie sie am Rücken des Gebirges aufwärts kletterte, empfand sie grimmige Schmerzen. Sie fühlte sich ihrem Ende nahe und gedachte mit Schrecken der Worte: „Du sollst genug haben.“ Sterbend rief sie Gottes Strafe über den gottlosen herab, befahl ihre Seele dem himmlischen Vater und verschied.

Bald darauf erbebte der Boden rings umher, und die Erde verschlang den Bösewicht sammt seiner Habe. Die Stelle füllte sich mit Wasser, und das ist der Urdensee. Alle sieben Jahre toset der See wild auf; man sieht auf demselben den Senn eine rothe Kuh melken, und stönend wieder in den Abgrund zurücksinken. So oft der See heftig bewegt ist, deutet dieses nach dem Volksglauben auf schwere Ungewitter oder plötzlich eintretende Kälte. Der See hat eine tiefe, schwarz aussehende Stelle. Diese hält man für Reste der versunkenen Hütte.

22. Der tote See.

Im Domleschger Thale (Bünden) sieht man noch viele Trümmer alter Burgen. Um einen ruhigen, stillen See von geringem Umfange findet man hie und da Reste von alten Mauern, Höhlen und Grotten, die ganz mit Schilf und Seekräutern bewachsen sind und so den Anblick eines schwarzen und gleichsam ausgestorbenen Sees noch schauerlicher machen. Hier stund, nach der Sage, ein reiches Zwingherrnschloß, dessen Bewohner die Gegend umher beraubten. Einst ließen sie in den unterirdischen Gemächern einen Greisen unschuldig schmachten. Dieser verfluchte die ruchlosen, und alsbald soll das Schloß mit den Tirannen untergegangen sein und die Stätte sich in einen See verwandelt haben.

(Vergl. Bündner Volksblatt v. 1832 S. 207.)

über das Gebirg nach Obervatz. Noch sieht man mitten im See einen schwarzen Flecken, das ist die Sennhütte, die dort versunken ist. Alle sieben Jahre einmal steigt bei furchtbarem Donner und Unwetter der Senn aus dem See hervor und melkt über den stürmischen Wellen des Sees seine rothe Kuh und versinkt dann händeringend wieder mit fürchterlichem Geheul. Das ist die Entstehung des Urdensees.

(Mitgetheilt von Chr. Tester in Chur. Nach dem bündnerischen Volksblatt v. 1829 lautet die Sage fast gleich:)

b) Das kleine Seitenthal, welches sich oberhalb Tschiertschen (etwa 2 Stunden südöstlich von Chur) in den Gebirgshaufen eindrängt, heißt Urden. Hier ist ein See, zu dem ein halb und halb mit Gras bewachsener Pfad führt. Das Landvolk erzählt darüber folgendes:

Quer mitten durch's Thal und über die Bergrücken zu beiden Seiten, dann die Obervatzer Alpen und Heuberge hin geleitete dieser Weg die Leute von Erosa gen Obervatz, denn vor Alters gehörten sie zur Kirchgenossenschaft von Obervatz. Einst wanderte auch eine alte fromme Frau aus Erosa über's Gebirg, um im Gotteshause zu Obervatz ihre Andacht zu verrichten. Ihr mühsamer Weg führte sie über die Sennhütte auf Urden, wo sie zu rasten gedachte. Die fromme Pilgerin war müde und von Hunger und Durst gequält. Sie stund ermattet still bei einer Sennhütte, wo ein roher geiziger Senn wirtschaftete. Diesen bat sie um Gotteswillen um einen Trunk. Der Senn fuhr sie hart an und zeigte ihr die Thür. Vor Müdigkeit konnte sie aber nicht weiter und setzte sich jammernd auf eine Bank. Da öffnete der Unmensch die Thüre und rief: Wart Alte, du sollst genug haben! Darauf molk er seine rothe Kuh, warf Magen in das Milchgefäß und reichte es mit Hohnlachen der Alten dar. Das Mütterchen trank, fühlte sich gestärkt und

verließ mit Segenswünschen die Hütte. Doch wie sie am Rücken des Gebirges aufwärts kletterte, empfand sie grimmige Schmerzen. Sie fühlte sich ihrem Ende nahe und gedachte mit Schrecken der Worte: „Du sollst genug haben.“ Sterbend rief sie Gottes Strafe über den gottlosen herab, befahl ihre Seele dem himmlischen Vater und verschied.

Bald darauf erbebte der Boden rings umher, und die Erde verschlang den Bösewicht sammt seiner Habe. Die Stelle füllte sich mit Wasser, und das ist der Urdensee. Alle sieben Jahre toset der See wild auf; man sieht auf demselben den Senn eine rothe Kuh melken, und stönend wieder in den Abgrund zurücksinken. So oft der See heftig bewegt ist, deutet dieses nach dem Volksglauben auf schwere Ungewitter oder plötzlich eintretende Kälte. Der See hat eine tiefe, schwarz aussehende Stelle. Diese hält man für Reste der versunkenen Hütte.

22. Der tote See.

Im Domleschger Thale (Bünden) sieht man noch viele Trümmer alter Burgen. Um einen ruhigen, stillen See von geringem Umfange findet man hie und da Reste von alten Mauern, Höhlen und Grotten, die ganz mit Schilf und Seekräutern bewachsen sind und so den Anblick eines schwarzen und gleichsam ausgestorbenen Sees noch schauerlicher machen. Hier stund, nach der Sage, ein reiches Zwingherrnschloß, dessen Bewohner die Gegend umher beraubten. Einst ließen sie in den unterirdischen Gemächern einen Greisen unschuldig schmachten. Dieser verfluchte die ruchlosen, und alsbald soll das Schloß mit den Tirannen untergegangen sein und die Stätte sich in einen See verwandelt haben.

(Vergl. Bündner Volksblatt v. 1832 S. 207.)

23. Der verschwundene Wald.

Im Thurgau, dicht an der zürcherischen Grenze, liegt der Bichelsee beim Dorfe gleiches Namens. Hier stand früher eine Burg. Über den See soll einst eine Kette bis zur Burg Haselberg gezogen gewesen sein, welche einem Eichhörnchen als Brücke diente, um in gefahrvollen Zeiten Briefe von einem Burgherrn zum andern zu tragen.

An der Stelle des Bichelsees, in dessen dunkelgrüner Flut sich die nahen waldigen Hügel spiegeln, war einst ein Eichwald, der einer frommen Witwe gehörte. Aber derselbe wurde ihr von einem Nachbar entrissen und ihre Klage fand kein Gehör. Da verwünschte sie den ihr freventlich geraubten Wald. Die Erde erbebte, ein schrecklicher Sturm brach los, feurige Zeichen droheten am Himmel, und als der Tag wieder anbrach, breitete sich ein See über den verschwundenen Wald aus. Lange Zeit zerrissen die Fischernetze an den aus der Tiefe hervorragenden Eichen.

Das Volk glaubt, der See sei unergründlich, und stehe durch verborgene Ruinen mit weit entlegenen Gewässern in Verbindung.

(Mündlich.)

24. Die Rüfe.

Wenn man über den hohen Gebirgspaß Bernina nach Puschlav wandert, so gelangt man am südlichen Bergabhang nicht weit oberhalb Pischiadello an eine Stelle, wo in alter Zeit, keine Chronik gibt davon Kunde, ein Dörfchen, Namens Zarera, stund. Man nennt den Ort „die Rüfe;“ von Gebäulichkeiten sind keine Spuren mehr zu finden. Die Einwohner von Zarera waren, so erzählt die Sage, böse, gottlose Leute, welche

sich von den Säumern und anderen Reisenden, die mit ihren Pferden dort durchzogen und einkehrten, auf unredliche Weise versicherten. Da sah man einst zur Nachtzeit eine Jungfrau auf einem Schimmel um das Dorf herumreiten und hörte, wie sie laut die Einwohner von Zarera warnte und ihnen zurief Buße zu thun. Die Zarerer aber blieben bei ihrer verdorbenen Gesinnungsart und da ergieng über sie ein großes Strafgericht. Es sammelten sich dichte, schwarze Wolken am Himmel, der Blitz zuckte, der Donner rollte, der Regen fiel in Strömen. Denn Bergbäche schwollen an und rissen die gewaltigsten Baumstämme und Felsblöcke mit sich fort. Es war eine schauerliche Nacht, da jedermann sich bekreuzte, und als der Morgen graute, war Zarera nicht mehr. Alle Einwohner haben den Tod in den Fluten und unter den Trümmern gefunden. Einzig eine alte Mutter und ihre Tochter blieben verschont. Sie machten eine Ausnahme von den übrigen, waren gottesfürchtig und freuten sich, wenn sie ihren Nächsten und den Reisenden dienen konnten. Ein Windstoß trieb sie fort bis außer den Bereich der angeschwollenen Rüfe und sie blieben am Leben.

(Rüfe, aus Chur. Rüfe d. i. die durch Bergwasser angeschwemmte Steinmasse; die rauhe Oberfläche. Schmeller III. 62. Stalder II. 289.)

25. Untergang von Plurs.

Wenn man aus dem felsigen graubündnischen Bergellerthale hinaustritt und die Straße nach Cleven zieht, so kommt man an der denkwürdigen Stelle vorbei, wo das Städtchen Plurs unter einem Bergsturze begraben liegt. In noch frühern Zeiten stund dort die Ortschaft Belfort, welche ebenfalls verschüttet worden war. Plurs war ein reiches Städtchen und wo viel Geld und Gold liegt, da pflegt der Satan sich niederzu-

lassen und seine Schlingen auszuwerfen. So kam es, daß die Einwohner von Plurs sich dem Wohlleben und der Schwelgerei hingaben. Auch der Hochmuth kehrte bei ihnen ein und die Eitelkeit und Ruchlosigkeit machte das Maß voll. Es war an einem schönen Sommertage am 24. August des Jahres 1618 als eine Hochzeit in Plurs gefeiert wurde. Alle eingeladenen erschienen in Sammet und Seide und das Brautpaar war mit goldenen Ketten und Edelsteinen behängt und die Straße bis zur Kirche war mit sammetnen Teppichen belegt, über welche das Brautpaar vor den Altar schritt. Nach der Trauung wurde gespeist von silbernen Tellern und getrunken aus goldenen Bechern. In der Küche brannte Zimmetrinde unter den Töpfen und im Sale flimmerten die Wände von lauter Kostbarkeiten. Nach der Tafel spazierte die hochzeitliche Gesellschaft längs der Maira. Am Ufer hüpfte ein schneeweißes Lämmlein um seine Mutter. Da faßte einer aus der Gesellschaft den Gedanken, zur Ergötzlichkeit für die Zuschauer dem Lämmlein sein silberlockiges Fellchen abzuziehen. Gedacht, gethan — in wenigen Minuten stand das blöckende Lämmlein mit nacktem Fleische da, taumelte noch einige Schritte vorwärts und fiel dann tot nieder. Nicht einer aus der Gesellschaft suchte die ruchlose That zu hindern. Man kehrte zurück in das Städtchen und tanzte bis in die Nacht. Der Tanz war noch nicht zu Ende, als der anliegende Berg unter furchtbarem Donner das Städtchen mit Mann und Maus begrub. —

(Schriftlich aus Chur. Vergl. Nr. 20.)

26. Das Milchhorn und der Johannisziger.

Nördlich von Unterseen ist das Habkeren- (vor Alters Hackeren-) Thal. Aus seinem Hintergrunde, von der Lombachalp

fließt der Lombach, der oft noch durch Überschwemmungen furchtbar wird. Ein geheimnisvolles Männchen, heißt es, komme jedesmal vor dem anlaufen des Wassers im Runse (Flußbett) dahergeschritten, und schlage rechts und links mit langem Stock an das Ufer, wo es vom Schwall fortgerissen wird. Bei St. Niklausen, wo der Bach aus der Thalschlucht kommt, hat vor Alters eine Kapelle gestanden. Im Hintergrunde des Thales aber, wo der Pfad nach dem schrecklichen verwilderten Hohgant ansteigt, auf der Grenze des Kant. Luzern liegt eine Alp mit Namen Ällgäu, in welcher ein durch Menschenhand aufgeworfener Erdwall von beträchtlichem Umfang für den Überrest einer Stadt gehalten wird. Die Volkssage versetzt dunkle Geschichten hieher, von denen vieles nunmehr fast verschollen ist. Eine Streifschaar Entlibucher überfiel einst auf dieser Alp die Herden und die Sennen der Oberländer, und ermordete sie grausamlich; die Küher wurden in siedender Molke erstickt. Da entsprang ein rüstiger Hirtenjunge mit einem hölzernen Milchtrichter, einer Volle in der Hand. Der stellte sich hin auf eine Höhe des Habkerenthales, und schrie durch die Volle wie durch ein Sprachrohr hinaus gegen den Thalboden von Unterseen, daß über der Gewalt des rufens ihm der Leib barst. [1]) Drunten vernahm's zuerst seine Geliebte, die lief und bot das Landvolk auf zum Kampfe, bis eine Menge bewaffneter emporzog und die Entlibucher schlug bei der Wehri, wo in neuerer Zeit noch Gefäße von Schwertern sind ausgegraben worden.

Zu anderer Zeit herrschten im Ällgäu verderbende Seuchen unter dem Alpvieh. Kein Mittel half, bis endlich eine

---

[1]) Auch Roland blies sein Horn (Olifan), daß ihm die Schläfe barsten. — Volle ist eine Seihe, ein oben weites, unten aber in eine stumpfe Öffnung hinauslaufendes, kegelförmiges Gefäß, durch welches die frisch gemolkene Milch durchgeseihet wird.

wohlthätige Spende an die Armen dem Übel ein Ende machte. Dazu hatte ein weiser Mann gerathen. Zum Andenken sammeln alljährlich am Sonntage nach Johannis auf dem Kirchhofe von Unterseen alle Armen der Gegend mit kleinen Gefäßen, und sobald Abends die Vesperglocke schallt, erscheinen die Weiber und Töchter der begüterten mit großen hölzernen Geschirren, in welchen ein Käs und ein Zigerrumpf zerstückelt eingebrockt sind. Beides wird verschenkt und die Gabe gilt für das Erzeugnis der Alp Allgäu am St. Johannistag, von welchem das Geschenk der Johannisziger benannt wird.

(Von Unterseen. Ziger ist die festere aus den geronnenen Molken gewonnene Masse, Topfen. S. Stalder II. 473.)

27. Die Überschüttung von Kienholz.

Das Haslethal ist häufigen Zerstörungen ausgesetzt. Ein Schlammstrom von aufgelöstem Schiefer zerstörte 1797 zu Schwanden viele Häuser und Wiesen. Auf gleiche Weise ward im 15. Jahrhunderte, wie die allgemeine Sage geht, das Dorf Kienholz theils mit Steinen, Schlamm und Graus überschüttet, theils in den Brienzersee hinausgeschwemmt, und lange Zeit bezeichneten nur dürftige Häuser die Stätte, wo es gelegen.

Es gibt noch dermal ein Geschlecht, des Namens Kienholz, welche folgende Stammsage hat. Nach Überschüttung des Ortes fuhr öfter ein Karrer über den hohen Steinschutt. Sein Gaul zeigte sich stets auf der nämlichen Stelle unruhig, der Hund scharrete im Boden und beide wollten nur ungern vom Flecke. Endlich verschaffte sich der Karrer die Erlaubnis, daselbst zu schürfen und zu graben, und man kam bald an das Gewölbe eines Kellers. In diesem fand man einen alten Mann sammt einem Knaben aus dem verunglückten Dorfe,

die beträchtliche Zeit hindurch sich in dieser Gruft mit Wein und Käse und herabsickerndem Wasser das Leben gefristet hatten. Man half den beiden heraus; allein der Greis starb an der frischen Luft in kurzer Weile; der Knabe dagegen lebte fort, und sein Name ward zum Andenken an den Vorfall anstatt Schneitter, wie er geheißen, in „Kienholz" verändert.

(Schriftlich aus Brienz.)

28. Der Untergang von Bösälgäu.

Zwischen dem Furggengütsch (Furke, Gabel) und der steinigen Matt (Hohgant im Bern. Oberlande) öffnet sich nach Südosten gegen die Alpentriften von Bösälgäu die Schlucht der Karrhohlen, deren Grund mit Steintrümmern angefüllt ist. Die Karrhohlen verdankt (vielleicht) ihren Namen der Volkssage, daß vor alten Zeiten diese Schlucht als Straße gedient habe, wenn die Ritter von Schöritz, oder, wie andere sagen, der Teufel und sein Gefolge, mit Roß und Wagen über die Firsten des Hohgant herangefahren kamen, um die Herren von Ällgäu in ihrer wallumgürteten Stadt zu besuchen. Denn wo jetzt die ärmlichen Alphütten von Bösälgäu auf einer Bergterasse hart am höchsten Joche der Hohgant gelagert sind, da soll vor Zeiten eine Stadt gestanden sein, und die Hirten weisen dem Fremden kleine Erderhebungen, welche ringförmig das Alpläger umgeben und in denen er die Spuren ehemaliger Stadtwälle erkennen soll.

Diese Stadt soll einst unter dem besondern Schutz und der Obhut von Bergmännchen oder Zwergen gestanden sein, welche in dem Gebirge hausten, zuweilen die Stadt besuchten, den Leuten gutes thaten und Frieden und Einigkeit unter

ihnen zu befestigen trachteten. Als aber Geiz, Übermuth, Zwietracht und Sittenlosigkeit überhand nahmen, da gaben die Bergmännchen die Warnung mit den Worten:

D' Furggefluh ist g'spalten,
Schlegel und Wegge erkalten,
wer fliehen will, der lauf!

Wer dieser Warnung achtete, der konnte sich noch durch schnelle Flucht retten; die übrigen Einwohner aber wurden unter den Trümmern der einstürzenden Stadt begraben, und von jener Zeit an verschwanden die Bergmännchen.

(G. Studer, Panorama von Bern.)

29. Der einkehrende Zwerg.

Da wo die Lütschine das eigentliche Thal Grindelwald verläßt, befindet sich die Ortschaft Burglauenen, nördlich der Lütschine an einem Abhange liegend. Sie gehört in die Kirchgemeinde Grindelwald, ist aber von dem Thale, durch zwei, fast in die Lütschine hinaus ragende Felsenvorsprünge abgeschlossen. Von dieser Gegend erzählt eine Volkssage:

Da, wo jetzt Burglauenen ist, stund in alter Zeit ein Dorf, Namens Schillingsdorf, das bewohnt war von bösen Leuten. An einem Abende, bei stürmischem Regenwetter, gieng ein Zwerg im Dorfe umher, und bat um Herberge. Er wurde aber immer abgewiesen, bis er endlich bei einem Hause, wo nur arme Leute waren, und wo man gerade die Geburt eines Kindes erwartete, mitleidig aufgenommen, und so gut als möglich verpflegt ward. Den Leuten dieses Hauses zeigte der Zwerg an, daß in derselben Nacht Schillingsdorf untergehen, und nur ihr einziges Haus, als das würdigste, bleiben solle. Um Mitternacht fieng es fürchterlich an zu krachen. Ein

Theil der Burg, welcher schon früher abgespalten war, riß sich los, bildete eine ungeheure Schuttlawine, und rollte unter entsetzlichem Donner dem Dorfe zu. Dieses wurde fast ganz verschüttet und zertrümmert, so daß nur wenige Menschenleben davon kamen, außer denen, die den Zwerg über Nacht behielten. Dieses Haus soll dadurch gerettet worden sein, daß ein Felsblock, groß wie ein Haus, welcher dem Schutt vorangekommen war, sich gerade hinter das Haus fest lagerte, und den Schutt hinter sich aufhielt oder neben abwies. Man sieht noch deutliche Spuren von einem solchen Bergsturze. Bei der Burg ist zu sehen, daß ein Stück der ganzen Höhe und Breite, etliche Klafter dick, weggerissen ist. Untenher nimmt man die Strömungen des Schuttes war. Große Felsen liegen wie gesäet umher, theils aus der Erde hervorragend, theils auf der Oberfläche liegend. Alles ist jetzt wieder mit Pflanzen bedeckt. — Auch derjenige Fels, welcher Retter jenes Hauses gewesen sein soll, scheint noch jetzt als Zeuge da zu stehen und ein dort stehendes Haus wird noch jetzt mächtig von dem Felsen beschirmt.

(Mündlich aus Grindelwald. Vergl. Grimm deut. Sag. Nr. 45.)

30. Verwüstung der Schrattenfluh.

Auf der Sonnseite der Schrattenfluh im Entlibuch ist eine dürre fast wurzellose Gegend. Früher soll diese Einöde eine der prächtigsten Alpen gewesen sein, die einem einzigen Sennen angehört habe. Als der Vater starb, hinterließ er drei Söhne; der eine von ihnen aber war blind und hielt sich unten im Dorfe Tschangnau auf. In der Mitte des Sommers besuchte er an einem Sonntag seine Brüder. Aber diese verspotteten ihn heim-

lich, und beim Mittageſſen miſchten ſie ihm anſtatt friſchen Zigers friſchen Kuhkoth in die Milch. Als nun der blinde darüber eine ſaure Miene machte, konnten ſie ſich des lachens nicht enthalten. Da merkte der blinde ihre Schalkheit, und verfluchte die Brüder ſammt der Alp. Alsbald geſchahen Bergſtürze auf Bergſtürze, und in wenigen Jahren hat man daſelbſt weder Erde noch Grashalm mehr gefunden.

(Mündlich, aus Flühli.)

31. Untergang der Stadt Roll.

Am rechten Ufer des Thunerſees, unweit des Schloßturmes Ralligen und des Dörfchens Merligen liegt nach einer allgemeinen Sage die Stadt Roll unter dem Schutte begraben. Sie ſoll durch einen furchtbaren Bergſturz verſchüttet ſein, indem ein großer Gipfel der zerriſſenen Ralligſtöcke ſich losgeriſſen habe und nach dem See hin geſtürzt ſei. Noch jetzt liegen dort große Felsblöcke von feſtem Kalkſtein. Auch ein ſchloßähnliches Gebäude, Ralligſchloß, einige Minuten vor dem Schuttplatze gelegen, ſoll ein Überbleibſel ſein. Vor nicht langer Zeit hat man unter einem großen Felsſtücke eiſerne Werkzeuge gefunden. Folgende Sage geht darüber im Munde des Volkes:

Eines Abends als ſich die Bewohner jener Stadt zur Ruhe begeben wollten, kam ein Zwerglein (Bergmännlein) vom Berge herab und begehrte Nachtherberge, wurde aber von den ungaſtlichen Leuten abgewieſen; nirgend fand es freundliche Aufnahme als bei den Bewohnern des Ralligſchloſſes. Des andern Morgens ſtellte ſich jenes Zwerglein auf den Gipfel der ſpitzen Fluh (Gibelfluh) und rief mit folgenden Worten die Unglücksbotſchaft über die Stadt aus:

Stadt Roll, zieh us mit dinem Volch!
Die spitzi Fluh ist g'spalte;
Schlegel und Wegge si g'halte,
Zieh' us, dem Stampach zu![1])

Aber niemand hörte auf diese Warnung und das Unglück brach herein. Der gröste Theil der spitzen Fluh riß sich los und zermalmte die Stadt sammt ihren Bewohnern. Niemand wurde gerettet, als die gastfreundlichen Bewohner des jetzt noch stehenden Ralligschlosses. Jetzt gleicht dieser Ort einer Einöde, nur auf eine spärliche Weide treibt der Schaf- und Ziegenhirt seine Herde.

(Nach mehreren Überlieferungen.)

32. Gryden.

Im Simmenthal, eine Stunde von Boltigen, dem Dorfe Weißenbach gegenüber, soll vor alter Zeit ein Dorf gestanden sein, Namens Gryden, das ein reißender Bergstrom zerstört hat. Heut zu Tage steht noch ein einzelnes Haus auf einem verschont gebliebenen Stücke Land. In diesem Dorfe Gryden war nach der Sage ein Gasthof, dessen Eigenthümer, Namens Schild, einen Sohn hatte, der in die Fremde gegangen war. Dieser kam nach langen Jahren sehr verändert wieder in seine Heimat zurück, gab sich in Boltigen zu erkennen und ging nach Gryden zu seinen Eltern. Um diese zu überraschen gibt er sich für einen bloßen Reisenden aus. Die Eltern aber, Geld bei die-

[1]) Nach andern heißt dieser letzte Vers: D' Stadt Roll muß unter ga. Weggen ist ein eiserner Keil zum Felssprengen. Die Zwerglein werden als Bergleute gedacht, welche nun ihre Werkzeuge wieder verwaren (g'halte), um die lang bearbeitete Felsenspitze von selber stürzen zu lassen.

sem Gaste vermuthend, ermorden den ihnen aus der Kunde gewachsenen Sohn und schaffen den Leichnam fort. Jedoch wird es ruchbar, daß der Wirtssohn gekommen sei. Man fragt die Eltern, allein diese wollen von nichts wissen. Erst allmälich kommen sie zu der schrecklichen Gewisheit, daß der ermordete ihr Sohn gewesen sei, und man sagt, daß sie darüber wahnsinnig geworden seien.

(Mündlich.)

33. Sturz des Mandlisers.

Der Mandliserberg (in Uri) bildet mit einem seiner Gräte, dem Jakober, die südliche Begränzung des wilden Leutschachthales, dessen Hintergrund, früher eine schöne Alptrift, jetzt mit ungeheuern Granitblöcken bedeckt ist. Vor vielen Jahrhunderten stürzte ein Theil des Mandlisers ein. Davon erzählen die Hirten folgende Sage:

Vor Zeiten weideten mehrere Hirten in diesem Thalboden eine große Herde. Eines Abends wurden sie in nicht geringen Schrecken versetzt, als aus der Felswald gerade über ihnen ein Getöse und ein dreimaliger Ruf „fort!“ sich vernehmen ließ. Eilig traten sie zusammen und berathschlagten, ob sie der Stimme folgen und den Ort verlassen sollten. Die Mehrzahl war der Meinung, daß man auf das Geschrei des Ungeheuers nicht achten solle. Sie blieben auch dann noch fest auf ihrem Beschlusse, als am dritten Tage der Berg noch heftiger dröhnte und als furchtbar die Worte erschollen: „Hinnech chumeni dä!“ (Heut Nacht komm ich dann!) Kaum war aber die Nacht eingebrochen, so stürzte der Berg zusammen, und Hirt und Herde wurden unter den Trümmern begraben.

Zur Erinnerung an die schreckliche Begebenheit heißt jetzt noch der verschüttete Ort vom Warnungsrufe „fort!“ z'Furt.

(Mündlich.)

34. Lauterbrunnen und Grindelwald.

Über den Ursprung dieser Namen berichtet die Sage folgendes. Ehe noch beide Thäler bewohnt waren, sandten einst die benachbarten Anwohner zu Hasli oder Interlachen ein paar Kundschafter. Auf die Frage, was sie angetroffen, antworteten sie: lauter Brunnen, und einen Grindel-Wald [1]). Also die Menge Wassers und die geschlossene Gegend voll Waldung hätte diesen Thalgründen den Namen gegeben.

Die Einwohner von Lauterbrunnen sollen aus dem benachbarten Lötschenthal im Wallis herstammen; eine Urkunde nennt sie Lötscher. Hinreichende Spuren und Sagen deuten auf frühere Bewohnung der Anhöhen und auf spätere Ansiedlung im Thalgrunde. Auf der Wengenalp soll eine Kapelle gestanden haben. Zwischen Eiger und Mönch soll eine Straße nach dem Wallis durchgegangen sein. Die Höhen, sagt man, seien vordem viel milder und fruchtbarer gewesen.

Sehr beliebt sind in Grindelwald hartgebackene Gerstenkuchen, die sehr dünn sind. Sie werden vornämlich im Frühjahre bereitet und alsdann über den ganzen Sommer aufbehalten, während dessen sie fast das einzige Brot der Alphirten sind [2]).

Von der ersten Kirche zu G'steig geht die Sage, daß ein Zufall den Platz bestimmt habe. Man ließ ein Joch Ochsen frei umhergehen und wo sie stille stünden, da wolle man den heiligen Bau beginnen. Sie hielten fast mitten auf einem sehr sumpfigen Flecke, voller Kröten und Molche, wo also nur mit Mühe das Werk sich vollenden ließ. Noch sollen in der alten

[1]) Grindel, Grendel heißt Riegel, Balken. Vergl. Benecke mhd. Wörterb. 576. Graff IV. 330.

[2]) Ähnliches geschieht in Schweden.

Kirche, die bis 1793 ſtund, an den Thürſchlöſſern und Riegeln gut gearbeitete Formen von Salamandern in Erz, als ein Andenken an jenen Moraſt, ſich vorgefunden haben. Die neue Kirche ward auf den Platz der alten gebaut.

(Schriftlich aus Bern.)

35. Gerettete Kinder.

Oben am Tobel des Sausbachs ſoll in ſehr alter Zeit ein hübſches Dorf geſtanden haben, das bis auf ein kleines Kind mit all ſeinen Bewohnern von dem Bergſtrome vernichtet wurde. Der gerettete Findling, von dem niemand wuſte, wem er angehöre, bekam den Ortsnamen Sauſer und noch iſt das Geſchlecht im Oberlande vorhanden. Ebenſo wäre, nach allgemein verbreiteter Sage, das Geſchlecht der Ammerter ein Überreſt von Einwohnern aus dem verwilderten, einſt bevölkerten Ammertenthale, dem hinterſten Ende von Lauterbrunnen. Gleicherweiſe hätte das Geſchlecht Ab Planalp zu Brienz ſeinen Namen von einem Kinde, das in ſeiner Wiege von Planalpbach über die Flühe hinter Brienz herabgeworfen worden und allein am Leben geblieben, als dieſes Waſſer auf der damals wohlbemohnten Planalp einen ganzen Ort verwüſtete.

(Mündlich. Vergl. Grimm Myth. 934, 935.)

36. Der See beim Pokhart.

Am Fuße des Pokhart, der eine kleine Strecke von Salzburg entfernt iſt, liegt ein kleiner See, der eine Menge Schätze enthält, ſo daß in alten Zeiten jährlich Taucher aus Italien nach dem Pokhart wanderten, um ſich aus den Abgründen des Sees Schätze zu holen und dieſe in ihre Heimat zu bringen. Der See war anfangs nicht da, ſondern ſtatt ſeiner ein reiches fruchtbares Land. In allen Felſenſpalten blinkte Erz, Gold

und Silber hervor. Aber das Volk, und besonders die Bergknappen dieses Thales wurden bald übermüthig, ja sie warfen sogar mit silbernen Platten herum und würden sich geschämt haben aus andern als aus goldenen Bechern zu trinken. Da kam denn das Strafgericht über sie. Die schönen ergiebigen Berge wurden plötzlich von Eismassen bedeckt, welche tiefer und tiefer in das Thal rückten und zerschmolzen. Das reiche Thal sank ein, die Wasser stürzten über demselben zusammen, verschlangen alles was lebte, und versenkten die Schätze in den tiefsten Abgrund. Noch jetzt sieht man bei heiterm stillen Wetter, wenn das Wasser des Sees vollkommen klar und ruhig ist, in der Tiefe desselben wunderliche Gebilde, gleich zahllosen Stämmen übereinandergestürzter Wälder.

(Von einer alten Frau in Salzburg.)

37. Die Entstehung des Mondsees.

An einer Stelle des Mondsees (in Ober-Österr.) ist eine Stange im Wasser befestigt. Hier stand vor grauen Jahren eine Burg auf einem kleinen Hügel, und da wo der See sein Wasser ausbreitet, waren die herrlichsten Äcker und Wiesen. Der Burgherr und seine Frau waren sehr fromm und ihre milde Hand spendete viele Wohlthaten. Bald bauten sich mehrere um den Burghügel an, und nach und nach entstund eine Ortschaft in deren Mitte sich auch eine Kirche erhob, in welcher besonders die heilige Maria verehrt wurde. Aber nicht immer sollte diese Ortschaft bestehen. — Der letzte Besitzer der Burg war seiner Ahnen unwert, er war gerade das Gegentheil von ihnen. So fromm und gottesfürchtig diese waren, in dem Grade war er gottlos und nichts war ihm mehr heilig. Da er mächtig war, griff er die benachbarten Ritter an, plünderte ihre Burgen und gab sie den Flammen preis. Doch die Gerechtigkeit Gottes er-

reichte ihn. Einst erschien die heilige Mutter dem Priester des Ortes im Traume und hieß ihn die Bewohner auffordern, diesen Ort zu verlassen, denn schwer ruhe der Zorn Gottes über demselben. Des andern Tages that der Priester wie es ihm von der heiligen Jungfrau befohlen war. Er rief die Leute zusammen, erzählte ihnen seinen Traum, und forderte sie auf, diesen Ort zu verlassen. Sogleich waren alle dazu bereit, sie nahmen ihre Habseligkeiten und zogen fort, bis sie in die Gegend kamen, wo heut zu Tage der Markt Mondsee steht, da ließen sie sich nieder. Der Ritter sah den Zug von seiner Burg, lachte darüber und nannte sie alberne furchtsame Leute und brachte den ganzen Tag schwelgend mit seinen Gesellen zu. Da zog sich Abends ein schreckliches Gewitter zusammen. Es ward immer heftiger, und bald stund es über der Burg. Doch ihre Bewohner ließen sich nicht stören. Da durchfuhr ein fürchterlicher Blitz die Lüfte und zündete die Burg an. Donner auf Donner folgte und unter furchtbarem beben der Erde begann die Burg mit ihrer Umgebung zu sinken und augenblicklich füllte sich das Thal mit Wasser, das aus den Spalten der Erde hervorquoll, so daß der Ritter und alle seine Gesellen in den Fluten umkamen. Der entstandene See wurde wegen seiner Halbmond-Form „Mondsee" genannt. Bei anhaltend trockenem Wetter, wenn der Wasserspiegel niederer ist, will man die Spitzen des Kirchturms gesehen haben.

(Nach der mündlichen Erzählung eines Schiffers aus Mondsee.)

Ähnliches wird vom Attersee erzählt. Das wüste Leben eines Burgherrn soll Veranlassung gewesen sein, daß das fruchtbare Land von einem kleinen Weiher aus überschwemmt wurde.

38. Ein Kloster versunken im See.

In der Nähe eines stark bewaldeten Berges in Ober-Steiermark, unweit Eisenerz, soll vor langen Zeiten ein reiches Klo-

ſter geſtanden ſein. Die Mönche dieſes Kloſters waren ſehr laſterhaft, ſie wurden ermahnt ſich zu beſſern, allein alle Warnungen waren vergebens. Endlich kam die Stunde der Strafe. In einer finſteren Nacht erhob ſich ein fürchterliches Gewitter und das ganze Kloſter ſank in den Abgrund, der ſich vor demſelben aufthat. Die Stelle des früheren Gotteshauſes bedeckt nun ein ſchwarzer See. Um Mitternacht hören vorübergehende Leute oft ein ſchreckliches jammern der Kloſterbrüder aus der Tiefe. Einer von den Kloſterbrüdern ſoll bei dieſer Gelegenheit abweſend geweſen ſein. Als er zurückkehrte und ſtatt des Kloſters einen See fand, gieng er lange weinend um denſelben herum, da kam ſchnell ein feuriger Adler aus dem See und zog den Mönch in denſelben hinein. Einſt wurde ein Bauer, der neben dieſem See vorbeigehen muſte, von wunderlichen Geſtalten ſo angezogen, daß er ſich verirrte und in den See fiel. Auf ſeinen lauten Hilferuf eilten die in der Nähe wohnenden herbei und retteten ihn. Er erzählte, daß er in dem von Mönchen angefüllten Kloſter geweſen, und daß ſie leichenblaſs mit fürchterlicher Gebärde ihn angeblickt hätten. Auf dem Dache des Hauſes ſei ein ungeheuerer Adler geſeſſen, deſſen Augen Feuer geſprüht und der unaufhörlich mit den Flügeln geflattert habe.

Der See befindet ſich noch immer an derſelben Stelle und iſt unter dem Namen der „taube See" bekannt.

(Mündlich. — Der Adler hat in der deut. Myth. eine Beziehung zu Wind und Woge. Über das ſchlagen der Flügel vergl. Snorra Edda 22; Grimm Myth. 600. Im Gipfel des Palaſtes Karls d. Gr. war ein Adler aufgeſtellt. Vergl. Simrock d. Myth. 31. Panzer, bair. Sag. 454 ff.)

39. Der Drachensee.

Da wo jetzt der Drachensee ist, war vor uralten Zeiten ein Bergwerk. Der heilige Magnus von Füssen hat dasselbe eröffnet, indem er allen Leuten in der Umgegend einen Laib Brot gab, wenn sie nach Schätzen graben würden. Für solchen Lohn thaten das die armen Heiden ringsum sehr gerne, indem sie das Brot vorher nicht kannten. Bei diesem Bergbau wurde später eine Familie besonders reich, aber auch um ihrer Goldschätze willen gar hochmüthig. Sie baute sich auf dem Bergwerke droben ein Haus, und eine eigene Kirche dazu, indem sie nicht neben den andern Leuten in der Ortskirche beten wollte.

Da ist aber einmal Haus und Kirche und das ganze Bergwerk versunken, und an dem Orte ist nun der Drachensee. Man sieht noch alle Jahr am Weihnachtstage das ganze Bergwerk, das Haus und die Kirche. In dieser hört man alsdann die Familie beten, und vor der Kirchthüre hält ein fürchterlicher Drache Wacht, daß kein Mensch sich ihr nahen kann.

In Füssen heißt noch jetzt die Pfarrkirche („St. Magnuskirche") „St. Magenkirch."

(Mündlich aus Reutte im nördlichen Tirol. Der Drachensee wird auch Aschauersee genannt.)

40. Von der verwunschenen Alp'.

Die Sage meldet, daß einst üppige Wiesen und dichte Wälder jene Alpe mit ihrem frischen grün bekleideten, die zwischen dem hohen Göll und dem Rossfelde liegt. Die Sennen, die dieses gesegnete Alpenland bewohnten, wurden so reich, daß einer von ihnen „der lange Sepp" sich alle Tage in der Milch seiner Kühe badete. Es war gerade der heilige Christabend, als Sepp' sich trotz der Warnung seiner Nachbarn wieder ba-

dete. Da umwölkte sich der Himmel und unter fürchterlichem Gebrause des Sturmes sauste ein Schneegestöber herab. Noch in derselben Nacht verschwanden unter den ungeheuren Schneehügeln die Sennhütten und anmuthigen Triften, um für immer bedeckt zu bleiben. An dem Platze, wo Sepps Hütte stand, ist ein Eisfeld, von welchem auch die Alpe manchmal das Eisfeld genannt wird.

Ein altes Mütterchen aus dem nahe gelegenen Orte Kuchel versicherte, daß das Eis aus der Milch, die Sepp zum Bade benützt, enstanden sei.

(Mündlich.)

41. Die Schwurwiese.

Bei Maria-Zell ist eine dürre, unfruchtbare Wiese, die sogenannte Schwurwiese.

Einst hatten sich auf dieser Wiese drei Brüder zusammen bestellt und hatten dort einen feierlichen Schwur abgelegt. Seit dem sie diesen gebrochen, kam über diese Wiese der Fluch. In der Neujahrsnacht will man auch zwischen 12 und 1 Uhr, an der Stelle, wo die drei Brüder standen, weinende Laute gehört haben, und so lange diese dauern, neigen sich die Gräser zu einander, als ob sie sich etwas sagen möchten.

Andere nennen sie die verdammte Wiese, und sagen, nach dem Tode des Eigenthümers haben sich die beiden Söhne um jene Wiese gestritten und sie haben einander verflucht. Von dieser Zeit an soll die Wiese nicht mehr getragen haben.

Bei andern heißt die Wiese bei Mittersbach die „verwunschene Wiese." Man erzählt:

Drei Brüder hatten diese Wiese von ihrem Vater geerbt, und stritten sich darum. Einer von ihnen stieß einen heftigen Fluch aus, wurde aber sogleich in einen Stein verwandelt, und

die andern zwei Brüder versanken in die Erde. Zum Andenken wurde bei diesem Stein ein Kreuz gesetzt.

Seit der Zeit wuchs kein Gras mehr auf dieser Wiese. Die Bewohner führten 2 Fuß hoch Erde darauf, um sie wieder fruchtbar zu machen, jedoch vergebens.

(Mündlich; in etwas abweichender Überlieferung wird es erzählt von Ziska, österr. Volksmärchen S. 30.)

42. Die Fluchwiese.

So heißt die Wiese bei M. Zell nach einer andern Überlieferung. Ehemals soll dieses kahle Feld die schönste Wiese der ganzen Gegend gewesen sein; der letzte Besitzer derselben hinterließ sie seinen beiden Söhnen. Von diesen wollte jedoch jeder die üppige Wiese für sich nehmen. Es entspann sich daher zwischen beiden ein Streit, der immer hitziger wurde; jeder wollte Herr der Wiese sein. Endlich kamen sie überein, daß beide zu gleicher Zeit jeder von einer andern Seite zu mähen anfange, und daß demjenigen, welcher beim mähen zuerst über die Hälfte der Wiese hinaus käme, dieselbe als Eigenthum zufallen solle.

Beide begannen gleichzeitig an zwei entgegengesetzten Seiten zu mähen, jedoch keiner war schneller als der andere, daher trafen sie in der Mitte des Grundstückes zusammen. Darüber geriethen beide in Zorn, so daß sie mit der geschliffenen Sense auf einander losschlugen. So verloren beide das Leben. Von der Zeit an ruhete auf jener Wiese kein Segen mehr, sondern es lastete der Fluch auf ihr. Das erkennt man daran, daß auf dieser Wiese auch nicht ein Grashalm wächst.

(Mündlich.)

43. Der bestrafte Frevel.

Wenn man sich vom Wippthale in Tirol gegen den Ort Schmiren wendet, so gewart man einen Hügel. Auf diesem lebte einst ein reicher Bauer, bei dem der heilige Felix als Knecht in Diensten stand. Der Reichthum hatte den Bauer so gottvergessen gemacht, daß er selbst am Sonntage seine Mägde die gewöhnlichen Dienste verrichten ließ. Der heilige Felix stellte ihn darüber zur Rede und sagte ihm, das Glück werde von ihm weichen, wenn er so fortfahre. Oh! ich bin reich genug, entgegnete der Bauer, ich brauche kein Glück mehr. Felix packte seine Habseligkeiten zusammen und verließ noch am selben Abende des Bauern Hof. Seine Prophezeihung erfüllte sich bald und schrecklich; schon in der folgenden Nacht brach der Bergsturz los und verschüttete die ganze Besitzung des Bauern. Noch jetzt sieht man den verwüsteten Platz, der ehemals fruchtbares Ackerfeld war.

(Mündlich.)

44. Der Bettler.

Christus, unser Herr, kam einmal als Pilger in Gestalt eines alten Bettelmännchens auf den Berg Kamor [1]). Zu der Zeit aber, als dieß geschah, war der Berg noch schön grün und bewohnt. Er kam dorthin, die Menschen und ihre Frömmigkeit zu prüfen. Er gieng von Haus zu Haus, allein er bekam nirgend eine Gabe. Zuletzt betrat er das Haus eines

1) Von den ältern Leuten des Dorfes Lustenau, im Unterlande Vorarlbergs, wird dieser Berg, der ein gegen den Rhein hin sich vorstrebender hoher Zweig des Säntis im Alpenzellerlande ist, Kummerberg genannt. Auch der ganze Säntisstock, der längere Zeit weiß ist, wird oft so genannt.

bejahrten Ehepaars, welches ihm statt Schmalz (Butter) Kuhdreck in sein hingehaltenes Kübelchen warf. Zur Strafe für diesen Spott verwünschte der Herr die ganze Alp. Und plötzlich ward sie sammt Menschen und Vieh auf ewige Zeiten mit Schnee bedeckt. Andere sagen, Christus habe nur in einem Hause, dem letzten, in welchem er bettelte, eine Gabe erhalten. Es waren dort zwei alte Leute, Mann und Weib, und obgleich selbst sehr arm, theilten sie ihm doch etwas von ihrem wenigen mit. Dafür ist denn auch das Paar gerettet worden beim allgemeinen Untergang, und selbst die Stelle, auf der ihr Häuschen stand, bleibt bis zum heutigen Tage ohne Schnee.

(Mündlich, aus Lustenau.)

45. Die verwunschene Alpe.

(Bregenzerwälder Mundart.)

Üsa Härgat ist a moul a's a Beatlar vorklobot uf den Säntis ku, und häat um a Schmolz bäatlot. Do säand so böse Alpkneth gsin und die hind om anstatt am Schmolz undorhalb s Kübele bis fast ue mit Kühdoscho [1]) gfüllt und hind om oborhalb an Sprotz us Schmolz [2]) druf gmacht; das ar moano hat söllo as si das ganz Kübele voll Schmolz. Abor üsa Heargat häats glei gseha und häat die gonz Alp vorwünscht; ar häat gseit:

„Althe, Althe [3]) wachs nima me
As im Wintor untorom Schnee."

Und sit der Zit häat as agfango schnio und nüma ufkört bis gär als ingschnitt gsinn ist.

(Schriftl. Mittheilung.)

[1]) Bis beinahe obenan mit Kuhmist. [2]) Oben verstrichen sie es mit Butter. [3]) Althaea officinalis, in Ober-Österr. Althieh.

II.

Bergentrückte Helden. Wuotan und wilde Jagd. Teufel und Riesen.

46. Der Schatzhügel.

In der Nähe des Marktes Mondsee (in Ober-Österreich), befindet sich auf einer Wiese ein kleiner Hügel, auf dem einige Eichen stehen. Die nördliche Seite ist ohne Gras, und morsches Mauerwerk erinnert daran, daß dieser Hügel einst der Ausgang eines mit der Burg Wartenfels verbundenen, unterirdischen Weges war. Für die Landleute der Umgegend hat der Hügel etwas geheimnisvolles; sie erzählen sich viel wunderbares von demselben. Des Nachts sollen zu gewissen Zeiten goldene Flämmchen über demselben leuchten und ein kleines Männchen, dessen Gewand von Gold und den herrlichsten Steinen funkelt, umkreiset den Hügel, ein blitzendes Schwert in der Hand. Es soll sich der Hügel sogar geöffnet haben und mehreren Personen war es gegönnt, die unermesslichen Schätze die er verbarg, zu sehen. Von jenen Erscheinungen aber hat man lange Zeit nichts mehr wargenommen.

(Mündlich aus Mondsee. Das jagen um den Hügel herum ist rein mythisch. Ausgeprägter treten die Züge bei mehreren Götterbergen in Böhmen hervor. Ich werde darüber an einem andern Orte berichten. Schon die folgende Sage bietet mehr Anhaltspunkte.)

---

47. Die nächtliche Tafelrunde.

Am Fuße des Jura, nicht weit vom Dorfe Berolles (Kt. Waat), und in geringer Entfernung vom sogenannten Römerwege, befindet sich ein vereinzelter, runder Hügel von ziemlich großem Umfange. Auf seinem Gipfel wachsen Eichen und Buchen, untermischt von einigen Tannen.

An diesen Hügel knüpfen sich manche Sagen. Es kommen hier die Hechsen zusammen, die um Mitternacht unter den Tönen einer bezaubernden Musik ihren Sabbat feiern. Man sieht dann auf der Mitte des Hügels, welche den Namen Nernetçan oder Nernier-Feld trägt, einen Anrichttisch sich er eben, welcher besetzt ist mit goldenem und silbernem Geschirr, und welcher von einer Tafel umgeben ist mit köstlichen Speisen. Alle Glieder der Versammlung, sich in einer riesenmäßigen Runde aneinander reihend, umgeben den Hügel, und um sie trabt während des Mahles ein graues, kopfloses Pferd.

Nachher zerstreuen sich die leichten Schatten, wie sie gekommen sind. Noch immer, sagt das Volk, nimmt man diese wunderbare Erscheinung war. Feuerwaffen sind ohne Wirkung gegen diesen verrufenen Hügel, wenn das Geräusch der Instrumente sich vernehmen läßt. Mehrmals hat ein neugieriger die Seiten des kleinen Berges, welcher nach Aussage alter Leute große Schätze bergen soll, theilweise zu öffnen versucht, allein, sobald er zu einer gewissen Tiefe gedrungen, löschte ein Vogel das Licht, dessen sich der verwegene Graber bediente, und, von plötzlichem Schrecken ergriffen, stund er von seinem Unternehmen ab.

Die Vertiefungen sind noch sichtbar. Früher soll auf Nernetçan ein Kloster gestanden sein.

Im Jahre 1849 war der Besitzer eines Theiles vom Boden damit beschäftigt, denselben urbar zu machen. Da hörte er über seinem Kopfe das schreien eines Vogels, ähnlich dem kläffen eines kleinen Hundes. Er hörte auf zu arbeiten und lief bis zuhinterst ins Gehölz, ohne ein Thier warzunehmen. Das Geräusch hatte aufgehört und er begann wieder die Erde mit der Hacke umzuschaufeln. An den folgenden Tagen stieß er auf eine glimmerige Steinplatte, und bald entdeckte er Über-

bleibsel eines Leichnams. Von nun an hörten die Klagetöne des geheimnisvollen Wesens auf, welches den Arbeiter beunruhigt hatte. Man grub weiter nach, und fand sieben alte Grabmäler.

Anmerkung. Diese Sage ist mitgetheilt von J. D. Blavignac in den „memoires et documents de la société d'histoire et d'archéologie de Genève"; VII. Bd. S. 2 fg. Wie mir scheint, ist sie germanischen Ursprungs. Die Hauptzüge mögen im Originale hier stehen:

D'étranges histoires circulent sur cette localité, lieu de rassemblement de la Chette (so nennt man jetzt noch eine Hechsen- oder Katzenmusik) qui, dît-on, à minuit et aux accents d'une musique enchantée, y fête le sabbat (Hechsenlärm); suivant les récits populaires, on voit alors s'élever du milieu de la colline qui port le nom de Nernetçan ou champ Nernier, un dressoir chargé de vaisselle d'or et d'argent et qu'entoure une table couverte de mets délicieux; durant tout le festin, un cheval gris décapité circule autour de l'assemblée, dont tous les membres s'ajoutant en ronde gigantesque enveloppent la colline; puis, ombres légères se dispersent comme elles sont apparues etc. —

Un oiseau éteint la lampe dont se sert le téméraire mineur, le laissant accablé de frayeurs soudaines.

In einer Anmerkung sagt Blavignac: Au delà du Jura, dans la Franche-Comté, on retrouve á chaque pas des légendes sur certains cavaliers aériens assez redoutés de la crédulité villageoise pour que les sachets magiques, contenant du beurre et du sel, soient employés contre leurs projets malveillants, pratique qui se retrouve aussi dans la vallée du Léman, ou les détails relatifs à la Chette, ont, dans la partie orientale surtout, où elle est plus communément appelée la Synagogue, de grandes analogies avec la chasse d'Odin; car ordinairement ce sont de hardis chasseurs magnifiquement vêtus, sonnant de l'oliphant et environnés de meutes nombreuses qui, au déclin des chaudes journées de l'été passent sur les champs sans

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

que leur course légère fasse seulement onduler les épis de la moisson; ou bien c'est le chasseur noir, suivis des sorciers et des pendus, qui traverse les bois aux yeux du bûcheron effrayé qui travaille solitaire et qui reconnait, dans le bruit des hautes futaies chargées de frimas et balancées par le vent du nord, la voix des réprouvés qui forment le cortége qui l'epouvante.

(Zu vergleichen: Grimm Myth. Vorr. XVI. S. 899. 893. Kuhn, nordd. Sagen Nr. 247, 1; 63. Anmerk. zu diesem Walhallamahl. S. 477. 495. K. Simrock, deut. Mythologie. S. 366. Panzer I. S. 309.)

48. Der nächtliche Zug im Scaläratobel.

Am Fuße des Hügels, auf welchem das alte Schloss Ruchenberg (in Graubünden) steht, streift ein steiniges Tobel [1]) vorbei. Das muß man durchschreiten, wenn man durch den dunkeln Wald, wo das Alaräunchen wohnt, seinen Weg nach Ruchenberg nimmt. Dieses Tobel heißt Scalära. Das Scaläratobel nimmt seinen Anfang weit oben im Gebirg am Montelin, der höchsten Spitze des Hochwangs, windet sich durch schauerliche Schlüchte hinaus und mündet in das Rheinthal unweit Chur. In diesem Tobel, dessen Name schon die Umwohner mit Schauder und Entsetzen erfüllt, vernimmt man ein grauenhaftes Getöse. Zwischen nackten, himmelhohen Felswänden donnert und kracht es unaufhörlich, und man nimmt am Tage nichts war als Schutt und Gestein. Nachts aber hört man bis Trimmis ein entsetzliches Geheul. Ist es Mitternacht geworden, so steigen aus tausend Klüften und Felsspalten menschliche Gestalten hervor. Das sind die verstorbenen Bürgermeister, Rathsherren, Vögte u. a. Bürger der Stadt Chur. Sie machen allerlei seltsame Gebärden. Die Vornehmen reiten auf

[1]) Das Tobel d. i. waldige Schlucht.

weißen Schimmeln, und wenn sie alle versammelt sind, eine unabsehbare Volksmenge, dann setzt sich der Zug in Bewegung, die Reiter voran, der letztverstorbene Bürgermeister an der Spitze der Reiterei. Es geht hinunter durch das Tobel, über die Landstraße und durch das Gebüsch bis an den Rhein. Dort tränken sie die Pferde; der Zug wendet um, und er kehret schweigend wieder in die Schluchten zurück. So geht es jede Nacht, aber nicht jeder kann die Geister sehen, die hier ewig ihren Aufenthalt haben. Wenn ein angesehener Bürger stirbt, dann wird es allemal besonders lebhaft im Scalära, und man hört das rufen und Getöse in weiter Entfernung.

Chr. Tester in Chur, der mir dieses am ausführlichsten mitgetheilt hat, bemerkt dazu: im Jahre 1741 habe ein Mann beim Mondscheine dem Reiterzuge zugesehen; er konnte auch schwarze Pferde unter den Schimmeln bemerken, und sah einige wenige weibliche Gestalten. Aus den Naslöchern der Pferde sprüheten dann und wann Feuerfunken. So hat es der Topograph Serenhard in einem Manuscripte vom Jahre 1742 urkundlich niederlegt.

(Über nächtliche Reiterei vergl. die Mittheilungen von Rochholz „Sagen aus dem Aargau" S. 171 ff.)

49. Sagen vom Untersberg.

(Sie bilden bereits einen ganzen Cyclus. Folgende beruhen auf mündlichen Erzählungen.)

a) Im Innern des Berges soll sich der Kaiser Karl V. befinden und so lange schlafen, bis sein Bart dreimal um den Tisch gewachsen ist. Zweimal ist dieses schon geschehen, erfolgt's das drittemal, so erwacht der Kaiser aus seinem Schlafe und der jüngste Tag bricht an.

b) Wenn vierundzwanzig Raben dreimal um den Berg

herum fliegen, so erwacht ebenfalls der Kaiser, muß aber dann noch so lange im Berge bleiben, bis der berühmte Zwergenstein gefunden ist, vermöge dessen alle Zwerge, die den Untersberg bewohnen, in Menschen verwandelt werden. Alsdann kehrt der Kaiser zu den Lebendigen zurück.

c) Wenn es jemandem gelänge das goldene Zepter, das der Kaiser in der Hand hält, zu entwenden und damit drei Streiche gegen den Berg zu führen, so wäre ebenfalls der Kaiser erlöst. Er würde dann mit seinem Heere aus dem Untersberg herauskommen, und den allgemeinen Weltkrieg beginnen. Alsdann bricht der jüngste Tag an.

d) An jedem Geburtsfeste des Kaisers findet eine feierliche Prozession der Zwerge auf dem Untersberge statt. Wehe dann demjenigen, der sich auf dem Berge befindet; er würde unrettbar verloren sein, denn die Zwerge lieben es allein zu sein.

e) Einst zog ein reiches Brautpaar sammt einem kleinen Gefolge aus einem Dorfe in ein anderes nahe liegendes, um dort bei den Eltern der Braut das Hochzeitfest zu feiern. Lustig und fröhlich mit Begleitung einiger Musiker zogen sie die Straße entlang und kamen zum Untersberg. Hier angelangt fieng einer aus der Gesellschaft an zu erzählen, daß in dieser Gegend ein Kaiser mit einem bedeutenden Heere verschwunden sei, und daß von jener Zeit hier Geister erscheinen, welche die in dieser Gegend wandernden beschenken. Sogleich fieng der Bräutigam an, den Geist zu rufen und zu bitten, er möge sie mit etwas beschenken. Auf einmal öffnete sich der Berg und ein grau gekleideter, kleiner Mann mit silberweißen Haaren erschien, der ihnen eine Thüre in das Innere zeigte. Die ganze Gesellschaft folgte ihm nach, und sie kamen in eine Reihe schöner Zimmer, wo in einem eine Tafel gedeckt war, und die Speisen und Getränke

aufgetragen waren. Die ermüdeten Brautleute und die andern setzten sich zu Tische, und ließen nicht viel übrig. Nach dem Mahle bedurften aber alle des Schlafes, weil sie etwas viel getrunken hatten. Beim Tische sitzend schlummerte alles ruhig. Als sie erwachten, führte sie der Berggeist hinaus. Bei Tage kamen sie an die Erdoberfläche, allein sonderbar, alles hatte sich ihnen während dieser Zeit ganz verändert. Die in dieser Gegend wohnenden verstanden ihre Sprache nicht, überhaupt schien es ihnen, als seien sie in einem ganz fremden Lande.

Nach mehreren Tagen kamen sie in ein Dorf. Sie fragten, wie es heiße und sie erhielten den ihnen erwünschten Namen zur Antwort. Aber auch hier schienen sie nicht zu Hause zu sein. Sie suchten ihre Wohnhäuser und fanden sie nicht; denn an ihrer Stelle stunden ganz andere neugebaute Häuser. Sie begaben sich zum Pfarrer und erzählten ihm alles, was geschehen war. Dieser schlug seine Bücher auf, und fand wirklich, daß vor 100 Jahren ein junges Brautpaar nebst einigen Menschen verloren gegangen sei.

f) Vor sehr langer Zeit unternahmen mehrere Bauern einen kleinen Spaziergang an den nahe liegenden Untersberg. Es war bereits etwas dunkel geworden, als sie hier anlangten. Sie bemerkten oben eine lustige Gesellschaft, die sich mit Kegelscheiben beschäftigte. Sie giengen den Berg hinan und waren gesonnen mit ihnen zu spielen. Oben angelangt, erblickten sie niemanden. Sogleich erinnerten sie sich des hier wohnenden Geistes, und einer von ihnen rief ihn an, er möge sie beschenken. Plötzlich erschien ein grau gekleideter, kleiner Mann mit silberweißem Haare, der einem jeden von ihnen einen ziemlich großen Birkenbuschen gab. Sie nahmen ihn an, aber nur einer bedankte sich. Als sie am Bergabhange stunden, fiengen sie an zu murren und warfen ihr unansehnliches Geschenk weg. Bloß

der, welcher sich bedankt hatte, behielt es. Er kam nach Hause und warf es hinter den Ofen. Seine Kinder griffen voll Freude darnach und vertheilten es. Es war bereits Abend geworden und die ganze Familie begab sich zur Ruhe, das Geistergeschenk aber lag am Boden in viele Stücke gerissen. Als der Bauer früh morgens das Bett verließ, und die Sonne ihre ersten Stralen in seine Stube sandte, erblickte er am Boden etwas schimmerndes. Er hob es auf, und siehe da, der unansehnliche Birkenbuschen war in Gold verwandelt worden. Voll Freude eilte er zu seinen Mitgenossen und erzählte ihnen, was geschehen war. Vergebens war aber ihr suchen am Abhange des Unterberges, das weggeworfene war verschwunden.

(e und f mündlich aus Grödig bei Salzburg.)

g) Unweit Salzburg ist der Paß am „hangenden Stein." Zur Zeit der Franzosen-Kriege, wo Salzburg bald diesem, bald jenem Herrn gehörte, wurde der Beamte in tiefer Nacht aus dem Schlafe geweckt; ein Zwergmännchen, dergleichen er nie gesehen, stund am Fenster und forderte ihn auf, die Gitter zu öffnen. Er blickte um sich und gewarte eine unabsehbare Menge ähnlicher Gestalten. Er wagte nicht den geforderten Dienst zu verweigern. Und nun begann der Durchmarsch der Untersbergmännchen. Voran zogen Jünglinge, wohl in einer Fronte von 10 Mann; ihnen folgten Männer, alle nach alter Art gekleidet und bewaffnet. Dann folgten Greise, ihrer Kleidung nach schienen sie Richter oder Räthe zu sein, worauf der Zug wie er begonnen sich schloß. Wohl 2 Stunden dauerte der schweigsame Zug. Der letzte befahl, die Gitter wieder zu schließen. Am frühen Morgen erkundigte sich der Beamte bei den Landleuten des nächsten Dorfes. Einige hatten den Marsch deutlich vernommen. Sofort machte der Beamte seiner Behörde

in Salzburg die Anzeige. Dorthin berufen blieb er bei seiner Aussage und erklärte, obwohl von militärischer Seite selbst mit körperlicher Züchtigung bedroht, daß er kein Wort davon zurücknehmen könne. — Das bedeute Krieg, meinten die mit der Sage vertrauten Personen; immer wenn die „Untersbergmandeln" sich in Waffen zeigen, oder wenn man aus den Höhlen des Berges Trommelschall und Waffengetöse hört, wird das Land von feindlichen Truppen überschwemmt.

h) Ein in der katholischen Christenheit allgemein üblicher Gottesdienst ist zur Adventzeit die Frühmesse unter dem Namen „Rorate." Ein Fräulein in Salzburg, das nie diese Messe versäumte, erwachte einstens, wie sie glaubte um 5 Uhr. Eiligst zog sie sich an und eilte zum Dome. Obwohl verwundert daß die Straßen ganz leer waren, ließ sie sich nicht aufhalten, da sie die Töne der Riesenorgel vernahm, die man selbst bei Tag zwei Plätze weit hört. Sie tritt auf den Domplatz und sieht die hohen Fenster hell erleuchtet, an der Kirche angelangt findet sie aber die Thüren geschlossen. Verwundert geht sie hin und her, sie hört deutlich den Schlußgesang des Hochamtes. Plötzlich schlägt es vom Domturme ein Uhr.

Das waren wieder die Bewohner des Untersberges, die namentlich zur Adventzeit ihre Höhlen verlassen, und vorzüglich im Dome zu Salzburg und in Seekirchen ihren Gottesdienst feiern. Die Sage spricht von einem unterirdischen Gange, der die Verbindung herstellt.

(g und h mündlich vom Prof. Schmued aus Salzburg.)

50. Der Wunderbaum auf der Wallserheide.

Nächst Salzburg steht ein kleines Dorf, Walls genannt. Um dasselbe befindet sich eine Heide, die Wallserheide. In der Mitte derselben steht ein Baum, von dem man folgendes erzählt: Diesen Baum, — es ist ein Holzbirnbaum — der noch nie geblüht und daher auch nie Früchte getragen, versuchte man in früheren Zeiten vergeblich zu entfernen. Er wuchs immer wieder nach, und so wuchs er nach und nach zu jenem großen stattlichen Baume heran, wie ihn jetzt jedermann sehen kann. Nun wollen die Leute wissen, wenn er blühe und Früchte bringe, werde ein gewaltiger Krieg entstehen und Kaiser Karl, welcher im Untersberge schläft, werde erscheinen und den Österreichern hilfreich zur Seite stehen. Im Jahre 1847, nach andern 1849, blühte auf einmal der Baum, und im Herbste trug er reichliche Früchte. Dieses Ereignis setzte die ganze Stadt in Bewegung; alles was nur konnte, eilte hinaus auf die Heide, um das Wunder zu sehen. Die Leute hoben sich die kleinen Holzbirnen so lange auf, als es nur möglich war und hielten sie hoch in Ehren.

(Mündlich. Vergl. Müllenhoff, schlesw. holst. S. Vorw. L. Grimm Myth. 908. 911. Rochholz Aarg. Sag. S. 60. ff.)

51. Weißagungen.

(Ähnliche zahlreiche Sagen im slavischen Theile Böhmens und Mährens sollen an einem andern Orte mitgetheilt werden. Ich erwähne hier nur noch einiger Züge, die 1855 in der Beilage zur „Donau" Nr. 316 mitgetheilt sind („zur deut. Mythol. aus Tirol und dem Salzburgischen.")

Es heißt von der Ulfiswiese bei Innsbruck: Wenn die Bäume, welche zu beiden Seiten der Straße gepflanzt sind, so

kräftig herangewachsen sein werden, daß man ein Roß daran festbinden kann, dann wird daselbst eine große Schlacht geliefert, und zwar, nach gewöhnlicher Behauptung, mit den Schweizern.

Ferner sagt man von diesen, sie würden in künftiger Zeit einmal die Kirche bei der Volderer Brücke unter Hall in einen Roßstall verwandeln.

Im tiefern Unterinnthal wird zuweilen von den „Schweizern mit gefrorenen Schuhen" gesprochen, welche dereinst in Tirol einbrechen werden. Eine Profezeiung im Leukenthal stellt dieses Ereignis auf denjenigen Zeitpunkt fest, wo im Pfarrdorf St. Johann auf den Glocken beider Kirchtürme die Stunden schlagen werden. Auch zu Waidring lebt die Sage vom Einbruch der Schweizer.

Von den Franzosen wird zu Salzburg behauptet: sie werden nochmals nach Deutschland vordringen, aber zu Köln am Rhein eine gänzliche Niederlage erleiden, worauf Frankreich in sieben Theile zerstückelt wird. Diese Weißagung ist ziemlich verbreitet.

Als weniger bekannt darf ich folgendes voraussetzen. Es soll eine große kriegerische Umwälzung bevorstehen, doch wird ein Feind nicht namentlich bezeichnet. Der Profezeiung zufolge wird aber dieser furchtbare Krieg so schnell und unvermuthet losbrechen, daß der Bauer vom Acker mit der Pflugschar und die Bäuerin vom Herd weg mit dem Küchelspitz ins Gefecht stürzen. Dieses dauert jedoch nicht lange: der Bauer kehrt zurück, um seine Zugstiere vorwärts zu treiben, und die Bäuerin, um noch all' ihre Kuchen zum Mittagsmahle aus dem brodelnden Schmalze zu backen. So sagt man im Alpbach. Auch im Leukenthal, bei Lofer und um Salzburg deutet eine Profezeiung auf diesen plötzlich kommenden und vorübergehenden Krieg hin. Wenn jemand zwei Brotlaibe auf die Flucht mitpackt — sagt man daselbst — und fällt ihm einer davon zur Erde, so soll er sich ja nicht mehr Zeit nehmen, ihn aufzuheben, sondern mit einem einzigen davonlaufen; es wird ihm dieser Essvorrath auch hinlänglich genügen. Das gemahnt wohl einigermaßen an die Profezeiung, die Christus über die Zerstörung Jerusalems aussprach! Eine Weißagung aus der Gegend von Rattenberg stellt ebenfalls ein ungemein

schnelles vorübergehen dieser Umwälzung in Aussicht. Es heißt: Wer beim Ausbruch derselben die Flucht ergreift, der braucht nicht mehr als nur einen Brotlaib mitzunehmen. Auch wird es genügen, wenn man an den Bergabhängen bloß über die Grenze des Haselstaudenwuchses hinauf eilt.

Eine solche kriegerische Bewegung ist natürlich nicht ohne bedeutende Folgen; auch auf diese spielen mehrere Profezeiungen an. Bei Hall hört man: Es werden nach jenem Gefecht so wenig Leute noch am Leben sein, daß sie sich aus weiter Umgebung bei der Volderer Brücke im Schatten einer Linde, oder nach anderen eines Hollunderstrauches versammeln werden. Eine andere Andeutung über die große Entvölkerung nach jenen Ereignissen sagt: Es werden so viele Mannsleute daraufgehen, daß die Weibsleute um einen Stuhl raufen, worauf jemals ein Mann gesessen. Und bei so dünngesäeter Bewohnerschaft ist es denn auch kein Wunder, wenn im Alpbach ein altes Mütterlein behauptet: es stehe ein Zeitpunkt bevor, wo man für ein Brotlaib ein ganzes Bauerngut erhält.

Auch von den letzten Tagen weiß die Volksprofezeiung manches zu erzählen. Eine bedeutende Rolle wird der Antichrist spielen. Derselbe wird nach einigen von einem alten Weibe geboren, nach andern aber geht es mit seiner Entstehung auf folgende höchst seltsame Weise zu. Ein Hahn, der sieben Jahre alt ist, wird ein Ei in einen Moorgrund legen, daraus bildet sich ein Lindwurm oder eine Drache. Der nimmt anfangs seinen Aufenthalt in Klüften und Kellern, plötzlich aber kommt er wüthend unter einer Haselstaude hervor, verwüstet Dörfer und Städte, und vergiftet alle Menschen und Thiere. Endlich geräth ein Mädchen auf den Einfall, den furchtbaren Lindwurm anzubeten, um von ihm Verschonung zu erflehen. Da verwandelt sich das Ungeheuer in einen bildschönen Jüngling, dem kein Mädchen widerstehen kann, den alle Männer fürchten und die sich deshalb zu ihm gesellen. Nun zieht er mit seinem zahlreichen Anhang von Land zu Land, wobei seine Scharen beständig anwachsen. Endlich fordert er keck, daß sie alle Gott im Himmel und der Religion abschwören. Wer ihm willig gehorcht, der ist sein begünstigter Genosse, wer aber sich weigert mitzufluchen, der

wird auf die schrecklichste Weise verfolgt und gepeinigt. Aber des Antichrists Herrlichkeit ist nicht von langer Dauer. Es zieht Elias mit den unabsehbaren Scharen der Engel wider ihn aus, und wirft dann den überwundenen ins Meer. Auf dieses folgt bald das große Gericht, wo die guten zu ewigen Freuden in den Himmel geführt, die bösen aber zu unaufhörlichen Qualen und Martern in den Abgrund der Hölle verstoßen werden. Einige gute, mitleidige Seelen glauben und hoffen jedoch, daß die Capuziner durch ihr allnächtliches beten auch für die in die schauerliche Unterwelt verdammten bis zum Ende der Zeiten von Gott ein Erlösungsstündlein auswirken werden.

So berichtet der Volksglaube zu Salzburg.

Nach einer andern Weißagung wird vor dem Untergang der Welt der Lucifer von seinen Ketten loskommen und alles wüthend mit sich fortreißen. Um zu verhüten, daß dieses nicht jetzt schon geschehe, war es vor kurzem noch in manchem abgelegenen Thale Tirols bei den Schmieden üblich, Samstags oder an andern Feierabenden nach Einstellung der Arbeit drei Streiche auf den bloßen Amboß zu thun. Dadurch sollten die Kettenglieder des höllischen Ungeheuers wieder festgeschweißt werden.

(Vergl. Grimms Mythol. 754. 771.)

52. Der Girenwagen.

Im Dorfe Lustenau, im vorarlbergischen Unterlande, erzählen die alten Leute noch, daß alle sieben Jahre einmal der Girenwagen vom Himmel herabkomme, und über die Erde fahre. Wenn er vorbeifährt, so vernichtet er jeden, der nicht schnell sein Schnupftuch herausnimmt, es auf den Boden wirft, und sich darauf setzt. Dabei muß er sprechen: „Ich bin auf meiner Sache," und so kann er einem nichts anhaben. Der Girenwagen macht ein solches Gerassel, daß man ihn von weitem kommen hört.

(Mündlich.)

Anmerkung. Girenwagen ist eine eiserne Maschine, ein kleiner Wagen auf vier Rädchen, welche kleinen Sternen ähnlich sind. Auf einem solchen Wagen wird das Obst zum dörren in den Ofen geschoben. Unter dem obigen Girenwagen nun verstehen die Bauern jener Gegend das Sternbild des großen Bären, welches große Ähnlichkeit mit jenem Wagen hat.

Die Benennung „Girenwagen" ist vielleicht zurückzuführen auf „giren" (gären, wie man sagt: der Girkeller s. Schmeller, bair. Wörterb. II. S. 62.) Von diesem giren im Sinne von effervescere hat auch wohl das Girenbad (unweit Winterthur bei Turbenthal im Kant. Zürich) seinen Namen.

(Zu vergleichen: Kuhn, nordd. Sagen Nr. 265,1. S. 493 (222). Nr. 117. Grimm. Myth. 138, 164, 664, 687.)

In dem Dorfe Lustenau erzählt man auch folgendes.

Unbekannte Zauberer hielten einmal mit dem Girenwagen vor einem Bauernhause. Im Stalle war ein Büble mit einem weißen Käpple. Die Unholde hatten aber auf ihrem Wagen ein gleich großes Büble mit einem rothen Käpple, Beide Knaben fangen an mit einander zu spielen und während des spielens vertauschen sie ihre Käpple. Als nun der Girenwagen mit der ganzen wilden Gesellschaft aufbricht, die Fahrt fortzusetzen, nehmen sie das Büble mit dem rothen Käpple mit, in der Meinung es gehöre ihnen an.

(Mündlich; das nähere habe ich nicht erfahren können.)

53. Der Schimmelreiter.

a) Zwischen Rickenbach und Ellikon liegt ein Hölzchen, durch welches eine Straße geht. Von diesem heißt es, es reite ein Mann auf einem „weißen Schimmel" mit dem Kopfe unterm Arme. Er treibt allerlei Spuck. Einst muste ein Mann

seinen mit 4 Ochsen bespannten Wagen dort stehen lassen, er brachte die Ochsen schweißtriefend nach Hause und erst am andern Morgen hat er den Wagen losmachen können.

(Mündlich, aus Rickenbach, Kant. Zürich. Vergl. Kuhn nordd. S. Nr. 15. (Wolf deut. S. 394. Grimm Myth. 140. 901.)

b) Zu Stein am Rhein hört man zuweilen in stürmischen Nächten einen Reiter auf weißem Pferd von der Burg Hohenklingen herunterreiten, auf die Rheinbrücke sprengen und von der Mitte derselben sich in die Fluten des Rheines stürzen.

(Mündlich.)

54. Auf der Heidenburg.

Heidenburg heißt ein bewaldeter Hügel auf Breite (Gemeinde Bafferstorf Kt. Zürich). Von diesem Ort geht folgende Sage: In dunkler stürmischer Nacht sieht man oft einen Reiter ohne Kopf auf einem weißen Pferd von der Burg herunterreiten, und aus dem Wald hervor ins offene Gelände im schnellsten Laufe forteilen und plötzlich verschwinden. Nicht weit von da ist der Engelreih, und am Fuße desselben führt ein Hohlweg zu einem Bach, an den Steg der „Frau Escher." Man erzählt, eine weiße Frau, die man Frau Escher nennt, werde öfter an diesem Steg gesehen; wenn jemand in böser Absicht Nachts hinüber gehen wolle, begegne sie ihm auf demselben und weise ihn mit drohender Hand zurück. Nicht sehr weit von da ist ein Acker, Steinmürli genannt, weil römisches Mauerwerk hier gefunden wird. Am Saum desselben steht ein alter Baum, unter welchem nach der Sage ein Schatz ruht. Es gieng einmal um Mitternacht ein Mann hin, um denselben herauszugraben; bald erschien ein schönes Weib,

das ihn bei der Arbeit ermuthigte und das gelingen seines Wunsches verkündete; allein er müsse dreimal kommen und ihr jedesmal einen Kuß geben. Er gab ihr heute fröhlich den ersten. Als er in der folgenden Nacht wieder kam, saß eine große scheußliche Kröte unter dem Baum; er erschrack, wollte sie nicht küssen, sondern floh davon. In der folgenden Nacht fand er eine noch scheußlichere Kröte an der Stelle und als er wiederum zum Kusse sich nicht entschließen konnte, fiel er in Wahnsinn und ward nicht mehr geheilt. Ein andermal gieng ein Mann zu diesem Baume und grub. Als er nun lange hackte, erschien ein Weib und sprach zu ihm, es werde ihm wohl gelingen, den Schatz zu heben, allein er müße zuvor einen andern Baum im Wald, den sie ihm näher beschrieb, fällen, und aus demselben eine Wiege zimmern; und erst, wenn ein Kindlein in dieser Wiege weine, werde er den Zauber lösen und den Schatz heben können. Nun fand er erst lange den bezeichneten Baum nicht, auch war das Holz entsetzlich hart, und es dauerte lange, bis er ihn gefällt, noch länger, bis die Wiege gezimmert war, und er starb, bevor ein Kindlein in derselben lag.

(Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich VI. 3, S. 165.)

55. Der Bannhölzler.

Im mittleren Rossberg, einer Alpentrift, welche der Gemeinde Zug gehört, steht ein gespaltener Sandfelsen, aus welchem stinkendes Wasser heraus sickert, die „Bannhölzler-Flue" genannt. Von dieser erzählt das Landvolk von Zug, Walchwyl und Ägeri folgendes:

Walchwyl bildete in uralten Zeiten ein kleines Gemeinwesen. Eine reiche Frau von Schwyz (nach andern von Luzern) machte demselben die Allmend am Zugerberg zum Geschenke.

Bei der großen Ausdehnung dieses Gemeingutes, das für die Bedürfnisse der Walchwyler mehr als hinreichend war, erhielten auch Nachbaren aus der Stadtgemeinde Zug die Erlaubnis, Rinder auf die genannte Allmende aufzutreiben. Aus der unentgeltlich zugestandenen Erlaubnis ward mit der Zeit von den Zugern ein Recht gemacht. Es entstand von Seite derer von Zug ein ernstlicher Streit zwischen beiden Gemeinden um den Besitz eines großen Theils der Walchwyler-Allmend. Bei einem offenen Gerichte auf dem fraglichen Grund und Boden erschien, auf einem Schimmel reitend, ein Mann von Zug, Bannwart, als Zeuge und Richter zugleich. Arglistiger Weise hatte er beim fortgehen zu Hause Erde aus seinem Garten in seine Schuhe gelegt und unter seinem Hut auf dem Kopfe einen Löffel („Schöpfer") und einen Kamm („Richt-Strähl") verborgen. Beim eidlichen Kundschaft-Verhör vor Gericht sprach er dann: „So wahr ich den Schöpfer und den Richter ober mir habe, so gewiß stehe ich auf zugerischem Grund und Boden. In Folge dieses falschen Eides fiel der Richterspruch zum Nachtheile der Walchwyler aus. Bald nach diesem Tage, vielleicht schon auf dem Heimwege von dem Augenscheingerichte, verunglückte der falsche Zeuge — und starb. Später erschien er, unter dem Namen „Bannhölzler" als bösartiger Berggeist, der denen von Walchwyl an ihrem Vieh vielerlei Schaden zufügte. Ein Geisterbanner aus dem Entlebuch, Namens Krummenacher, bannte ihn in die Felsenwand am Rossberg, an welchen man heut zu Tage noch drei runde Löcher warnimmt. In das mittlere dieser Löcher, aus welchem rothes Wasser fließt, ward der Bannhölzler selbst eingebannt, in das zur linken, das mit blauem Wasser bezeichnet ist, kam sein weißes Pferd, in das zur rechten, woraus gelbes Wasser floß, sein treuer Hund. — Hier stürzte der Geist manchen unvorsichtigen über sein Felsengrab, nach-

dem er ihn durch den Anblick lieblicher Blumen angelockt. Ward er auf der Allmend gerufen, so war er augenblicklich in fürchterlicher Gestalt da. Über die Marchen der Allmend hinaus konnte er nicht gehen. Zuweilen riefen muthwillige Hirtenknaben ihn heraus, immer sich bereithaltend über die Marchlinie hinauszuspringen, wenn er käme. Einst rief ein Geiß-Bube: „Bannhölzer! komm, wenn du mich erwischest, kannst du mich haben!" Schnell schlüpfte er hierauf unter dem Grenzhage durch, was ihm kaum gelang, indem ihm der Geist einen Holzschuh vom Fuße riß. — Am Walchwyler Berge stand ein Haus, dessen Stelle man heute noch zeigt. Neben dem Hause befand sich ein Kegelplatz. Eines Tages warf einer der dortigen Kegelschieber muthwilliger Weise die Kugel über das Ziel hinaus und rief: „Bannhölzler! komm, hole sie!" Flugs war der Geist da. Die erschrockene Jugend flieht, ein Mädchen schlüpft rücklings unter dem Zaune durch, der Bannhölzler reißt ihr beide Haarzöpfe vom Kopfe; darauf nimmt er die Kugel und schleudert sie mit solcher Gewalt gegen das Haus, daß sie durch beide Wände hindurch bis auf die entgegengesetzte Seite fliegt. Noch lange nachher sah man die runde Öffnung in einer der Wände. — Endlich ward der furchtbare Ruhestörer in weiterer Entfernung hin gebannt, nämlich in die „Drakmünd". [1]) Die von Walchwyl mußten dazu ihre Einwilligung geben, behielten sich aber vor, den Bannhölzler zurückrufen zu können, wenn sich wieder ein Rechtsstreit bezüglich der Allmend erhübe.

(Schriftlich aus Zug)

[1]) Oder Fracmunt d. i. Pilatusberg (fractus mons).

56. Der Stifeli-Rüter.

In der Umgegend des Klosters Muri und im ganzen s. g. Freiamt (Aargau) erzählt das Volk von dem Stiefeli-Rüter (gestiefelten Reiter). Den Kindern droht man: „Wart, de Stifelirüter chunt!" Derselbe ist ein Vogt gewesen, welcher stets in großen Stiefeln auf einem Schimmel daher ritt. Er erlaubte sich viele Ungerechtigkeiten gegen seine untergebenen, und durch Wucher und andern Betrug erwarb er sich ein großes Vermögen. Einem Bauer nahm er einst ein Stück Land und auf demselben schwur er im beisein der Richter, daß er auf seinem eigenen Grund und Boden stehe. Er hatte aber vorher Erde von seinem Lande in die Schuhe gethan. Auch hatte er den Hut aufbehalten, in welchem er einen großen Schöpflöffel („Schöpfer") und einen Kamm (mundartlich „Richter") verborgen trug. Sein Schwur lautete: So wahr er über ihm habe seinen Schöpfer und Richter, so wahrhaftig sei auch das Land, worauf er jetzt stehe, sein eigen. Plötzlich starb der Bösewicht und muß nun zur Strafe im Freiamt umgehen. Viele haben ihn zur Nachtzeit in seinen Stiefeln daherreiten gesehen.

(Die Sage steht ausführlicher in Rochholzens Aargauersagen S. 301. Gewerset von R. Müller, in den „Bildern und Sagen der Schweiz." S. 137. Vergl. Kuhn nordd. Sagen Nr. 157. Müllenhoff S. 259. Grimm deut. S. 547. 411.)

57. Der Mann mit der Garbe.

Zwischen Straß und Lind (in Unt. Steier) ist ein Damm neben einem Tannenwalde. Dort sieht man zur Vollmondszeit einen Mann gehen, der statt des Kopfes eine feurige Garbe trägt.

(Mündlich. Wuotan verbirgt also sein Gesicht mit einem Breithute, der zugleich mit ihm als dem Arntegott in Beziehung steht. Vergl. Kuhn S. 503 „Feurig" passt auf ihn als Sonnengott.)

58. Das einäugige Pferd.

In Sitten (Wallis) erzählt das Volk von einem dreibeinigen Pferde. In der Mitte des Kopfes hat es ein feuriges Auge. Erst vor wenigen Jahren ist dieses Pferd verschwunden.

(Mündlich. Grimm Myth. 133.)

59. Ein weißes Pferd; gefundene Glocke.

Zu beiden Seiten der Straße von Herzogenbuchsee nach Bützberg zieht sich längs derselben eine Viertelstunde lang ein schöner Buchenwald hin. In diesem Walde stund vor alten Zeiten ein Theil einer ungeheuren Stadt, nebst einem Zwingherrenschloß. Noch jetzt jagt der ehemalige Besitzer dieses Schlosses, mit schrecklichem Lärm in diesem Walde; auch sieht man öfters dort zur Nachtzeit ein weißes Pferd und hört einen Hahn krähen. Überreste von Gebäuden sieht man keine mehr; jedoch ist erst in neuerer Zeit eine große Glocke, die jetzt zu Herzogenbuchsee hängt, auf eine merkwürdige Art dort gefunden worden. Es hütete nämlich am Saume des Waldes ein Ziegenhirt seine Herde. Einst scharrte aus Übermuth eine Ziege mit ihren Füßen die lockere Erde weg, worauf etwas metallartiges zum Vorschein kam. Der Hirt sah dieses, machte Anzeige, und nun grub man an dieser Stelle eine mächtige Glocke aus der Erde. Auch fand man vor 5 Jahren ganz nahe bei dieser Stelle 4 Fuß tief in der Erde Menschenknochen und einen Säbel.

(Mündlich.)

60. Vom Alphirt und dem weißen Roß.

Zu Reutte in Tirol war ein Hirt auf einer Galtalpe [1]), und weidete dort seine jungen Stiere. Einer von diesen versuchte immer über den Zaun und die Felsen zu steigen.

Als ihm der Hirtenbub dieses nicht abwehren konnte, so streute er ihm einst geschälte Rinden auf den Weg, damit er darauftretend in die Tiefe stürze, und so die andern nicht mehr auf den gefährlichen Weg verlocke. Wie nun der Stier kommt, tritt er auf die Rinden, und stürzt nieder. Er will zurück, kann aber nicht mehr, weil es zu schlüpfrig ist. Da fällt er auf die Knie nieder, und fleht den Hirtenbuben an, er möge ihn zurück lassen. Doch, er muß einmal hinüber, und fällt in die Tiefe hinab. Von der Zeit an ist dem Hirtenbuben nicht mehr wohl sein Lebenlang, und bald muste er sterben. Seitdem aber der Stier so elend umgekommen, sieht man oft einen Schimmel in den Zundere [2]) herumsteigen, und sich dann in die Tiefe hinabstürzen. Dabei hört man jedesmal ein starkes, seltsames pfeifen oder so einen Ton, wie wenn es stark regnete.

Oft ist's kein Schimmel, sondern ein Mönch, oder ein Pudel. — Auf derselben Alp grub ein Mann Enzianwurzeln, und fand auf dem Heimweg ein Haus, welches sonst nie dort gesehen worden. Darin war einer, der kochte. Er fragte ihn, was er hier mache. — Ich koche, wie du siehst. Er bekannte ihm noch weiter, daß er ein Geist sei, und hier zu bleiben habe so lange, bis er erlöst werde. Dann gab ihm der kochende einen Stein vom Boden, und als der andere ihn in die Hand nahm, wurde er in dem selben Augenblicke ganz glühend.

[1]) Galtalpe, wo nur junge Stiere geweidet werden.
[2]) Zundere d. i. Gestrüpp.

Dieſes aber wäre, wie die Leute ſagen, nicht geſchehen, wenn die Alp vor dem Viehauftrieb wäre eingeſegnet worden. Oft, wenn dieſes nicht geſchehen iſt, fand man auch die Stiere an dem eiſernen Glöckelring erwürgt, und den Ring ſelbſt ganz verdreht.

(Mündlich, aus Luſtenau in Vorarlberg.)

61. Das Nebelmännlein.

Auf der Stutzalp in Bünden iſt jeder Senn darauf bedacht, daß jede Kuh ihren Theil Salz zu lecken bekommt, denn es kommt ihnen immer das wunderbare Nebelmännlein in den Sinn, das dort öfter erſcheint. Man ſieht es beſonders, wenn dunkle Regenwolken über der Alp ſchweben. Es trägt einen Hut mit breitem Rande, Holzſchuhe, eine weiße Jacke, und iſt mit einer Taſche umgethan. Das Männlein ſtreckt den Kühen lockend ſeine Hand hin, und wenn keine Kuh von ſeinem Salze leckt, ſo geht es trauernd von dannen. So laut es auch rufen mag, niemals hört ihn das Vieh.

Die Hirten erzählen: Das Nebelmännlein ſei bei Lebzeiten ein ungerechter Hirt geweſen, der habe einigen Kühen das Salz entzogen und andern um ſo mehr gegeben. Zur Strafe dafür muß er nun durch die Triften ſchweifen, beſonders bei trübem Wetter, und zwar ſo lange, bis das Vieh ſeinen Ruf vernimmt, und er das Unrecht wieder gut gemacht hat.

(Bündneriſches Volksblatt 1832 S. 212 und Alf. Flugi. Hier erſcheint Wuotan offenbar als Gott der Viehzucht. Hackelberg kann kein Salz bringen: Kuhn, nordd. Sage Nr. 203, 4; Seite 491. Gr. Myth. 1001.)

62. Der Eggiwil-Fuhrmann.

Jedesmal bevor die Emme anſchwillt, ſoll man einen grünen Reiter auf einer grünen rieſenhaften Schlange daher

kommen sehen; in der rechten Hand hat er einen Stab, so groß, wie ein Leiterbaum. Den schwingt er in der Luft, und aus den Schwingungen will man erkennen, ob die Emme Schaden anrichte oder nicht. Man nennt ihn schlechtweg den Eggiwil-Fuhrmann.

(Mündlich. Grimm Myth. 134 (Gúngnir) zu vergl. Demnach weiß auch die deutsche Sage noch von dem wunderbaren Speere, den die nordische Mythe dem Odin beilegt.)

63. Der grüne Reiter auf der Schlange oder der Wettergeist.

In der Gegend von Sumiswald, Wasen und Hornbach geht allgemein die Sage vom grünen Reiter auf der Schlange. Im Thale Hornbach befindet sich ein Bauernhof, welcher ebenfalls Hornbach heißt, nahe am Flüßchen gleiches Namens. Im vorigen Jahrhundert — so wird erzählt — waren die Maitschi (Mädchen) jenes Hofes damit beschäftigt, ihre Wäsche an einer tief liegenden Stelle nahe am Bache zum trocknen aufzuhängen. Da kam ein grün gekleidetes Männchen daher, welches ein Hülfterchen [1]) um den Leib gebunden hatte. Es grüßte sie freundlich und sagte ihnen, sie sollten ihre Wäsche bald wegnehmen, sonst könnte sie ihnen fortgeschwemmt werden. Die lustigen Maitschi lächelten; allein es kam wirklich bald ein starker Regen, und die dunkeln Wolken häuften sich so an, daß die Spötterinnen mit ihrer Wäsche eilten. Wie ein Wolkenbruch ergoß es sich über die Gegend des hintern Theils von Hornbach. Der Bach schwoll an, die Einwohner strömten aus ihren Häusern, um den befürchteten Verwüstungen des Baches wo möglich Einhalt zu thun. Zum Schrecken der Wäscherinnen kam auf der ersten mächtigen Welle eine ungeheuere Schlange,

[1]) Die Hulf ist das auf dem Schulterbeine eines Pferdes liegende Sättelchen. Ahd. hulf od. hulft.

und auf derselben saß dasselbe grüne Männchen, mit welchem sie Vormittags gesprochen hatten. Das Hülfterchen hatte er der Schlange angelegt, und ritt so auf dem Wasser fort. Auf dem Rasen nahm sie einen Sprung über denselben hinaus, und jenseits wieder in's Wasser. Der Bach hauste fürchterlich; auf der Alp Hinterried wurden mehrere Kühe fortgerissen und ertranken; eine oder zwo derselben wurden Stundenweit fortgetragen, und gerade dem Bauer, welchem sie gehörten, auf seine Matte geworfen.

(Mündlich, aus Hornbach.)

64. Der Pferdehocker.

Von alten Leuten hört man in Lustenau oft erzählen, daß damals, als die Landstraße noch durch den Wiesenrein (Dörfchen bei Lustenau) den Rhein entlang lief, einmal ein feuriger Mann im Nu auf die Wagenpferde sich gesetzt habe. Zwar hat er weder dem Rosse noch dem Mann etwas zu Leid gethan, auch kein Wort geredet, und ist dann plötzlich wieder verschwunden. Oft hat er sich auch auf den Wagen gesetzt, und dann haben die Pferde nicht mehr vermocht, denselben von der Stelle zu ziehen; sie haben plötzlich am ganzen Leibe geschwitzt, und wie bei gedrösten Hitze aus dem Munde geschäumt. Wenn auch der Fuhrmann den Geist noch so oft vom Wagen herunterwies, so ist er doch nur weggegangen, wann es ihm beliebte.

(Mündlich, aus Lustenau in Vorarlberg.)

65. Der Martinsdruck.

Das Martinsloch (Eiger) ist eine durch die Felsen gehende Öffnung, durch welche zweimal des Jahres, im Wintermonat

und Jänner, die Sonne nach Grindelwald ſcheint (Heiterloch) [1]). Dieſer Öffnung gegenüber gewart man den ſogenamnten Martinsbruck, wo die Felswand in Form eines menſchlichen Hintertheils, aber in 5—6facher Größe, ausgehöhlt iſt.

Einſt, ſo erzählt die Sage, hiengen der Mettenberg und der Eiger faſt zuſammen. Hinter ihnen lag, wo jetzt das Eismeer iſt, ein gewaltiger See. Wenn ſeine enge Ausflußſpalte ſich mit Eislaſten ſchloß, wuchs er ungeheuer an, dann brach er durch und zerſtörte dem armen Volke das Gelände. Nun ſchaffte der heil. Martinus, ein rieſenhafter Mann, Hilfe: er ſtemmte ſich an den Mettenberg, und ſtieß mit einem Stocke den Eiger zurück. Die Folge war, daß ſein Leib in die Felswand ſich eindrückte, daß durch einen mislungenen Stoß das Martinsloch entſtand, daß aber doch endlich der See durch die neu erweiterte Spalte abliefl. Mehrere ähnliche Löcher in den Alpen führen den gleichen Namen.

(Nach den Berichten von Hugi und G. Studer.)

(Vergl. Kuhn, nordd. Sagen S. 517, X. Nr. 219.)

66. Der ewige Jud.

Von Zeit zu Zeit kommt „der ewig Jud" ins Land, ſo erzählt das Volk im untern Vorarlberg. Zwar fragen die Jungen, wenn ſie es von den Alten erzählen hören: „wann iſt er denn das letzte mal dageweſen, und wann wird er etwa wieder kommen?" Man merkt's dann, ſie möchten halt den ſteinalten Mann, wie er mit ſeinem langen weißen Bart

[1]) Nach dem alten Kalender fällt der Martinstag auf den 25. November. Auf dieſen Tag fand das herbſtliche erſcheinen der Sonne durch das Heiterloch ſtatt, und darnach wurde dasſelbe dem Tagesheiligen überhaupt als ſein Werk zugeſchrieben.

in seiner seltsamen Tracht am Wanderstab daher lauft, auch einmal sehen. Wann — entgegnen darauf die alten Leute, welche ihn gesehen haben, der ewig Jud wieder durch unser Dorf wandern wird, das läßt sich schwerlich sagen, denn er muß in der ganzen Welt herumlaufen, so weit es Christenmenschen gibt, zur Strafe dafür, daß er Christum von seiner Thüre weggewiesen hat. Denn als die Juden unsern Herrn auf den Kalvarienberg führten, wollte er, ermattet von dem schweren Kreuztragen, vor der Hausthüre dieses Juden ein wenig niedersitzen und ausrasten. Wie ihn aber Christus darum bat, trieb ihn der Jude unbarmherzig von der Thüre weg. Darauf hat der Herr zu ihm gesagt: Weil du mir diese Rast nicht gegönnt hast, so sollst du von der Stund' an wandern, so lange die Welt steht, bis zum jüngsten Tag. Und noch in derselbigen Stund hat der Jude, welcher ein Schuhmacher war, sein Kind vom Arme weg und auf den Boden gestellt, und ist ohne von seinem Weibe Abschied zu nehmen, alsogleich auf und davon in die Welt hinaus, und muß jetzt laufen und wandern bis zum Ende der Welt.

Damit er aber zehren könne, so hat er immer einen Groschen im Sack, und so oft er diesen ausgibt, läuft er nur dreimal um den Tisch herum, und ein Groschen ist wieder in seinem Sack.

Diesen Groschen wechselt er nie, und verzehrt überall, wo er hinkommt, nur diesen, und nicht mehr. Das letzte mal, als er in Lustenau war, blieb er bei Gvatter Jokubs über Nacht. Da ist ihm denn auch, und gewiß nicht das erstemal, ein Kruzifix vorgekommen, welches die Leute, wie gebräuchlich, im Hearawinkel (Herrenwinkel) aufgehängt hatten.

Wie das der Jude sieht, ist er in Entsetzen und Wuth verfallen.

Joa wahrli! die ganze große Sünde, wie er sie einmal begangen hat, muß ihm zentnerschwer auf sein Gewissen gefal-

len sein, sonst hätte er nie in so entsetzliche Wuth kommen können, wie's dazumal geschehen ist.

Endlich hat's den Juden wieder fortgetrieben auf seine ewige Wanderung, und die Leute sind gewiß von Herzen froh gewesen, wie er einmal aus der Thüre draußen war.

(Einem Lustenauer wörtlich nacherzählt. Vergl. nordd. Sagen. S. 451 (387). Der Woejäger muß ewig jagen s. Kuhn 324, 1. Anm. 324. Nr. 151 (der ewige Jäger. Vergl. Wolfs Zeitschr. für Myth. I, 4. S. 434.)

67. Der grüne Schimmelreiter.

Da wo man vom Bützberg nach Wangen und Solothurn geht, befindet sich in der Mitte eines Waldes ein ziemlich breiter und tiefer Graben. Dieser soll zur Zeit, als noch Landvögte das bernische Oberamt Aarwangen beherrschten, auf Befehl eines Landvogtes Namens Wiladnig gegraben worden sein und zwar zu einer Zeit, als eine schreckliche Theuerung im Lande war.

Anstatt nun die von Hunger geplagten Leute mit Rath und That zu unterstützen, soll derselbe Landvogt sie zum graben dieses kleinen Kanals (er führt das Wasser aus dem kleinen Riedsee) gezwungen haben. Diese Arbeit sollten sie auf seinen Befehl in einer bestimmten sehr kurzen Frist fertig haben. Denn er sagte, wenn die Arbeit nach Verfluß dieser Zeit nicht fertig sei, so solle ihn das Wetter erschlagen. Obschon die armen Leute sich fast über Vermögen anstrengten, brachten sie die Arbeit doch nicht zu Stande. Als der Landvogt dieß vernahm, soll er entsetzlich geflucht und die Leute gepeinigt haben, denn er erinnerte sich seines entsetzlichen Schwures. Lange nachher getraute er sich nicht in's Freie hinaus zu gehen, denn er zitterte vor jeder schwarzen Wolke. Einst als der Himmel heiter und

kein Lüftchen zu sehen war, fuhr er in einer Kutsche, nur vom Kutscher begleitet, nach einem benachbarten Dorfe, aber ehe er wieder auf sein Schloß ankam, änderte sich das Wetter, und auf der Straße zwischen Rogwyl und Aarwangen soll der Blitz mitten in die Kutsche getroffen und ihn gleich getötet haben; dem Kutscher aber soll kein Leid widerfahren sein. Seither hört und sieht man ihn immer in grüner Kleidung auf einem Schimmel, von Jagdhunden begleitet, neben diesem Graben umherirren und jagen, besonders im Herbste und wenn das Wetter sich ändern will.

(Mündlich von Jak. Beerli aus Bützberg.)

68. Eine Gräfin fährt zur Hölle.

In einer Sackgasse in Gräz lebte einst eine Gräfin, welche sehr eitel war. Da sie aber blatternarbig, und sonst auch häßlich war, gefiel sie niemanden, und eben dieß kränkte sie sehr. Sie stellte sich sehr oft vor den Spiegel, schlug sich in's Gesicht und fluchte, daß sie noch keinen Bräutigam habe. Eines Tages besuchte sie ein sehr wohlgekleideter Herr, und schlug ihr vor, sie möge ihn heiraten. Sie gieng gleich darauf ein, und traf Anstalten das Haus zu verlassen. Der Tag war festgesetzt, wann der Bräutigam sie abholen sollte, und die Gräfin erwartete mit Freuden den Tag. Und es kam auch wirklich am bestimmten Tage um 12 Uhr Mittags ein Wagen mit sechs schwarzen Pferden (Rappen) und einem schwarzen Kutscher herangerollt. Die Gräfin stürzte voll Freuden zu dem Wagen, der Herr half ihr hinein, schlug die Wagenthür zu, der Kutscher schnalzte, das Feuer sprühte von dem stampfen der Pferde, und der Wagen fuhr in die Sackgasse nebenan, und niemand hat mehr eine Spur von ihm gesehen.

Seit dieser Stunde konnte man nicht in diesem Hause wohnen, denn nie war Ruhe darin.

Allgemein sagt man, der Teufel habe die Gräfin, wegen ihrer Eitelkeit, geholt.

(Mündlich. Vielleicht ist zu vergl. Simrock, deut. Mythologie S. 373. Grimm, Myth. 621. Kuhn norddeut. Sagen. Nr. 10. 199. Über den Heilwagen s. Grimm Myth. 761—62. 290.)

69. Das kopflose Roß. Der Geißer. Der Fäyer.

Im Femmegärtli in Adlebach (Kt. Glarus) am Bache spuckt das Roß ohne Kopf, im Walde der wilde Geißer, den man an Sommerabenden pfeifen hört; im Mattseiten der Mattseiteli-Bock, und an der Runs in Hätzingen der Rufelihund, ein gräulich Unthier mit zerbrochener Kette.

Der „Fäyer" spielt beim wilden Heere eine große Rolle. Noch jetzt sagt man zu den Glarner Kindern, welche nach dem Betglockengeläute am Abende auf der Straße sich finden: Günd hei, der Fäyer lat d' Fuchs us! (Geht heim, der Fäyer läßt den Fuchs aus!)

(O. Heer, Kt. Glarus.)

70. Die wilde Färe.

Ein alter Hirt, der mehrere Jahre in der Pfarre St. Georgen (Ober-Kärnten) das Vieh gehütet hatte, erzählte mir folgende Geschichte: Ich hatte einmal ein Paar Kälber verloren und war darüber in großer Sorge. Ich war im Begriff sie in dem ungeheuern Mastwalde aufzusuchen. Da erhob sich ein heftiger Wind, dennoch trat ich schon spät am Abend mit meinem sechzehnjährigen Sohne den Weg nach dem Mastwalde an. Wir suchten einige Stunden vergebens, und da es schon

finster war und heftig regnete, sahen wir uns nach einem Obdach um. Wir legten uns unter einen großen Baum, und schliefen ein. Nicht lange darauf wurden wir plötzlich durch ein seltsames, unheimliches tosen und brausen geweckt, wir sprangen auf und hörten von fern ein furchtbares wildes Geheul von kleinen Hunden, es schien immer näher und näher zu kommen. In Furcht und Schrecken beteten wir einige Vater unser und wagten kaum aufzublicken. Es schien uns, als ob die wilde „Färe" über uns vorüber ziehe. Bei Tagesanbruch setzten wir unsern Weg weiter fort und fanden zu unserem größten Erstaunen, daß kein einziger Baum in unserer Umgebung beschädigt war.

(Mitgetheilt vom Lehrer Tschernut in St. Martin. Die Ausdrücke „Faher," „Färe" sind wohl auf die Wurzel far zurückzuführen. In Niedersachsen heißt „verfaiert" so viel als: erschrocken. Im englischen fairy = Zauberin.)

71. Die fahrenden „Heiden."

An der Straße von Niederbipp nach Bannwill (im nördlichen Theile des Kt. Bern) liegt ein kleiner Buchenwald. Da wo jetzt dieses Wäldchen steht, soll zur Zeit der Heiden eine kleine Stadt nebst einer festen Burg gestanden sein, wovon aber gegenwärtig keine Spur mehr vorhanden ist. In dieser Burg sollen wilde Ritter ihr Unwesen getrieben und das Volk in der Umgegend geplagt haben. Sie sollen deshalb zu gewissen Zeiten im Jahr erscheinen, besonders, wenn es bald regnen will. So erzählen mehrere Männer, sie hätten einst am hellen Tage, als sie auf dem Felde gewesen, von dem Wäldchen her ein furchtbares Gerassel gehört und auf einmal mehrere prächtige Wagen aus demselben daherfahren sehen. In dem Wagen seien reichgekleidete Herren und Frauen gesessen, die durch ihr

rufen die Pferde zu schnellem Lauf ermuntert haben. Plötzlich sei alles verschwunden. So sollen die Heiden, denn so nennt das Volk diese räthselhaften Wesen — auch des Nachts in der Geisterstunde in ihrem Gebiete umherfahren und den nächtlichen Wanderer erschrecken.

(Mündlich.)

72. Das wilde Heer.

a) Im südlichen Theile des Kt. Freiburg fließt der Taunabach durch ein Berg- und Thalgelände, das vor mehreren 100 Jahren der Aufenthalt eines wilden Jägers war, der besonders während der Jagdzeit jeden Samstag sein unruhiges Wesen trieb. So bald die Betglocke im Dorfe geläutet hatte, hörte man in den Wäldern und jähen Halden ob Grandvillars das schmettern der Jagdhörner, das Ho-ha-ho-rufen des Jägers und das Gebell der Rüden. Dann stürmte die Jagd durch Berg und Thal, bis der Tag grauete. In einer nahen Voralp schien der Jäger vor Mitternacht stets etwas auszuruhen; denn hier sammelte er seine zerstreuten und verlaufenen Hunde wieder, und verwarte in einer Felshöhle das erlegte Wild. Kaum konnten es die Sennen dort aushalten; denn wenn sie sich nicht mäuschenstill hielten, verheerte er alles auf der Vorsatz, zerschlug Dächer und Zäune, die Rüden gruben tiefe Löcher in den Boden, und die Kühe im Stalle des Staffels wurden auf unsichtbare Weise gequält und gepeiniget, daß sie laut brüllten, und am andern Morgen nur wenige und schlechte Milch gaben.

Einst stand ein junger, unerfahrner Küher vor der Alphütte, und als er den Nachtjäger herannahen sah, schrie er keck: ho, ha, ho! ho, ha, ho! aber plötzlich erhielt er, obschon der

Weidmann noch fern war, einen so heftigen Stoß in den Rücken, wie mit einem Gewehrkolben, daß er blutrünstig, gequetscht, und halb ohnmächtig zur Erde fiel, wo ihn die Sennen erst am andern Morgen aufheben und pflegen konnten, weil sie es nicht gewagt hatten, so lange der Jagdsturm dauerte, aus dem Staffel zu treten, der von den bellenden Hunden wie umlagert war. Diese thaten jedoch dem armen Küher nichts leides, sie beschnüffelten ihn nur, bis sie sich mit dem unruhigen Jäger entfernten. Suchte man des andern Tages bei Sonnenaufgang im Felsenkeller das Gewild, so fand man nichts, als Spuren von Blut, Gemsen-, Hasen-, Fuchs- und Dachsenhaare und Tritte von Menschen und Hunden.

b) Zu einer andern Zeit lebte dort ein leidenschaftlicher Jäger, der des Sonntags oft den Gottesdienst vernachlässigte, oder ihm flüchtig nur auf dem Kirchhofe beiwohnte, um möglichst bald seiner wilden Jagdlust zu frönen. Nach seinem Tode wollte man ihn in der Dauba auf dem Gottesacker begraben; allein die Pferde konnten seinen Leichnam nicht weiter ziehen, als zu einem Hügel, auf welchem ein altes, mit Mos bedecktes Kreuz sich befindet. Hier muste man ihn begraben; denn der Sarg war schwer wie Blei, und die Peitsche vermochte nicht die Rosse weiter zu treiben. Nach seinem Tode soll der Geist noch lange als ein wilder Jäger des Nachts gespukt haben, bis ihn seine Verwandten von dieser Pein durch fromme Übungen befreien konnten.

Auch auf der Padrioloalp am östlichen Fuße des Berges Rosa ist die wilde Jagd zu vernehmen, und zwar in der Bartholomäusnacht, so daß nach dieser Nacht kein Vieh mehr dort bleiben kann.

c) Allmendingen bei Bern war früher der Stammort und Sitz der Edlen dieses Namens.

Auf einer Anhöhe, „Hünli“ genannt, wollen die Umwohner ein Getöse hören, welches sie Wütisheer nennen. Geheul von Jagdhunden, Geschrei der Jäger und Klang der Hörner sollen nämlich oft, besonders wenn das Wetter ändert, sich hier am Abend und bei Nacht vernehmen lassen.

Bei Allmendingen hat man Überreste römischen Altertums entdeckt. Der Entdeckungsort ist eine Wiese, von welcher die Sage gieng, es sei vor Alters daselbst eine Kapelle gestanden, und es werde dort ein Schatz „gesonnet.“

Unweit davon liegt das Schloß Wyl. Hier wird nach der Sage jeden Abend in einem abgelegenen Zimmer ein Bett bereitet, und jeden Morgen ist es von dem bösen Menschenfeind zerlegen. Einige Kreuzer, jedesmal ungrade, finden sich zwischen den Küssen als Schlafgeld. Wenn aber das Bett vergessen worden, so tobt wildes Gelärm in dem Schlosse.

d) In dem Foserenwalde bei dem bernischen Dorfe Tschugg hausen Hechsen in den Eichen; auch treibt dort das wüthende Heer sein Wesen.

Zwischen dem Jura, der Zihl und Aare liegt der Büttenberg, in dessen Nähe Spuren römischer Ansiedelung zu treffen sind. Eine Stelle heißt der Landmann „Turni's Schloß,“ „im Turni.“ Den Turni denkt man sich als eine Art von Zwingherr, und es soll dort das wilde Heer der alten Herren sich bisweilen vernehmen lassen.

Auch die Pieterler sagen: Wenn es ander Wetter geben wolle, höre man es vom Klosterhubel und Büttenberg gegen den Jensberg in der Luft hausen, wie wenn eine wilde Jagd gienge.

(Von Fr. Küenlin u. a. mitgetheilt.)

73. Der Eichhallenjäger.

Nordöstlich von Hettiswyl, in einem Walde, Eichhallen genannt, hört man von Zeit zu Zeit ein Jagd ähnliches Getöse. Ist das vorbei, so regnet's gewöhnlich bald darauf. Das erklären sich die Leute auf folgende Weise: Vor vielen Jahren lebte auf dem Wyler-Hof bei Hindelbank ein Herr von Erlach, der ein leidenschaftlicher Jäger war, und sowohl gegen seine Jagdhunde, als gegen die Thiere des Waldes sehr grausam verfuhr; öfters habe er noch lebenden Thieren den Pelz abgezogen, so wieder laufen und jämmerlich umkommen lassen. Zur Strafe müsse er nun zu bestimmten Zeiten seine vorigen Jagden wiederholen, bis all die Grausamkeiten wieder abgebüßt seien.

(Mündlich.)

74.

Auf dem Schlosshügel bei Rorbach vernimmt man jedesmal vor einem Gewitter ein Geheul und ein knallen der Peitschen und ein rasseln des Wagens gerade an der Stelle, wo der frühere Schlossherr eine ungeheure Brücke bauen wollte. Zu dem Bau sollten die Bewohner unerschwingliche Beisteuern geben.

(Mündlich.)

75. Das Nachtgejäge.

Im Munde der Bewohner von Langenau im Emmenthale geht die Sage von dem Nachtgejäge. Nordöstlich vom Dorfe auf einer Anhöhe, der Krähenberg genannt, ist ein Wäldchen; in diesem hörte man früher öfters ein jagen, Flintenschüsse, Hundegebell und hallohrufen. Das geschah am stärksten beim eintreten von Regen. Auch an Christfesten hört

man es immer. Gewöhnlich blieb dieſes jagen nicht am gleichen Orte. Es nahm in dieſem Wäldchen ſeinen Anfang, bewegte ſich nach Weſten hinter dem obern Theile des Dorfes durch bis zur Kirche. Dann gieng es über den Kirchhof, von dort durch eine Gaſſe des Dorfes, an der meiſtens Strohhäuſer ſind. Weſtlich vom Dorfe, ebenfalls in einem Wäldchen, dem heiligen Stöcklein, verſtummte gewöhnlich die ganze Jagd. Leute, die oft in dem Wege waren und nicht ſchnell genug ausweichen konnten, legten ſich gleich auf den Boden, denn ſie wuſten, daß ihnen dann nichts Leides zugefügt wurde. Sie erzählen, daß die ganze Jagd über ſie hinweggerollt ſei, wie wenn junge Schweine vorüberziehen. In dieſer Lage muſten ſie etwa 5 Minuten lang ſein, dann ſtunden ſie wieder auf und giengen ihres Weges, ohne daß ihnen das geringſte zugefügt wurde. Wer ſich nicht bückte, wurde ganz zerkratzt. Öfters ſoll dieſe Jagd die ganze Gegend unter wildem Lärm durchkreuzt haben.

(Mündlich, aus Langnau.)

76. Die Küche der Hölle.

Im Illgraben bei Leuk (Wallis) iſt ſeit dem Sturze der Engel eine Legion Teufel eingeſperrt. Nach jedem Regenwetter wälzen ſie, voraus zwei Hauptteufel, Steine gegen Leuk.

Im Diablerets iſt die Küche der Hölle.

(Mündlich von Dr. Ferd. Keller in Zürich.)

77. Unghür-Hubel.

Im Kt. Bern liegt ein Forſt, Bannholz genannt, wo ſich merkwürdige Grabaltertümer finden, namentlich der „Unghür-

Hubel," mitten im Forst, an der Straße zwischen Heitern und der Süri bei Laupen. Es ist ein vereinzelt aufgelagerter, runder Hügel, von 30' Höhe. In Bezug auf die Totenstätte und zugleich auf Reste von Bauwerk, welche auf seiner Höhe vorkommen, wird der Hügel wohl auch das Unghürschloß genannt. Auch geht hier die Sage, daß der Teufel hier bisweilen auf einem Aschentuch Geld sonne, welches aber beim hinzutreten verschwinde.

(Mündlich.)

78. Der Bocksfuß.

Die Geißhirten auf den Alpen, welche den Königssee umgeben, sind so verwegen, daß sie sich selbst vor dem Teufel nicht fürchten. Es war einmal ein solcher Hirt, der trieb seine Herde höher auf die Alpen hinauf als gewöhnlich, und sang eben ein Liedchen vor sich hin; da erschien plötzlich der Teufel vor ihm und sagte, er möge ihm seine Seele verkaufen. „Wenn du mir die Bäume jenes Waldes in einer halben Stunde zählst, und meinem Ziegenbocke einen Fuß ausreißest, daß er nichts davon spürt, so gebe ich dir meine Seele umsonst, und du brauchst sie mir nicht abzukaufen." Das schien dem Teufel ein leichtes. Allein die Frist war bald genug verstrichen, und er hatte kaum die Hälfte der Bäume gezählt. Nun wollte er dem Bocke einen Fuß ausreißen, und näherte sich ihm. Als dieser jedoch des Teufels ansichtig wurde, sprang er auf ihn zu, und versetzte ihm mit seinen Hörnern einige Stöße. Der Teufel ergriff die Flucht, und stürzte sich in der Eile in einen Abgrund. Durch den Druck, welchen die Schwere seines Körpers auf den unten liegenden Stein ausübte, hat sich sein Bocksfuß in denselben eingedrückt. Und der ist noch zu sehen.

(Mündlich, aus Berchtesgaden.)

79. Der Teufel mit dem Geißfuß.

Es iſt emol ene gſeh (geſin, geweſen), die heb en ſchlechta Lebeswandel gfüert. Die heb en Herra atroffa. Do heb=ſ=a he gnoh (nach Hauſe genommen), ond wie ſ=em d' Stefel abzoga heb, ſo heb=er Gäßfüeß (Geißfüße) kah (gehabt). Do fahrd=er=ſi a, woromms Vatter ond Muetter nüd folge, ond fahrd mit=er i d' Löft. Deno heb=ma nütz meh von=ner gſeha.

(Appenzell.)

Ein Hirt, welcher ſeine Herde trieb, kam in einer Waldſchlucht an einen Bach. Er wünſchte, daß der Teufel ihm eine Brücke ſchlage. Wirklich erſchien jemand, der das Anerbieten dazu unter der Bedingung machte, daß er in Beſitz nehme, was zuerſt über die Brücke gehe. Es gieng aber eine Ziege voran.

Man glaubt, die Ziegenfüße ſeien des Teufels, und ſie werden darum an den meiſten Orten (in Appenzell) nicht gegeſſen.

80. Die Teufelsbürde.

Zu Wabern (bei Bern) befand ſich ehemals ein mächtiger Findlingsblock von Gneis, der unter dem Namen Teufelsbürde bekannt war. Dieſen Felſen hatte der Satan beim Beginne des Baues der Stadt Bern von den Wänden des Gotthard genommen und ihn an den Hügel des Gurten gebracht. Und als er im Begriff war, die Stadt damit zu zerſchmettern, machte auf Gottes Geheiß ein Blitz die Glieder des Satans erſtarren, ſo daß ihm die Bürde entfiel.

(Schriftlich aus Bern. Donars Blitz verfolgt die Teufel, z. B. Kuhn nordd. Sag. Nr. 352. Vergl. die Anmerk. S. 475 (57).

81. Der Teufelsstein im Pinzgau.

Diether von Friedburg hatte mit dem Grafen von Hieburg Fehde. Er stürmte die Burg des letzteren mehrere Male, aber vergebens; er muste beschämt abziehen. Da die benachbarten Ritter sich weigerten, in seiner Rache ihn zu unterstützen, so nahm Diether seine Zuflucht zum Satan. In einer Felsenkluft des hinter seiner Burg sich erhebenden Gebirges schloß er mit ihm einen Bund: der Teufel sollte die Burg seines Gegners mit einem Felsstücke zerschmettern. Die Dämmerung brach eben an, da erhob sich ein gräßlicher Sturm von Süden, und der Satan flog, Flammen sprühend, mit einer ungeheuren Steinmasse belastet, aus den Steinklippen des Obersulzbaches über's Rosenthal nach Hieburg hin. Schon war er einen Armbrustschuß der Veste nahe, schon spannte er alle Kräfte sie zu zermalmen an, da ertönte auf derselben das Ave Maria Glöcklein, und, wie vom Blitze gelähmt, stürzte der Teufel mit seiner Last in's Thal nieder. Er wagte den Sturm auf Hieburg nie wieder. Hinter der Rosenthalschmiede wird dieser Stein unter dem Namen Teufelsstein gezeigt, und man erzählt dabei die Geschichte, wie er dahin gekommen.

(Salzburger Intelligenzblatt 1800 Nr. 43.)

82. Die zertrümmerte Brücke.

Unweit Zwischenwassern am Einflusse der Zeier in die Save befindet sich eine Brücke. Diese führt über hohe Felsen, und man erzählt sich von ihr folgendes: Es soll früher alle Tage ein Teufel unter die Brücke gekommen sein, und hier entsetzlich gepfiffen und Feuer gesprüht haben. Mit Schrecken er-

warteten die nahe an derselben wohnenden Bauern den Augenblick, weil sie meinten, die Funken werden ihnen die Häuser anzünden.

Einst wurde im nächst gelegenen Orte, zu welchen man nur über diese Brücke gelangen konnte, ein Fest gehalten; alle Leute von Zwischenwassern zogen nun scharenweise dahin, denn einzeln fürchteten sie sich die Brücke zu betreten. Das Fest war zu Ende und die Leute machten sich erst spät in der Nacht auf den Weg. Als sich die Menge der Brücke näherte und von weitem schon das wilde lärmen des bösen Geistes hörte, da überfiel sie große Furcht; und mit eiligen Schritten suchte man so bald als möglich hinüber zu gelangen. Bei dem gewaltigen Gedränge kamen ihrer aber zu viele auf einmal auf die Brücke, und sie brach unter furchtbarem krachen zusammen. Bei ihrem Einsturze wurde der lauernde Teufel von den herabkommenden Balken und Steinen verwundet und Feuer brach aus der Wunde hervor, welches die herabgefallenen Menschen verzehrte. In Folge seiner Wunde soll der Böse im Todeskampfe mit den Felsenmassen wie mit den kleinsten Steinchen herumgeworfen haben. Jetzt steht an dieser Stelle eine neue Brücke.

(Mündlich aus Ober-Krain. In den Alpenländern finden sich eine Menge Sagen über Teufelsbrücken; da sie mit den bekannten meist übereinstimmen, so habe ich sie weggelassen.)

83. Das Geldsonnen und der grüne Teufel.

Vom Schloße bei Jegenstorf (Jegistorf, Kt. Bern) geht die Sage, daß hier das „Geldsonnen" als teufliſches Blendwerk bisweilen stattfinde. Diese Sage geht auch an andern Orten. Auch in der Nähe von Twann (Duana, zwischen dem Jura und Bielersee) erzählt man vom Geldsonnen durch den Teufel. Das auffinden alter Geldstücke veranlaßte Schatzgräbereien.

In dieser Gegend wurde ein Kind, längere Zeit vermisst, auf der Schlossfluh gefunden. Als man es fragte, wie es sich während der Zeit beholfen, sagte es aus, daß ein unbekannter ihm Speise gebracht habe. Ein anderes Mädchen ward von einem unbekannten Liebhaber Nachts hieher geführt. Der Fels öffnet sich ihnen, und um einen Tisch sitzen unbekannte, welche verlangen, daß das Mädchen in ein vorliegendes Buch seinen Namen mit Blut einschreibe; auf seine Weigerung ist alles verschwunden, und die versuchte sieht sich ganz allein auf der Schlossfluh.

In der Gegend von Jegistorf hört man erzählen, daß der Teufel, den man hier auch Luzifer von Beaumont nennt, bald als „grüner" in einem Gehölze erscheine, bald als Fuchs oder Hase nach dem Schlosse streife.

Auf der Petersinsel im Bielersee hielt der Teufel als grüner Herr seine Hechsentänze am Ende eines Eichwaldes; noch soll der grüne, der auch zu Möringen auf Besuch erschienen, sich im Waldesschatten bisweilen blicken lassen.

Auch von der Burg Gerenstein (Krauchthal) geht die Sage vom Geldsonnen.

(Mündlich, aus dem bernischen.)

84. Das Groschenloch im Mürzthale.

Unweit Mürzsteg bricht sich die Mürz an einem großen Felsblocke. Dieser ist vom anstürzenden Wasser schon ganz ausgewaschen und stellenweise voll trichterförmiger Löcher, in welche sich die Wasser brausend hineinstürzen, dann erst ruhig weiter fließen. Eines von diesen Löchern soll von besonderer Größe sein und den Eingang zu einer kleinen Höhle bilden. Diese kennt das Volk unter dem Namen „Groschenloch," weil jeder, der in dasselbe dringt, einen Groschen findet, der sich, so

oft er ausgegeben wird, wieder durch einen andern ersetzt. Über die Entstehung desselben wird folgendes erzählt:

Vor vielen Jahren kam ein reicher Mann in das Mürzthal, baute sich eine Hütte und lebte darin sieben Jahre. Er hatte sehr viel Geld, war aber dabei so geizig, daß er sich selbst nicht einmal genug Nahrung und die nöthige Kleidung vergönnte. Kam ein Armer oder ein Nothleidender zu ihm, so entließ er ihn gewöhnlich mit fluchen. Ein Gebet sah man ihn nie verrichten; am Freitage sperrte er sich mit seinem schwarzen Hunde in seine Behausung ein und kam den ganzen Tag nicht zum Vorschein. Was er da trieb, wuste niemand, nur das hörte man, daß sein Hund an diesem Tage fürchterlich heulte. So verlebte der Geizhals seine Zeit bis zum Charfreitage des siebenten Jahres seit seiner Ankunft im Mürzthale. Auch an diesem Tag sperrte er sich, wie gewöhnlich, mit seinem schwarzen Hunde in seine Hütte ein; der Hund heulte entsetzlicher als je. Als es Nacht geworden, erhob sich ein fürchterlicher Sturm. Es rollte der Donner und Blitze erleuchteten den Himmel. Da stürzte der Geizhals, wie wahnsinnig aus seiner Wohnung, sein zusammengescharrtes Geld in Säcken keichend hinter sich her schleppend. Er schlich zu dem Felsenblocke hin, von dem schwarzen Hunde verfolgt. Dieser verwandelte sich hierauf in einen Mann, mit rothem Anzuge und grünem Hut, auf welchem eine rothe Hahnenfeder schwankte. Der Mann zeigte ihm ein Zettelchen, welches mit Blut beschrieben war. Es war die Verschreibung, gegen welche er vom Satan Geld angenommen hatte. Hierauf theilte sich der Felsblock, Flammen brachen aus dem Schlunde, ein Schwefelgestank erfüllte ringsum die Luft; mit Hohngelächter stieß der Teufel seine Beute in diesen Schlund und folgte ihr mit entsetzlichem Getöse.

Nach einigen Jahren wollte es der Zufall, daß ein armer Holzknecht in der Nähe dieses geheimnisvollen Felsens arbeitete. Im Gefühle seiner Armut murrte er wider sein Geschick und brach über dasselbe in die heftigsten Verwünschungen aus, um dadurch sein Herz zu erleichtern; da erschien ihm der Teufel in der obenerwähnten Tracht und sprach zu ihm: „Mensch, ich werde dir helfen; grabe heute Mitternacht die Wurzel des Hechsenkrautes [1]), zerstampfe sie in einem Totenschädel, steige dann auf diesen Felsenblock, streue die zerstampfte Wurzel in das Wasser, krieche in das Felsenloch, und du wirst mehrere Säcke mit Geld finden. Von diesem Gelde nimm einen Groschen und du wirst reicher sein, als die reichen der Welt, denn dieser Groschen ersetzt sich immer, wenn er ausgegeben wird. Den armen Mann erfaßte die Angst und er bekreuzte sich einige Male und lief, was er nur laufen konnte, zu seinen Kameraden zurück, erzählte ihnen das vorgefallene, aber weder er noch ein anderer wagte das Unternehmen, und bis jetzt hat es noch niemand versucht. Seit jener Zeit aber wird diese Höhle von den Bewohnern des Mürzthales noch immer das „Groschenloch" genannt.

(Mündlich, aus dem Mürzthale.)

85. Der Wechselthaler.

Ein Wechselthaler, behauptet man in unserm Kanton (Bern), habe die Eigenschaft, daß er alles Geld, mit dem er in Berührung kommt, dem Eigentümer auf eine unerklärliche

[1]) Das Alpen-Hechsenkraut (Circaea alpina) hat weißlichrothe Blüten, herzförmigeirunde, ausgeschweiftgezähnte Blätter, länglichkeulenförmige Früchte und Deckblätter, welche bei der Reife abfallen. Es kommt häufig in Bergwäldern vor.

Weise in seine Kasse bringe. Mehrere sind bei uns schon auf diese Weise um ihr Geld gekommen.

Um einen solchen Thaler zu erhalten, muß man folgen des thun: Am heiligen Abend nehme man eine kohlschwarze Katze, die schon siebenmal drei Junge geworfen hat, stecke sie in einen zwilchenen Kornsack und knüpfe denselben so fest als möglich zu. Damit gehe man in der Geisterstunde zu einer Kirche, welche drei Thüren hat, klopfe bei der ersten an, worauf ein schwarzes Männlein öffnet und nach des anklopfenden begehren fragt, worauf dieser sagt, er bringe da dem Herrn einen Hasen. Statt daß nun das Männchen den Sack abnimmt, weist es den Bringer vor eine andere Thür. Hier geht genau das gleiche vor. Bei der dritten Thür aber kommt der Herr Satan in eigener Person, nimmt das Geschenk ab und gibt gefällig dem Bringer einen blanken Neuthaler zum Trinkgeld. Dann muß sich aber der beschenkte so schnell als möglich entfernen, denn wenn er das Angstgeschrei der Katze auf dem Kirchhofe hört, so ist er in der Gewalt des Teufels, der ihn gleich zerreißt.

(Mündlich, aus dem Kant. Bern. Vergl. Grimm Myth. 971, ferner Kuhns Erläuterung zu Nr. 24 der nordd. Sagen Seite 470.)

86. Der Watzmann.

Bekannt ist der kegelförmige Watzmann, unweit Berchtesgaden. Von ihm geht folgende Sage:

Vor uralten Zeiten herrschte über das heutige Baiern und Salzburg ein mächtiger König, Namens Watzmann, welcher seine Unterthanen grausam bedrückte, und auf alle erdenkliche Art quälte. Seine Burg hatte er in der Nähe des König-

sees, welcher einige Stunden von dem Berge entfernt ist. Eines Tages ließ er in teuflischer Lust die armen Bauern vor den Pflug spannen, und durch die Jagdhunde antreiben. Einer unter den Bauern stieß mit dem Fuße eine Erdscholle weg, da kam unter derselben ein kaum zwei Zoll hohes Männlein hervor und sprang dem Bauer auf die Hand. Dieser wollte vor Schreck laut aufschreien, aber das Männlein legte zum Zeichen des schweigens den Finger auf den Mund, winkte ihm dann mit dem Händchen, und sprang gelenkig in die Rocktasche Hoisens (so hieß der Bauer). Zu Hause angekommen, zog dieser das Männlein aus der Tasche, und stellte es behutsam vor sich hin. Dieses fieng jetzt mit feiner, wispernder Stimme zu sprechen an: Hois, ich bin Heinzel, der König der Erdmännchen. Ich bin es müde, den ewigen Plackereien, die Watzmann an euch ausübt, länger zuzusehen. Ich will euch daher von diesem Tirannen befreien. Rufe deine Leidensgefährten zusammen. Hois rannte fort und holte seine Kameraden. Als alle versammelt waren, sprang Heinzel auf einen Holzklotz und sprach: Morgen früh füllet eure Taschen mit Kieselsteinen an, und werfet sie in dem Augenblicke, wenn Watzmann seine Hunde auf euch hetzen wird, auf ihn. Bei diesen Worten war das Männlein immer kleiner und kleiner geworden, und verschwand mit einemmale. Des andern Morgens schien Watzmann wieder recht aufgelegt, die armen Bauern zu quälen. Doch kaum war das Hussah! seinem Munde entflohen, so sausten schon die Steinchen aus den Händen der Bauern auf ihn nieder. Die Kiesel vergrößerten sich im Fluge zu ungeheuern Felsstücken, und auf jedem derselben schien ein Erdmännchen zu reiten. Die Hunde flüchteten sich heulend zu ihrem Herrn, und wurden mit ihm von den Steinen bedeckt. Da fiengen auch die Steine auf dem Boden zu hüpfen an, und türmten sich über Watzmann zu

einem kegelförmigen Berge auf. Hois und seine Gefährten zogen aus dieser Gegend weg und siedelten sich in dem heutigen Tirol an. Von den Erdmännchen hörte man nie mehr etwas. Wenn in einer Felsspalte des Berges der Wind pfeift, so sagen die Leute, das seien Watzmanns Hunde, welche heulend herumspringen, und wenn öfters ein Stein den Berg hinunter rollt, so sind dieß die Erdmännchen, welche darauf lustig herumreiten.

(Von einem Kutscher aus Werfen. Wesentlich verschieden von der Mythe bei Panzer I., Nr. 276, ebenso von der bei Bechstein Nr. 1000 im „deutschen Sagenbuche.")

87. Der Samson.

In Tamsweg (und andern Orten des Lungau) findet alljährlich ein feierlicher Umzug des Samson statt.

In Tamsweg wird derselbe am Fronleichnamstage im ganzen Orte herumgetragen. Seine Höhe beträgt ungefähr zwölf Schuh und mehr, so daß er über den ersten Stock der Häuser hinaufreicht.

Am Leibe trägt er einen langen, lichtgelben Unterrock mit einer lichtblauen, am Rande bebänderten Jacke; über die linke Schulter herab ist ihm ein Krummsäbel umgehängt. Er trägt auf dem Kopfe einen versilberten Helm von bunten Schwungfedern umwallt und vorn mit einem sternförmigen Spiegel geziert.

In der einen Hand hält er den langen Schaft einer Lanze, die ohne Spitze ist, in der andern einen Eselskinnbacken. In seinem hohlen Leibe steht ein Mann, auf dessen Schultern das schwere Gerippe dieser riesigen Figur ruht. Beim vorschreiten muß der starke Träger sehr vorsichtig sein. Durch zwei Öffnun-

gen am Unterrocke des Samson kann er sehen. Mittelst einer Eisenstange, die durch den hohlen Leib des Riesen geht, vermag er den Kopf nach allen Seiten zu bewegen. Vor und hinter ihm geht eine uniformierte Leibwache, voran die türkische Musik. Zu beiden Seiten gehen seine Edelfräulein, zwei weibliche Zwerge mit ungeheuren Köpfen. Ihre Winzigkeit hebt die Riesengestalt ihres Gebieters nur noch mehr heraus. Samson schreitet so vor die Häuser aller, von denen er glaubt, daß sie Wohlgefallen an ihm haben. Vor einem Hause angelangt, steht der Festzug stille und bildet um den großen Herren einen weiten Kreis. Die Musik beginnt mit einem Marsche und fällt dann in einen steierischen Tanz ein. Sobald Samson diese lieblichen Weisen hört, bewegen sich seine schwerfälligen Beine und während er einen Steirer tanzt, walzen die ihm kaum an die Knie reichenden Zwerglein um ihren hohen Gebieter.

Im Volke geht die Sage, daß dieser Samson ursprünglich im Welting gewesen sei, dessen Bewohner einst von einem Erzbischofe dieses Samsonprivilegium erhalten haben, wegen der Tapferkeit, die sie in der Besiegung der Margaretha Maultasch bei Turnschall bewiesen haben.

Der Chronist Rocher sagt, daß diese uralte Volksfeierlichkeit von den Capuzinern verändert sei. Die von den Capuzinern veranstalteten Prangtage, namentlich das Fronleichnamsfest, wurde durch alttestamentliche Figuren feierlich gemacht. Nach Rocher leitete ein Capuziner als Prozessionsmeister den Zug.

(„Lungau" von Ignaz v. Kürsinger S. 256, mit Abbildung. Über den Riesen und Ritter Samson vergleiche die Wilkinasage (Dietrich von Bern und seine Helden), in Fr. H. von der Hagens altd. und altnord. Heldensagen, Breslau, Max und

Comp. 1855, 2. Aufl. S. 4. ff. Samson (Simson), im Buch der Richter Kap. 13 ff. Vergl. Goliath, Ferrakut (Karl und Roland, nach Turpins Chronik, von Fr. Schlegel), Herkules, Achilles, Siegfried ꝛc.

In der christlichen Archäologie gilt Samson als Löwenbändiger (Lib. Jud. XIV., 5, 6) und als Überwinder teuflischer Gewalt. Vergl. Dr. Heider „die romanische Kirche zu Schöngrabern" 168—170.)

88. Der Einsiedler Botti.

Dieser Einsiedler bewohnte vor vielen hundert Jahren die Wälder des Grauholzes, unweit der Landstraße nach Bern. Er war ein Mann von riesenhafter Größe, denn seine Länge betrug mehr als 12 Fuß. Seine Kraft war so ungeheuer groß, daß er Bäume entwurzeln, und mit seinen Fingerspitzen Steine zerdrücken konnte. Mit dieser außerordentlichen Kraft verband er aber eine große Liebe zu den Bewohnern der Umgegend. Oft verließ er die dunkeln Wälder, um den Menschen Beweise seiner Zuneigung zu geben. Er gieng oft zu ihnen auf das Feld und bot ihnen freundlich die Hand zum Gruße; aber trotz aller Freundschaftsäußerungen wagte es doch niemand ihm die bloße Hand zum Gegengruße zu reichen, aus Furcht vor seiner außergewöhnlichen Kraft. Statt der Hand reichten ihm die Bauern die Pflugsterze, welcher die Merkmale seines gewaltigen Händedruckes stets sichtbar eingedrückt blieben. Als er seinen Tod nahe fühlte, grub er sich selbst sein Grab, legte sich in dasselbe und starb darin. Nach seinem Tode fiel seine Schwester, die mit ihm diese Wälder bewohnte und die fast von gleicher Größe und Stärke war, in tiefe Trauer; sie bedeckte seinen Leichnam und trug in ihrer Schürze zwei sehr große Granitblöcke herbei, welche sie auf das

Grab ihres Bruders zu bleibendem Denkmal aufrichtete. Als nun auch sie ihr Ende herannahen fühlte, grub sie, ungefähr zwei Schritte von der Ruhestätte ihres Bruders entfernt, ein Grab für sich und trug auch zwei große Steine herbei. Nach ihrem Tode wurde sie in dasselbe begraben und die zwei Steine, die sie herbeigetragen hatte, wurden darauf aufgerichtet. Noch jetzt sieht man im Grauholzwalde die zwei nun eingefallenen Gräber mit den darauf sich befindlichen Denksteinen.

Bei Nachgrabungen hat man dort ein riesiges Gerippe entdeckt. Die Grabhügel der vorgermanischen Zeit werden an andern Orten des Kt. Bern Hünengräber genannt.

(Mündlich von einem Berner Bauern, B. Kurz.)

89. Die drei Riesen von Iseltwald.

Bei Iseltwald am Brienzersee wohnten vor Alters drei Riesen, die gewaltig stark waren und sich in Wolfs- und Bärenhäute kleideten. Einst entbot ein deutscher Kaiser dem Volke des Oberlandes auf einen Kriegszug zu seinem Heere zu stoßen. Es wurden ihm bloß die drei Riesen gesandt, und als er darob zornig ward, versprachen sie aufs theuerste kaiserlicher Majestät genug zu thun und zu leisten, was ein zahlreiches Volk sonst nicht im Stande sei. Alsobald begaben sie sich zum nahegelegenen Buchenholz und schnitten sich drei schenkeldicke Stämme ab, säuberten sie von allen Ästen und stellten sich mit solcher Wehr in Reih und Glied zu den kaiserlichen Scharen. In der Schlacht bewährten sie sogleich, was sie vermochten; denn ihre Riesenkeulen, furchtbar alles niederschlagend, erkämpften schnell den erwünschten Sieg. Da sprach der Kaiser huldreich: wählet euch zum Lohne, was ihr möget; es soll mein Dank für eure Dienste sein. Sie erwiederten: kaiserliche Majestät möge uns

vergönnen, Ihren Adler auf unserm Panner zu führen, wenn unsere Gemeinde dereinst zu 100 Mann in das Feld zu rücken vermag; auch erlaube uns kaiserliche Majestät, wenn wir zu Land an unserm See des Sommers durstig hinunter wandeln, in den Pflanzplätzen bei Bönigen, auf Reiches Boden, drei Rüben auszuziehen, und eine mit der Hand, zwo im Gürtel davon zu tragen. Der Kaiser gewährte gnädiglich diese Bitten, und oft am Wege zwischen Iseltwald und Bönigen, wo jetzt der Platz am Stadel heißt, versahen sich die Riesen mit den ausgerissenen Rüben und erquickten sich daran; aber niemals ist ihr angehörendes Völklein von Iseltwald in den Stand gekommen, mit 100 streitbaren Männern zu Felde zu ziehen.

Reisende haben in einem Hause des Dorfes Matten, noch sehr alte, gemalte Fensterscheiben gefunden, auf deren einer ein Bär vorgestellt war, der ein Paar Rüben in seinem Gürtel trug.

(Schriftl. Mittheilung. Dieselbe Sage in J. R. Wyß, Reise in das Berner Oberland I. 357 (abgedr. im schweiz. Sagenb. von Kohlrusch 2.)

90. Die Steinwerfer.

Es lebten in alter Zeit zwei Riesen, einer auf der hohen Salve, der andere auf dem gegenüberliegenden Markbachjoch in Wildschönau. Diese beiden trafen einmal zusammen und geriethen in hitzigen Streit; allein sie vermochten nicht zu entscheiden, wer eigentlich Sieger wäre. Da kamen sie, um doch zu erfahren, welcher mehr Kraft hätte, überein, durch Steinwerfen ihre Stärke zu erproben. In der Frühe des andern Tages warf der Riese vom Salvenberg über das Thal hin auf das Markbachjoch einen großmächtigen Stein, der fiel aber mehrere

Klafter von dem höchsten Punkt des Berges und ist noch dort zu sehen. Dagegen schleuderte der Markbachjochriese einen noch größern Stein auf die Salve hinüber, und traf gerade deren Gipfelpunkt. Also war dieser der Sieger. Der Stein wurde später beim Bau des Salvenkirchleins als Grundstein verwendet. — — Auf einem Bergübergang in der Nähe des genannten Markbachjoches liegt ein großer Stein, der hat eine weite Spalte. Vor Zeiten pflegte ein riesenhafter Schmalzträger, wenn er mit schwerbeladener Kraxe von den Almen kam, auf jenem Granitstück zu rasten. Einmal riß er es, um bequemer seine Last abzusetzen, mitten auseinander.

(Mitgeth. in der „Donau".)

91. Die Hageeren.

Im östlichen Theile des Kt. Zürich hausen die Hageeren auf Grabhügeln, in römischen Ruinen und mittelalterlichen Schlössern. Unweit des Pfäffikersees bei Balm, Kempten liegen mehrere Ruinen von Hageerenschlössern. Sie sind gebaut von den Hageeren. Eine Ruine liegt bei Kempten, eine andere ist die „Heidenburg" am südwestlichen Ufer des Pfäffikersees. Auch bei Gündisau liegt eine alte Burg am „Hageerenrain," die auch von den Hageeren erbaut ist.

Das Volk schildert die Hageeren als bösartig; ein Hageer hat sogar Menschen erwürgt.

(Mündlich von Dr. Ferd. Keller in Zürich. Sollte das Wort zu Hagg d. h. Schalk gehören? Stalder schw. Idiot. II., 10. Hagsch d. i. verschmitztes Weib (Hechse), die Häggele. Hechsen heißt quälen, plagen (Schmeller II., 148). Vergleiche Grimm, Myth. 992 und 993.)

III.

Weibliche Wesen. Zauber. Schätze. Bann.

92. Die Walpurgisnächte.

In den Alpenausläufern im Süden der Donau in Nieder-Österreich, namentlich in Mank, gibt es nach dem Volksglauben neun Walpurgisnächte, welche alle unmittelbar dem Namensfest der heiligen Walpurga vorhergehen. Gewisse Tage, besonders die Erntetage sind ebenfalls der heiligen Walpurga gewidmet.

Läßt man alle neun Nächte hindurch ein kleines Fenster offen, so findet man am neunten Tage ein Goldstück, welches die heilige Walpurga hingelegt hat. Während der neun Nächte wird die heilige Walpurga unaufhörlich von bösen Geistern verfolgt, daher flieht sie von Dorf zu Dorf und sucht irgend einen Winkel, wo sie sich verbergen kann. Gewöhnlich flieht sie in die geöffneten Fenster und verbirgt sich unter dem Fensterkreuz. Sobald die Gefahr vorbei ist, entfernt sie sich abermals durchs Fenster, läßt aber ein eigenthümlich geformtes Goldstück zurück, welches dann unter dem Fensterkreuz gefunden wird. Viele Leute behaupten auch, die Walpurga auf ihrer Flucht gesehen zu haben.

Ein Bauer gieng einst in der Walpurgisnacht spät durch die „tiefe Wiese" herüber gegen Mank. Kaum war er in der Mitte der Wiese angelangt, so sah er eine weiße Frau mit feurigen Schuhen, langen wallenden Haaren, eine goldene Krone auf dem Haupte, einen Spiegel und eine Spindel in den Händen. Eine Strecke hinter derselben Gestalt gewarte er einige Reiter mit weißen Pferden, welche sich alle Mühe gaben, die fliehende einzuholen. — Diese Erscheinung war die heilige Walpurga mit ihren Verfolgern.

Besonders in den Erntetagen, wenn die Garben in Haufen auf den Feldern stehen, sieht man die heilige Walpurga quer über die Äcker, Wiesen und Gärten eilen.

Einmal traf ein Bauer, welcher ein Regenwetter befürchtend sein Getraide zur Nachtzeit einführte, die heilige Walpurga auf ihrer Flucht. Flehend bat sie den Bauern, er möge erlauben, daß sie sich in seinem Wagen verberge, weil die Verfolger ihr auf dem Fuße folgten. Der Bauer gab der Bitte endlich nach und band die heilige Walpurga in eine Garbe. Kaum hatte er die Garben wieder in Ordnung gelegt, als schon die Verfolger, Nebelbildern ähnlich, aber doch hörbar vorüberfauften. Der Bauer machte mit seiner Peitsche ein Kreuz, und freute sich als die Gefahr vorüber war. Die heilige Walpurga stieg nun wieder aus der Garbe heraus, dankte dem Bauer und sagte ihm, er solle auf diese Garbe wohl acht geben und sie genau ansehen. — Der Bauer hörte die Walpurga nicht aufmerksam an, und führte alle Garben ohne sie genauer anzusehen in die Scheuer. — Des andern Tages, als der Bauer abermals in die Scheuer gieng, war er sehr erstaunt, daß die Garbe schöne, glänzend gelbe Körner in den Ähren hatte. Er versuchte die Körner auszudreschen. Das gelang ihm auch und er war hoch erfreut, als er statt einfacher Getraidekörner — Goldkörner fand.

Betet jemand in jeder der neun Nächte um Mitternacht ein Vater unser zur Rettung der Walpurga, so wird ihm unter Geräusch in der neunten Nacht ein Goldklumpen durchs Fenster in das Zimmer geworfen.

Die Hechsen sollen in diesen Nächten verschiedene Dinge von der heiligen Walpurga verlangen können. Walpurgisspiegel, Walpurgisfäden, Walpurgiskräuter und Blumen, daß sind gewöhnlich die Gegenstände, welche verlangt werden.

Walpurgisspiegel sind kleine, dreieckige Spiegel, welche alles zukünftige zeigen. Die heilige Walpurga trägt nebst dem Spiegel noch eine Spindel bei sich, auf welcher ein sehr feiner Faden gewunden ist. Erhält man einen solchen Faden, so ist man sicher, daß man in irgend einer Gefahr nicht umkomme.

Walpurgiskräuter und Blumen gebrauchen die Hechsen, um verschiedene Getränke zu bereiten. Die Kräuter werden öfters mit Sand auf eine Pflugschar [1]) gelegt und über Feuer gestellt. Sobald das Gemenge anfängt übel zu riechen, so muß derjenige erscheinen, an den man denkt. Blumen werden gewöhnlich in ein Tüchlein gethan, und um den Hals gehenkt, das soll besonders bei Mädchen die Schönheit erhöhen.

Ein abergläubischer Gebrauch in der heiligen Walpurgisnacht ist das „Fadenziehen."

Es setzen sich die Dirnen (Mägde), welche Lust haben ihren künftigen Mann kennen zu lernen, in einen Kreis zusammen und nehmen einen reinen, feinen Gespinstfaden, welcher wenigstens drei Tage hinter einem Marienbild gehangen hat. Dieser Faden wird rings im Kreise herumgegeben und zusammengeknüpft. Um Mitternacht wird der Faden für jede Person im Kreise herumgedreht und mit geschlossenen Augen spricht man:

Foaden i ziach di,
Walpurga i bid di,
zag (zeig) von main Mann
alle Seiten an. —

An jenem Faden fühlt man alle Eigenschaften des künftigen Mannes, je nachdem der Faden weich oder hart, glatt, fest, biegsam oder unbiegsam ist.

Die Hechsen sollen während dieser neun Walpurgis-

[1]) Vergl. Grimm Myth. 252.

nächte häßliche, dicke und unförmliche Köpfe haben, ihre Kleider aber sollen während dieser Zeit durchsichtig sein, weshalb sie nicht ausgehen können.

(Mündlich, aus Mank in Nieder-Österreich. — In „der heyligen Leben, das Summerteil" aus dem J. 1482 (Augsb.) ist Bl. 51 die h. Walpurg abgebildet mit einem Büschel in der Hand. Vergl. W. Menzel, christl. Symbolik I. S. 37. Ferner Grimm Myth. 247 ff. Weitere Aufschlüsse über die Verfolgung der Frau dürften Kuhns Bemerkungen geben, die sich S. 481 (zur Sage 115) in den nordd. Sag. finden.)

93. Die Luzienacht.

Jeder Mensch ist in dieser Nacht den Zaubersprüchen und Hechsenflüchen ausgesetzt, ohne daß ihn ein geweihter Gegenstand davon befreien könnte. Darum fürchten sich auch die Landleute so sehr vor dieser Nacht, um so mehr, wenn es draußen stürmt und wettert.

Schweigend sitzt am Tage die Magd bei ihrem Spinnrade und statt emsig die Spindel zu drehen, blickt sie von Zeit zu Zeit nach dem Wetter und vergißt oft die Arbeit, denn heute noch will sie durch einen gefährlichen Gang ihre Neugierde befriedigen. Dann dreht sie wieder das Rad mit solcher Schnelligkeit, daß man glauben sollte, sie wolle damit die Furcht verscheuchen.

Ist es Abend, so wird in den Spinnstuben nicht lange mehr gearbeitet; theils um die heilige Luzie zu verehren, theils aber um den Haß der Hechsen sich nicht zuzuziehen. Sollte es aber eine Dirne (Magd) wagen bis spät in die Nacht bei dem Rocken zu sitzen und die Spindel zu drehen, so sind ihr gewis sämmtliche Spindeln Tags darauf verdreht, die Fäden zerrissen und das Garn ist in großer Unordnung und Verwirrung.

Die Hausfrau versammelt ihre Kinder und Mägde zum Abendgebet, das heute länger als gewöhnlich dauert, da um besonderen Schutz für die Nacht gebetet wird.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Nach geendigtem Gebet nimmt die Hausfrau Judenkohle (eine Kohle von dem am Ostersamstag verbrannten, geweihten Holze), Weihrauch und Holz vom Schlehenstrauch, legt alles in eine eiserne Räucherpfanne, zündet dasselbe an und geht betend dem ganzen Gesinde voran durch alle Räume ihres Hauses. Bei diesem Zuge spricht jeder nach einem Vater unser folgenden Spruch:

Voarn Drudendruga, Hegsnhoagsen,
Daifsbroazen, Zauwrafoagsen
b'schitz mich d'halche Luzie
bis ih muaring fruh oafsteh.

d. h.

Vor Drudendrucken, Hechsenfüßen,
Teufelspfoten, Zaub'rersmachwerk
beschütz mich heilige Luzie
bis ich morgen früh aufsteh.

Jeder muß wohl acht geben, daß er bei diesem Zuge nicht etwas fallen lasse oder gar verliere, denn sonst würde es ihm übel ergehen, er würde in der Folge an demselben, was er fallen läßt, immer Mangel haben. Von dem Kuhstalle angefangen bis zum Wohnzimmer wird bei dem Umgange „ausgeraucht" (geräuchert).

Ist dieses geschehen, so wird abermals gebetet und man geht zu Bette. Ehe man in das Bett steigt, macht man mit dem linken Fuße ein Kreuz, damit keine Hechse zum Bette heranschleichen könne.

Damit wäre die Feier des Luzieabends beendet, wenn dieser Nacht nicht besondere Kräfte zugeschrieben würden, welche die Dirnen zu benützen wissen, um ihren künftigen Mann oder ihr Schicksal zu erfahren. Das Gebot der Hausfrau übertretend,

schleichen sie in eine warme Jacke gehüllt um Mitternacht mit einem Schnitzer (eine Art Messer), in ihrem Busen verborgen, an einen Bach wo Weidenbäume stehen. Schnell wird die Rinde des Baumes an der Sonnseite nach aufwärts halb weggeschnitten, das Luzienkreuz (+ oder ++) auf die innere Seite des Schnittes gemacht und mit Wasser aus dem Bache befeuchtet. Hierauf wird der obere Theil des Schnittes umgelegt und befestiget. Die Dirne eilt nun eben so schnell wieder zurück. Dieses alles muß zwischen 12 und 1 Uhr geschehen. Verspätet sich die Dirne, so findet man sie des andern Tages tot unter demselben Baume. Erst am Neujahrstag wird dieser Schnitt eröffnet und aus den räthselhaften Zeichnungen die Zukunft vorhergesagt.

Auf etwas ganz anderes haben es die Bursche in dieser Nacht abgesehen.

Kaum hat es eilf Uhr geschlagen, so legen sich diese an einen versteckten Ort, meistens auf den Heuboden, und erwarten mit Ungeduld die zwölfte Stunde, in welcher sich der Luziescheln zeigen soll. Schläft der Bursche aber während dieser Zeit ein, so rächt sich die heilige Luzie an ihm, indem sie ihn mit Krankheiten und anderem Unglück bestraft. Der Luziescheln ist eine sehr eigenthümliche Erscheinung. Es ist ein zitterndes Licht, das sich langsam über die Dächer und Häuser bewegt, verschiedene Gestalten annimmt und nur für gewisse Leute sichtbar ist.

Von diesem Licht erzählte mir ein Bauer folgendes:

Es hatte schon lange 12 Uhr geschlagen und bald wäre ich eingeschlafen, als ein milde leuchtendes Licht langsam über dem Hause meines jetzigen Schwiegervaters emportauchte, sich in einen Kranz und bald darauf in einen Totenkopf verwandelte. Mehr konnte ich nicht sehen, ich war besinnungslos und

taumelte gegen die Bodenthür um meine Schlafstätte aufzusuchen, doch fiel ich aus dem Heufenster hinab in einen großen Schneehaufen. Der Schnee brachte mich wieder zur Besinnung, so daß ich bald mein Kämmerlein finden konnte. Bald darauf verheiratete ich mich mit meinem jetzigen Weibe, muste aber meine Schwiegermutter verlieren. Seit dieser Begebenheit sah ich nie wieder das Luzielicht.

(Mündl. aus Mank in Nied. Österr. Der Luzientag fällt auf den 13. Dezember. Vergl. Grimm Myth. 251 u. S. 1212. Kuhn nordd. Sag. S. 458. Nr. 433. Auch S. 417 u. a. Der „Luzieschein" weiset auf den Namen; denn peraht heißt leuchtend, glänzend. Gr. M. 257.)

94. Frau Berch.

Um Weihnachten zieht die Frau Berch (oder Perch) umher, um die bösen Kinder mitzunehmen, welche das Jahr hindurch nicht gefolgt haben. Sie ist eine sehr große Frau, hat Haare von Flachs, und trägt gern ein langes, weißes Kleid. Sie stellt sich gewöhnlich zum Stadlthor hin, von wo aus sie alles sieht und hört, was im Hause vorgeht. Besonders müssen die Mädchen ihre Spielsachen schön in Ordnung haben, um ihr zu gefallen, und die Mägde müssen auf Weihnachten ihre Spinnrocken sauber abgesponnen haben, und ihn unters Dach hinauftragen. Geschieht das nicht, so haben sie das ganze Jahr hindurch beim spinnen kein Glück mehr.

(Mündlich von einer alten Frau in Heidermoos, im Innviertel Oberösterreichs. S. Grimm Myth. 250 folg. Im Salzburgischen und in den angrenzenden Landestheilen hat sich das Andenken an die Göttin am längsten erhalten. Volksgebräuche und Namen (Berchtesgaden) deuten darauf hin. Der Perch- oder Prehentag ist das Fest der Erscheinung Christi (dies epiphaniae). Er heißt auch der 12. Tag, vom Christtag an. Die Zwischenzeit heißt: unter den 12 Nächten, in Österr. die Unternächte, Rauhnächte. (Höfer, etymolog. Wörterb. von Ober-deutschld. II. S. 349. Vergl. Schmeller, baierisches Wörterb. Panzer I. S. 247 u. a.)

95. Die Strägele.

a) Im Kanton Zug nennt man eine häßliche, zerzauste Weibsperson eine Strägele (Sträggele). Im s. g. Bauernlande (Cham, Hünenberg ꝛc.) geht die Sage unter den Spinnerinnen: Wer im Spätjahr bis zu Weihnachts-Fronfasten nicht zehn Haspelten Garn gesponnen hat, den holt die Strägele. — Eine Bäuerin hatte ein hübsches Töchterchen, das immer lieber durch die Fenster und in den Spiegel guckte oder im Hause herumtrippelte, als am Spinnrade saß. Um es zu besserem Fleiße anzuspornen, drohte ihm die Mutter öfters mit der Strägele, wofern bis zur nächsten Fronfasten die zehn Haspelten nicht fertig gesponnen wären. Eines Tages, als das Mädchen wieder sehr nachläßig im spinnen war, wollte die Mutter ihrer Drohung noch mehr Nachdruck geben, indem sie sagte: Heute Abends muß dich die Strägele holen! Die Kleine lächelte ungläubig. Inzwischen ward mit einem Knechte verabredet, daß er nach Einbruch der Nacht auf ein gewisses Zeichen vor das Haus hinausgehen und am Fenster pochend mit veränderter Stimme das Kind verlangen solle. Abends darauf, als dieser bereits hinausgegangen war, um sich zur Ausführung des verabredeten Spieles zu bereiten, kam jemand an das Fenster und forderte die Herausgabe des versprochenen Kindes. Dieses geräth in Schrecken und verspricht unter weinen und Händeringen, sich zu bessern. Allein die Stimme am Fenster forderte dringender, und so ward das jammernde Kind durch's Fenster dem vermeintlichen Knecht in die Arme geschoben. — Kaum war das Fenster geschlossen, so pochte es wieder am Fenster, und nun war es wirklich der Knecht, der mit verstellter Stimme die unfleißige Spinnerin abforderte. Die Mutter erschrickt nun selbst, öffnet das

Fenster, fragt den harrenden, ob er das Mädchen nicht gesehen habe; aber der weiß nichts von dem vorgefallenen. Wie sie nun stille horchen, vernehmen sie von fern her aus den Lüften das Jammergeschrei des ausgelieferten Mädchens. Es war zu spät. Die Strägele hatte es wirklich geholt. Des andern Tages fand man in der Nähe noch die abgerissenen Haarzöpfe der verlornen Kleinen. — Wenn man heute noch um die Fronfastenzeit von einer Waldschlucht her ein seltsames rauschen vernimmt, so heist es: die Sträggele ist wieder im Lande.

(Mündlich, aus Zug; auch im Kt. Luzern, Amt Hochdorf, wird dieses erzählt. Vergl. Grimm, Myth. 886 und 992 Anmerk.)

b) In den „Alpenrosen" (1813) wird ähnliches mitgetheilt: Zu Urswel im Kt. Luzern ist's am dritten Samstage im Advent nicht geheuer; denn es hat sich folgendes dort zugetragen. Ein Mädchen hat einst, man mochte es noch so viel antreiben, nicht gesponnen und der Mutter Widerworte gegeben. Da sagte die Mutter: Kind nimm dich in Acht, übermorgen haben wir Fraufaste, und am Samstag zu Nacht kommt die Sträggele. Spinnst du mir nicht alle Tage deine Rast (aufgegebene Arbeit), so wird dich die Sträggele mitnehmen. Es war aber umsonst. Als die Samstagnacht kam, erscheint draußen die Sträggele und fordert das Meitschi (Mädchen). Die Mutter stößt das Kind hinaus und denkt, es werde morgen schon wieder kommen. Das heulende Mädchen wird fortgetragen und von der Sträggele verzehrt. Am andern Morgen sucht man und findet einige Überreste ihres Körpers zerstreut im Dorfe. Die Mutter und alle die es hören, jammern laut, und in jeder Fraufastennacht denken sie mit grausen daran, und jedermann fürchtet die grausame Sträggele.

c) Auch im Kt. Zürich nennt man Sträggele (Strunze)

eine alte Frau, die in der Fronfastennacht, am Mittwoch vor Weihnachten herumspukt und die Mädchen, wenn sie ihr Tagewerk nicht gesponnen, auf mancherlei Weise schert; daher auch die Nacht die „Sträggelenacht" genannt wird.

d) In Richterschwyl am Zürichsee ist von Alters her der Brauch, daß in der letzten Woche des Jahres während der Nacht „Krungeli" herumgehen mit Säcken und Schellen. Sie kommen in die Häuser, und nehmen Kinder oft in Säcken oder in Packtuch mit. In der darauf folgenden „Haggenasennacht" geschieht das gleiche wie in der „Krungelinacht;" nur haben sie anstatt eines Sackes auf dem Kopfe papierne Rosskröpfe, die mit Lichtern erhellt sind.

Anmerkung. Hagg (Hake, Hegse, Hechse), bedeutet nach Stalder (Idiot.) einen Gauner, Schalk; die Hagsch ist ein verschmitztes Weib. Die Häggele, Name eines weiblichen Ungethüms von dem das Volk im Freienamt (Kt. Aargau) manches zu erzählen weiß, und welchem eine eigne Spuknacht, Häggelenacht genannt, geweiht ist. Häggelen heißt zanken, hadern; Haggnase — Habichtsnase; hägs d. h. gebogen.

Eine Hündin sowie auch ein recht zänkisches, lasterhaftes Weibsbild habe ich in Westfalen mit dem Namen Tewe, Tiwe oft bezeichnen gehört. „Diewe (Göttin) heißt im litth: Pest." Vergl. Panzer II. S. 357.

96. Die weiße Frau.

Ein Hügel auf der Breite im Kt. Zürich heißt Engelreih. Am Fuße desselben ist ein Steg der Frau Escher. Man erzählt, Frau Escher werde öfter an diesem Stege gesehen. Wenn jemand Nachts hinübergehen wolle, und eine böse

That zu verüben beabsichtige, so begegne ihm die weiße Frau und weise ihn mit drohender Hand zurück.

(Mündlich. Vergl. Nr. 54.)

97. Die drei Mareien.

In Kt. Zürich schaukelt man die Kinder auf dem Knie und singt oder taktiert vielmehr:

Rite, rite, Rößli,
Z' Bade staht e Schlößli,
Z' Bade staht e goldi's Hûs (od. Sommerhus)
's lueget drei Mareie drûs:
Die eint spinnt Side,
Die andre schnätzlet Chride
Die dritt schniedt (od. spinnt) Haberstrau;
B'hüt mer Gott mi's Chindli au!

Im Thurgau heißt es:

Rite, rite, Rößli,
Z' St. Galle stoht e Schlößli,
Z' St. Galle stoht e goldi Hus,
es gucket drei Mareie drus:
Die erst spinnt Side,
Die zweit rollet Chride
Die dritt spinnt Haberstrau;
B'hüt mi Gott, mi alte Frau,
Di Vatter ist e Weber,
D' Muetter ist e Chüchlifrau (Hebamme),
Und wenn si bacht, so git's mer au.

In Appenzell lautet es:

Rita, rita Rößli,
Z' Bada-n-ist e Schlößli,

Z' Bada-n-ist e goldigs Hus,
Es luegid drei Jungfraua drus:
Die erst spinnt Sida,
Die ander chratzet Chrida,
Die drett spinnt Haberstrau,
B'hüet-mer Gott, mi Büebli au,
oder:
Die drett thuend 's Täsli uf,
ond lod dem Büebli d' Hüele [1]) us.

(Vergl. Grimm, Mythol. 388; des Knaben Wunderhorn „Sonne, Sonne, scheine;" Firmenich, german. Völkerst. II., 1. S. 34. Panzer II. 545.)

Im Kt. Glarus heißt es:
Rite, rite, Rösseli,
bet obe staht es Schlösseli,
bet obe staht es guldig Hus,
luged dri Jungfraue drus:
Die erst spinnt Side,
Die ander schnetzlet Chride,
(oder: spinnt Goldwieden)
Die dritt gaht is Sunnenhus,
und lat die guldig Sunne us.

Anmerkung. In Tirol erzählt man von drei Schwestern, „Feien," welche die Gemsen beschützen. Weber, Tirol III., 275. Die älteste Nachricht von den Nornen haben wir bekanntlich in der Edda. S. das 1. Lied von Helgi, Simrocks Edda 128.

Ich füge hier noch ein Volkslied bei, welches man häufig im V. O. M. B. in Nied. Österreich den kleinen Kindern vorsingt:

[1]) Hüeli, das Hühnchen, Küchlein.

Hopps, hopps, Eſerlmo
d' Katz' reit' d' Stiefer'l o'
reit damit nach Hollabrunn
ſitzt a Biawarl auf da Sunn':
wia muiß's hoaßen,
Böckl oder Goaßl,
wer muiß d' Windel waſch'n?
d' Ahn'l mit da Pludataſch'n.

Das heißt:

Hopp, hopp, Eſelmann,
Die Katze reitet die Stiefel an [1]),
reitet damit nach Hollabrunn [2])
ſitzt ein Büblein auf der Sonn'; —
wie muß [3]) es heißen,
Böckchen oder Geiß,
wer muß die Windel waſchen?
Die Ahne [4]) mit der Plaudertaſche.

98. Die Alte vom Schafberg.

Einmal giengen zwei Geſchwiſter, ein Mädchen und ein Knabe in den Wald, der ſich am Schafberge (bei Iſchl) hinaufzieht, um Blumen und Beeren zu „brocken." Während ſie ſich ſo beſchäftigten, gewarten ſie ein altes Weiblein, welches auf ihren Krücken mühſam einherwackelte. Als es die Kinder ſah, rief ſie dem Knaben zu, er möge zu ihr kommen, ſie wolle ihm Beeren geben. Dabei zeigte ſie ihm einige goldene Beeren, welche ſie aus ihrem Korbe hervorzog. Der Knabe gieng arg-

[1]) Stiefel anreiten = die Stiefel mit Gewalt anziehen. [2]) Name eines Ortes an der Brünner-Straße. [3]) muß = mag, wird es heißen. [4]) Ahne = Großmutter.

los zu ihr hin; da sagte sie, er möge ihr die Krücke aufheben, welche ihr auf den Boden gefallen war.

Während dem er sich bückte, ihr Verlangen zu erfüllen, schwang sich die Hechse auf seinen Rücken und jagte mit ihm davon. Der Knabe konnte die Hechse nicht abschütteln und muste sie einige Stunden lang auf seinem Rücken herumtragen; das Mädchen war schnell nach Hause gelaufen und hatte erzählt, was sich mit ihrem Bruder begeben hatte.

Als nun seine Ältern ausgiengen ihn zu suchen, fanden sie ihn mit zerschmettertem Körper am Fuße eines hohen Felsens liegen, mit seinem eigenen „Schnitzer" (Taschenmesser) in der Brust, so daß sein ganzes Hemd vom Blute übergossen war.

Zur Strafe dafür muß sie aber jetzt ohne Ruhe und Rast an derselben Stelle umgehen, bis der Platz siebenmal Feld und siebenmal wieder Wald geworden ist.

Die Landleute aber bekreuzen sich, so oft sie an der Stelle vorübergehen.

(Mündlich, aus Ischl.)

99. Der Zauberwolf.

In Obervaz that ein Wolf lange Zeit großen Schaden unter den Schafen. Man machte oft Jagd auf ihn, aber es gelang nie ihn zu erlegen. Dabei war der Wolf gar nicht so scheu wie andere Wölfe, sondern näherte sich ohne Furcht und kam sogar öfters bis in das Dorf an die Brunnen und lappte Wasser und merkwürdiger Weise nicht aus dem Brunnentrog, sondern vom Rohr weg.

Die besten Jäger versuchten hier ihre Kunst umsonst. Da kam ein tiroler Schleifer in das Dorf, dem klagte man die Noth und er sagte, er wolle ihnen ein Mittel angeben, den

Wolf zu erlegen, sie sollen ein Brett von einem halbverfaulten Totensarge nehmen, in welchem ein Loch von einem Aste sei, und sollen durch dieses Loch auf den Wolf schießen. Man befolgte den Rath und als der Wolf wieder zum Brunnen kam, um Wasser zu lappen, schoß man auf solche Weise nach ihm und der Wolf fiel tot nieder, aber siehe da, es war kein Wolf mehr, sondern einer der Kapuziner des Dorfes in seiner Kutte mit seinem schwarzen Barte.

(Schriftlich von Ch. Tester aus Chur in Graubünden. Diese mythische Idee ist uralt. Vgl. Dr. Heider „Die romanische Kirche zu Schöngrabern" S. 204. 205. Grimm in der Vorrede zu Reinh. Fuchs; Myth. 1048. Wolf „die deutsche Götterlehre" S. 131. Panzer, baierische Sagen II. 315.)

100. Eine Prinzessin als schwarzer Wolf.

In der Umgegend von Gloggnitz (Nied. Österr.) ist ein kanzelähnlicher Fels. Bei demselben pflegt das Volk am Vorabende des Allerseelentages sich zu versammeln und zu beten. Jener Fels ist das Überbleibsel eines verwünschten Schlosses, und unter dem Namen „Teufelsstuhl" allgemein bekannt.

In der Nacht des Allerseelentages fängt er mit Windesschnelle sich zu drehen an, und heißt daher auch der drehende Stein. In demselben liegt ein ungeheurer Schatz verborgen, so groß, wie ihn noch kein König auf Erden besessen hat. Man kann ihn aber nur mit Lebensgefahr heben. Der Schatz gehört der schönen Prinzessin, welche in dem hohen Felsen in einen schwarzen Wolf verzaubert lebt. Derjenige, welcher die Prinzessin erlöset, darf sie heiraten, und erhält mit ihr zugleich den großen Schatz. Um sie jedoch zu erlösen, muß man den schwarzen Wolf zu der Zeit, wo sich der Stein drehet, dreimal küssen. Das hat schon vielen das Leben gekostet, indem der Fels bei seiner Drehung sie in den Abgrund schleu-

derte. Daher betet an jener Stelle das Volk alljährlich am Vorabende des Allerseelentages, damit Gott einem beistehe, um die Jungfrau zu befreien.

(Mündlich, aus Gloggnitz.)

Zu Allerseelen ist es in der Umgegend von Gloggnitz allgemeine Sitte, daß die heiratsfähigen Mädchen auf den Kreuzweg gehen, wo sich die Straße von Schottwien und die zu dem Teufelsstuhle durchschneiden. Sie fragen den ersten jungen Mann, der ihnen begegnet, um seinen Taufnamen, geben ihm einen Kuß und laufen eiligst davon. Der Name des begegnenden sei nun der ihres zukünftigen Gatten. Man nennt dieß „losengehn."

101. Die vier Wölfe.

In Moosham im südlichen Lungau erzählt man von vier Wölfen. Diese Wölfe waren Brüder; jeder hatte seinen Zu- oder Spitznamen. Den einen hieß man den „Börger," weil er nur in den Bergen sein Unwesen trieb und selten zu Thale kam; den andern, wegen seines Aussatzes den „grindraubigen Thoma;" den dritten, wegen seiner schmucken Gestalt den „Schönmayr;" den vierten endlich ob seiner Wohlbeleibtheit die „Stocknudel." Sie waren kühne Wildschützen und brachten ihr Leben größtentheils im Wildbann zu. Sie gaben vor, Zauberer zu sein. Es wurde einmal von Moosham aus eine allgemeine Jagd auf sie gemacht; dabei verwandelte sich der Börger, als er nicht mehr entrinnen konnte, in einen Stock (Baumklotz), auf welchem dann der Pfleger von Moosham sich seinen Rauchtaback schnitt. Dabei war dem Stock bange, der Pfleger möge das Messer in den Stamm stoßen. Das Zeichen des Kreuzes war nämlich auf der Klinge jenes Messers. Die Wölfe wurden endlich an der Sandbrücke gefangen und als Zauberer

in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts auf dem Passeggen hingerichtet.

Ebenso erzählt man von einem Zauberer Jakl, der nicht bloß im Wolfspelze erschien, sondern auch in der Gestalt eines Ochsen die Leute betrog. Das Volk glaubt, daß einer, mit Wolfssalbe angestrichen, sich auf 24 Stunden in einen Wolf verwandeln könne.

Die Staudingertochter zu Steindorf (unweit Mauterndorf im Lungau) ward von den genannten Zauberern in der heimlichen Kunst unterrichtet. Die Staudingertochter ward als Hechse verurtheilt und verbrannt. Zauberer und Hechsen wurden vor der Hinrichtung in geweihten, eisernen Körben aufgehängt, damit sie den Erdboden nicht berührten und dadurch mit dem Teufel nicht in Gemeinschaft geriethen, der sie sonst befreien könnte.

(Vergl. Kürsingers „Lungau" S. 169. 444. 486.)

102. Die Entzauberung.

Einst fand ein Mann, der im Steigwald Holz fällen wollte, an einer Buche mit einem Stricke gebunden einen jungen, schönen Fuchs, welcher, als er ihn mit der Achst erschlagen wollte, mit so schönen Augen ihn bittend anblickte, daß er, von Mitleid ergriffen, den Strick entzwei hieb, und das niedliche Geschöpf laufen ließ. Nach einigen Jahren kam er auf einer Rückreise von Italien, wohin er mit Vieh zu Markte gegangen war, in ein abgelegenes, italienisches Wirtshaus, um zu übernachten. Die junge Wirtin betrachtete ihn mit ihren blauen Augen aufmerksam, jedoch freundlich, und tischte ihm sodann alles mögliche auf. Zwar sagte er ihr, er begehre nicht so viel, und sei mit wenigem zufrieden, allein

sie antwortete, er solle sich durchaus nicht darum bekümmern, und es sich nur recht gut schmecken lassen. Am andern Morgen, als er nach reichlich genossenem Frühstück seine Zeche zahlen wollte, wollte ihm die Wirtin durchaus nichts abnehmen; sie sei ihm so viel Dank schuldig, daß sie es ihm wohl niemals werde vergelten können. Als er erstaunt fragen wollte, wie das möglich sei, da er sie nie zuvor gesehen, sagte sie: Seid Ihr es nicht, der vor zwei Jahren im Maienfelder Steigwald einen angebundenen Fuchs befreit hat? Als er dieß bejahte, fuhr sie fort: sie selber sei es gewesen, die in Gestalt eines Fuchses verzaubert, durch seine Befreiung dem Tode entgangen, und später des unglücklichen Zaubers entledigt worden sei.

(Schriftlich von Alfons v. Flugi in Chur.)

103. Die Hechsen von Pardenn.

Hinter dem zu Klosters gehörigen Hofe Monbiel, zuhinterst im Prättigäu, liegt die schöne Alp Pardenn. Daselbst ist eine Stelle, wo die Hechsen ihre Tänze hielten. Die meisten im Lande gerichteten Hechsen haben bekannt, daselbst Hechsentänzen beigewohnt zu haben. Ein Prättigäuer, der in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts viele Jahre in Paris als Militärschneider diente, wurde einmal von einer Pariser Dame, die erfuhr, daß er aus dem Prättigäu sei, nach verschiedenen Weibern in seiner Heimat gefragt und auch nach der Alp Pardenn. Sie kannte mehrere Weiber und sagte, sie sei schon öfters in Pardenn gewesen. Ähnlich gieng es einem prättigäuer Soldaten in Holland, wo eine vornehme Frau, bei welcher er einquartiert wurde, die nämlichen Fragen an ihn stellte und nach den nämlichen Weibern sich erkundigte.

(Mündlich, von Chr. Tester in Chur.)

104. Verschiedenes über Hechsen.[1])

a) In Rickenbach (Kt. Zürich) hielt man eine Frau (Fösterli Heiri's) für eine Hechse. Wenn man ihr kuhwarme Milch gegeben hat, ohne Salz beizumischen, so haben die Leute geglaubt, diese Kuh werde rothe (blutige) Milch geben.

In einer gewissen Nacht soll sie an den Wänden herum gekrochen sein. Ferner glaubt man, sie verzaubere das Vieh. Die Frau hatte viel sonderbares in ihrem Benehmen, denn sie ist nie mit andern zu gleicher Zeit an die Arbeit gegangen; sie hatte immer viele Nastücher um den Kopf gebunden. Hatte sie viele umgebunden, so bleibe, wie man glaubte, das Wetter gut, und hatte sie keine, so gebe es Regen. Man glaubt ferner, sie könne nicht sterben, bis ihre Tochter ihr das Hechsenamt abnähme.

Am Ütliberge (bei Zürich) ist das Lomattobel. Hier wohnte vor Alters eine Frau, die in der schwarzen Kunst erfahren war und sich dem Bösen verschrieben hatte. Sie besuchte den Hechsenplatz und tanzte dort, und der Teufel gab ihr alles, was sie wünschte. Als aber die Frist verstrichen wa dreheter, ihr der Teufel den Hals um, und nahm sie mit. Seitdem sieht man sie als schwarze Katze mit glühenden Augen des Nachts beim Lomattobel sitzen.

Dort ist auch ein liederliches Ehepaar, das mit dem Teufel im Bunde gestanden, nach Ablauf der Frist von ihm in

---

1) So schreibe ich das Wort, weil es ein deutsches ist, aus der einfachen Wurzel Hag. Grimm Myth. 992. Engl. hag, mhd. hac, hages Einhegung, nhd. Hag, dichtes Gebüsch; Hagen daher Hain (abgeschlossener Wald). Im Volksglauben lebt noch „Waldhägse". Statt Hägse oder Hegse ist die Form Hechse vorzuziehen wegen der Analogie mit Achse, Büchse ꝛc. Auch Schmeller II, 148 hat Hechs. Das fremde x sollt eben so wenig in Hechse als in Klecks (mhd. klac) ꝛc. gebraucht werden. Die Abstammung wäre zu sehr entstellt.

eine schwarze Geiß (Schachegeiß) verbannt, die noch jetzt vorübergehende neckt.

Auch die Weibelmadeleni ist ein Hechse gewesen, die den Kühen die Milch ausgesogen hat. Nach dem Abendläuten treibt sie jetzt noch ihr Wesen im s. g. Weibel (am Ütliberge.)

In dortiger Gegend spukt auch der Heiggel, welcher Vogt gewesen ist, und Land und Leute betrogen hat. Als ungeheurer schwarzer Hund macht er in den Häusern ein fürchterliches Gepolter.

(Mündlich.)

b) In Glarus, wo noch im J. 1783 Anna Göldlin als die letzte Hechse enthauptet ward, bilden die Hechsen den Mittelpunkt aller abergläubischen Meinungen und Bräuche. Sie können durch ein Schlüsselloch hindurchkommen, den Kühen des Nachbars die Milch aus einem aufgehängten Nastuche oder einem Stuhlbeine herausziehen. Bäume können sie durch ihre Berührung verdorren machen, durch den „bösen Blick" wird das Vieh krank, werden Schäden unheilbar gemacht.

Fliegen die Hechsen Nachts zu ihren Tänzen, Wuotisen oder Wuttisen genannt, was allwöchentlich zu bestimmten Zeiten geschieht, so bleibt ihr Körper im Bette zurück und die Hechse fliegt in Gestalt eines Hummels aus. So wird jetzt noch in Glarus folgendes erzählt.

Einst öffnete eine Hechse jeden Abend, wenn sie ausfahren muste, halb das Fensterchen des Schlafgemachs. In der Nacht flog sie dann in Gestalt eines Hummels aus und bei der Morgendämmerung kehrte sie wieder heim und zog in den, unterdessen im Bette zurückgebliebenen, Leib des Weibes durch den Mund wieder hinein. Einmal stund aber der Mann während der Nacht auf und machte das Fenster zu. Morgens früh hörte er einen Hummel am Fenster summen, der herein wollte. Und

mit dem anbrechen des Tages verschwand der Hummel. Wie es ganz Tag wurde, bemerkte der Mann, daß seine Frau tot neben ihm lag.

Noch jetzt werden in Glarus Plätze bezeichnet, wo sich die Hechsen des Nachts versammeln sollen. Wahrscheinlich waren dieß Opferhaine der Alamannen. So findet sich ein solcher Hechsenplatz im Bodenwald bei Mollis, zwischen Bergli bei Glarus, ferner oben am Firabed (Feierabend) auf der Mutten bei Matt, einer Felsenwand mitten in einem Buchenwalde, von welchem Platze aus man einer hübschen Aussicht über das Thal genießt. Hier möchte der Name, wie die Lage der Felsenwand auf einen alten Opferhain hindeuten. Dasselbe könnte der Fall sein mit der „Hechseneck," dem Scheidepunkt zwischen Glarus und Graubünden auf dem Panixerpaß, da Scheidewege für Sammelplätze der Geister und Hechsen gelten, weil vielleicht an denselben Götzenbilder der Heiden stunden. Um die Alamannen gegen die Rückkehr des alten Heidenglaubens zu verwaren, erklärten die christlichen Sendboten ihre alten Götter für böse Geister und Dämonen, und ihre Verehrung als Zauberwesen und Teufelsdienst, daher denn in der Folge die Plätze, wo sie verehrt wurden, zu Hechsenplätzen wurden, um so mehr, da unzweifelhaft noch lange in der christlichen Zeit Anhänger des alten Heidenglaubens bei Nacht auf denselben sich versammelten.

Das Kreuzzeichen, Glockenläuten, Brot und Salz ꝛc. sind Schutzmittel gegen Zaubereien. Manche Jäger, wenn sie in Winternächten auf die Fuchsjagd gehen, nehmen Brosamen und Salz in die Tasche.

(Oswald Heer, Kt. Glarus. Vergl. Grimm Myth. 1036.)

Die Hechsen im Vorarlberg stunden mit dem „Schwarzkäsparle" im Bunde. Dieß sagt man namentlich von der „Uihl" zu Lustenau.

c) Das Dörflein Wasterkingen auf dem Rafzerfeld im Kt. Zürich war als Hechsenort verschrien, daher der Reim:

Wasterkingen, Wasterkingen
ist ein schöner Flecken,
sind viel alte Weiber d'rin,
die reiten auf den Stecken.

(Kirchhofer, Sprichw.)

Mit Beziehung auf die Strafe des schwemmens sagte man:

Alte Weiber und Enten
sie schnädernd auf dem See,
und wenn man's will ertränken,
so sieht man's niena meh'. [1])

105. Die Hechsenglocke.

Im Pfarrdorfe Muhr (im Lungau) hängt eine alte Glocke, die am untern Rande sehr zackig ist. An der innern Ausbiegung hat sie das Hechsenmahl. Als einst der Teufel auf einem schrecklichen Hochwetter gegen das Thal hereinfuhr, um alles zu vernichten, zog der Mesner die geweihte Glocke zum Ave, und die Bewohner des Thales beteten um Abwendung des gräulichen Hochwetters. Dadurch ward der Böse vertrieben; allein aus Rache entsandte er eine mit ihm im Bunde stehende Hechse, damit sie die geweihte Aveglocke durch einen Nagelschlag verstummen mache. Die Hechse flog um Mitternacht durch die weite Öffnung zur Glockenstube, hämmerte und

[1]) nirgend mehr, d. h. sie verschwanden durch Hechserei.

klopfte gewaltig, doch der Nagel wollte nicht durchdringen; — da schlug die Glocke eins, und die Hechse muste fort. Die That war nur halb vollbracht, aber das Mahl blieb und die Glocke verlor nur ihren hellen Klang.

(Kürfingers „Lungau.")

106. Hechsen erregen Wetter.

a) Auf dem s. g. Hinterbirg im Berner Oberlande finden sich zwei kleine Seen, der Hagelsee und der Hechsensee, in deren Untiefen bösartige Geister hausen, die zuweilen aus ihren Behältern schlüpfen und dann grause Gewitter herbeitreiben.

(Mündlich. Vergl. Grimm, Mythol. 1041.)

b) Die Landleute um Rorschach (am Bodensee) erzählen von einer Hechse, die früher in der Umgebung des Schlosses Sulzberg (oder Möttelischlosses) ihr Wesen getrieben. Am Tage habe sie sich meistens als Kröte ruhig im nahen Schloßweiher aufgehalten, des Nachts aber habe sie unter Donner und Blitz, im Sturm und Regen furchtbar ihr Wesen getrieben, Überschwemmungen und Hagelwetter erregt und auch auf andere Weise das Volk geplagt. Nie sei es ihr jedoch möglich gewesen, weiter als an die Grenzen der Besitzungen des Schlosses Rorschach zu kommen, wo dessen Hauspatronin, die heilige Anna, nach ihrer Rettung aus dortigem Kerker (der noch gezeigt wird) die Hütten und Felder des Landmanns beschützte und die Unholdin zwang, in ihre nasse Wohnung zurückzukehren.

(Mündlich.)

107. Glockengeläute vertreibt das Wetter.

Im Kappelefeld zu Lustenau war vor langer Zeit eine böse Hechse. Sie wollte einmal in der Gegend, wo das Mut-

tergottes Kappele (Kapellchen) steht, ein großes Donnerwetter heraufbeschwören.

Mit ihrer Teufels- und Hechsenkunst wärs ihr auch beinahe gelungen. Das Wetter hat sich schon zusammengezogen, so schwarz, daß, wenn's losgebrochen wäre, gewis alle Feldsaten in Grund und Boden hineingeschlagen wären.

Doch zur rechten Zeit fangen die zwei geweihten Glöckle im Muttergotteskappele von selber zu läuten an. Jetzt ists mit der Hechs aus gewesen und ihrer ganzen Kunst. Das Wetter hat sich verzogen, sagte nachher die Hechs, weil mir zwei Hündle zu früh gebellt haben. Unter diesen „zwei Hündle" verstand sie die zwei Glöckchen in der Kapelle, deren Tönen das dortige Landvolk noch immer eine eigene Kraft zuschreibt gegenüber von „bösen Wettern" und gegen Schaden in Haus, Hag und Feld.

(Mündlich, aus Lustenau in Vorarlberg. Vergl. Grimm Myth. 1039.)

108. Zauberthiere; Verwandlungen.

In Glarus werden besonders die Katzen, Füchse und Hermelin (Wiesel) mit den Hechsen in Verbindung gebracht. Alte Hechsen werden zu Katzen, und zwar zu schwarzen. Füchse erscheinen zuweilen, die nicht geschossen werden können, oder die sogleich, wenn man sie schießen will, sich verwandeln.

Einst — so erzählte mir ein alter Jäger von Matt — saß ich auf der Berghöhe des Gulderstocks; bald brach ein Hermelin (Wiesel) unter einem Steine hervor; obwohl mein Vater, wie auch andere alte Jäger, mich gewarnt hatten, nie im Gebirge auf Hermeline zu schießen, wollte ich doch dasselbe erlegen. Beim losdrücken des Gewehres sprang aber das Rohr,

und in kurzer Zeit war ich von einer Menge von Hermelinen umgeben, und ich machte mich eiligst davon. Ähnliches hört man zuweilen von alten Jägern erzählen.

Von der Beziehung des Kukuks zu zauberischen Wesen — wie man vor Alters annahm — rührt wohl jene Redensart: „Hast du Geld im Sacke, wenn du den Kukuk im Frühlinge zum ersten Male höreſt, so hast du welches das ganze Jahr hindurch." Dann: „Der Kukuk (d. h. der Teufel) soll dich holen." Ferner die Benennung des Schaums der Aphrophora spumaria „Kukukspeichel oder Teufelsspeichel."

(O. Heer, Kt. Glarus.)

109. Sieben Mädchen in Mäuse verwandelt.

In dem Dorfe Tüffer im südlichen Steiermark lebte einst eine Bäuerin, welche sieben Mädchen hatte. Da diese aber sehr genäschig waren, trug sie ihnen eines Tages, als sie fortgieng, auf, von den Früchten im Topfe nichts zu essen. Desungeachtet thaten es die unfolgsamen. Erzürnt ob der Genäschigkeit ihrer Töchter sagte die Bäuerin: „Ich wünschte, daß ihr alle Mäuse wäret," und sogleich verschwanden die Mädchen und sieben Mäuse liefen zur Thür hinaus, gerade nach dem nahen Teiche. Erschrocken folgte die Mutter ihnen und sah sie am Teiche; als sie sich ihnen aber nähern wollte, verschwanden sie. Dann wurde die Bäuerin selbst versteinert, und noch jetzt sieht man sie am Teiche stehen, während ihre sieben Töchter im Wasser sich als Mäuse aufhalten. Nur dann könnten sie sammt der Mutter erlöset werden, wenn im Dorfe ein Weib ebenfalls sieben Kinder, aber Knaben hätte, welche als erwachsene gesonnen wären, jene Mädchen zu heiraten.

(Mündlich. Die heilige Siebenzahl kehrt häufig wieder, z. B. Kuhn nordd. Sag. S. 499.)

110. Der Sankallar.

Von einem Sankallar, d. i. einem Manne, der das zaubern und bannen wohl versteht, erzählt man sich in Luftenau (im Unterlande Vorarlbergs) allerlei Teufelsbeschwörungen. Einst will er dem Klosterschneider seine Kunst zeigen, nimmt sein Sybillebüchle aus der Tasche, und will „eine" Staar auf einen Tannenwipfel bannen. Er fängt an zu lesen, und richtig — die Staar, ein ganz schwarzer Vogel, wird so fest an den Baum gebannt, als wäre er angenagelt gewesen. Er schlägt mit den Flügeln und schreit, und kommt doch nicht vom Fleck. Der Sankallar liest und liest in dem Büchle, bis er zu weit gelesen hat. Dadurch hat er den Zauber fast übermäßig verstärkt. Der Klosterschneider, der sich auch nicht losmachen konnte, fängt an sich zu fürchten. Dem Sankallar gelingt es endlich, die Staar noch vor Sonnenuntergang zu erlösen. Dießmal, sagte er, sind wir dem schwarzen noch glücklich entronnen.

Ein andermal hat der Sankallar sein Büchle zu Hause liegen lassen und ist in die Kirche gegangen. Und während er da im Stuhle sitzt, hat's ihn so mächtig nach Hause gezogen, daß er auf und davon eilt. In seinem Hause nämlich hatte einer das Zauberbüchle hinter dem Spiegel gefunden und angefangen darin zu lesen; darum ist dem Sankallar in der Kirche so seltsam zu Muthe geworden, daß es ihn fortgezogen hat. Denn kaum hatte der andere ein Stück in dem Büchle gelesen, so waren schon die Geister („Göaster") dahergekommen, und im ganzen Zimmer hat's gerumpelt, als wären ihrer tausend da. Den Leser überfiel die Furcht dermaßen, daß ihm die Haare „strupp" geworden. Er wuste nicht mehr wo aus und an. Zur rechten Zeit ist gerade der Sankallar

herbeigeeilt; der hat schnell alles wieder „hinterschi“ (rückwärts) gelesen, so weit der andere gekommen ist. Daß der Sankallar so „nothligs“ (geschwind) dahergesprungen ist, dazu muß es hohe Zeit gewesen sein, denn — wie er sagte — sei ihm fast todangst gewesen, und bis man das vom Sankallar sagen kann, braucht's gewis viel.

(Mündlich, aus Lustenau.)

111. Die weiße Frau ohne Nase.

Wenn man aus dem einsamen, stillen Münsterthale über den Ofenberg nach dem Engadin wandert, so hat man sechs Stunden Weges zu machen, und man trifft nur ein einziges Haus an. Das Joch oder die Höhe des Passes heist Buffalora, eine ausgedehnte Alp. Dort ist es unheimlich des Nachts allein des Weges zu ziehen, denn aus dem Thal Nülla heraus kommt eine weiße Frauengestalt und wandelt dort umher ganz in der Nähe der Straße. Sie trägt einen Bund Schlüssel am Arm. Was ihre Erscheinung noch grauenhafter macht, ist, daß sie keine Nase hat. Es leben gegenwärtig noch junge Leute, die sie herumwandeln gesehen haben.

(Mündlich, aus Chur.)

112. Das Gefährt mit den vier Schimmeln.

Etwa eine Viertelstunde von Rohrbach (bei Hutwyl im Kt. Bern) ist noch die Ruine von einer ehemaligen Burg, die alte Burg genannt, welche von Zwingherren bewohnt war, die durch Gewalt und List sich große Reichtümer erworben hatten. Man sagt, diese Zwingherren hätten bei jener Burg viel Geld in die Erde gethan, und wenn jemand vier Schimmel, die alle von der gleichen Mutter abstammen, an einen Wagen spanne und dorthin fahre, etwa um zwölf Uhr Nachts,

so erhalte er jenes Geld, aber er müsse dabei kein Wort reden. Nun geschah es, daß jemand vier Schimmel von der gleichen Mutter erhielt; mit diesen unternahm er das Wagestück und wollte schon mit dem Wagen voll Geld wegfahren, er ergriff die Geißel, schwang sie über die Pferde und rief: „Hü in Gottesnamen!" Da fuhr das ganze Fahrzeug sammt den Pferden zurück in den Berg hinein, ohne daß man nachher eine Spur davon gefunden hätte. (Mündlich.)

Wyß theilt folgendes mit:

In der Nähe des kleinen Gerzensees (zwischen Thun und Bern) lebte ein reicher Bauer, der sehr habgierig war. Er vernahm, daß die Leute von einem tief verborgenen Schatze in einem nahen Hügel etwas munkelten, daß dieser Schatz auf einen ungeheuren vierrädrigen Wagen geladen sei, dessen knarren und rasseln im Hügel oft vernommen werde. Von einem alten Mütterchen ward gesagt, daß am Ostertage, um Mitternacht des Wagens eichene Deichsel hervorstehe aus dem abschüssigen Hügelrain an der Morgenseite, und wie man wohl dann Roß oder Rind daran spannen könne; daß sie aber prasselnd zurückgehe, tief in das innere des Hügels, sobald eine Stunde verstrichen sei, und daß noch niemand den Wagen herausgeschafft habe.

Da gelüstete es den habsüchtigen Bauern, jenen Schatzwagen zu erlangen. Er gieng Nachts mit einem großen Hammer aus, und klopfte an den Grasrain, ob es hohl klinge und ob es die Stätte des Wagens ihm verrathen wolle. Und als dieß umsonst war, gerieth er zuletzt an einen Teufelsbeschwörer und Geisterbanner, der Rath wuste zu bösen Künsten. Dieser gieng des Nachts auf Kundschaft aus, machte allerlei Figuren im Sande herum, und berichtete endlich, der Hügel sei gefunden, auf nächsten Ostertag solle die Deichsel klafter-

lang in die Lüfte ragen, und so manchen kohlschwarzen Bock er in der Nacht dort schlachten würde bis zu der angesagten Zeit, so manche Goldkiste mehr werden die unterirdischen auf den Wagen noch laden. Der Bauer sucht nun alle schwarzhaarigen Böcke des Landes herbei zu schaffen, und schlachtet sie heimlich in den Mitternächten auf dem Schatzhügel ab. Ungeduldig erwartete er den Ostertag, und hielt vier gewaltige Stiere und vier tüchtige Rosse in Bereitschaft. Niemand wuste darum als der Teufelsbanner. Und als es finster ward, zogen sie aus mit den Zugthieren und Geräthen. Ohne Licht waren sie am Hügel angekommen, der Beschwörer murmelt seine Bannsprüche und bindet dem Bauer auf die Seele, jedes Wort und jeder Laut in der Geisterstunde sei der Untergang ihrer Hoffnung auf Lebenslang. Es schlägt zwölf; ein krachen geht von dem Abange des Hügels aus, und eine Deichsel sauset schnell neben den Männern heraus. Ein bläuliches Schwefellicht an der Spitze der Deichsel gibt einen matten Schein. Schnell spannen sie vor, heben und treiben die sich sträubenden Zugthiere an. Alle Felgen und Speichen erglänzen von Schwefellicht. Schon war der Wagen im Freien, da macht der Bauer durch freudiges jauchzen seinem innern Luft, aber plötzlich fällt er besinnungslos zu Boden; Rosse, Stiere und Wagen fahren zurück in den Erdschlund. Der Teufelsbanner verschwindet und der Bauer kommt erst in der Morgendämmerung zur Besinnung. Der ungenügsame gewart, den zerstampften Grasboden abgerechnet, keine Spur, weder vom Wagen, noch von Thieren und Geschirr, und wie ein wahnsinniger rennt er davon, der vorüberfließenden Aare zu, und kein Mensch hat ihn mehr gesehen.

(Über das Bocksopfer vergl. Gr. Myth. 929; Kuhn N. S. Nr. 11.)

113. Ein Mühlstein verscheucht den Schatzgräber.

In Götzis, im Oberlande Vorarlbergs, unweit der montfortischen Ruine Neuenburg, lebte einst ein altes, armes Weib. Um Holz zu suchen, gieng es in die Ruine Neuenburg. Nach langem suchen fand sie dort nur ein Häufchen Holz und Sägespänne, die sie in die Schürze nahm und nach Hause trug. Sie sagte aber niemanden woher sie's genommen. Am Morgen drauf kam sie in die Küche, um mit den Spänen das Feuer anzumachen; sie fand aber zu ihrem freudigen erstaunen lauter Gold auf der Stelle, wo sie die Späne hingelegt, vom Holze selbst aber war nirgend eine Spur mehr. Dieß Erlebnis hatte sie einem Fuhrmann erzählt, und der in seiner Gier wollte auch geschwind reich werden.

Er gieng nachher auf's Schloß, nahm Spaten und Haue mit, damit er gleich den ganzen Schatz heben könne. Weil aber der Mann vom Schatzgraben etwas wuste, so wartete er bis Nachts um 12 Uhr, und damit er die scheußliche Kröte, welche auf dem Schatze saß, entfernen könne, nahm er eine Haue mit sich. Er war bereits unter dem Schloßthor; da er so von ungefähr in die Höhe schaute, sah er einen ungeheuern Mühlstein an einem Roßhaar hängen. Alle Augenblicke glaubte er, jetzt werde er herabfallen, verlor gänzlich den Muth, und floh ohne Spaten und Haue über Hals und Kopf den Berg hinunter. Dem Manne ist nachher nie mehr wohl zu Muthe gewesen, und als ich einmal mit ihm beim Schloß vorbeigefahren bin (nach Feldkirch hinauf), hat er mir erzählt, wie ihn die Kröte mit feurigen Augen angeschaut habe. Er hat sich damals noch so gefürchtet, daß er sein Pferd peitschte als hab' er an jenem Tage noch zum Teufel fahren wollen.

(Mündlich von Richard Vogel aus Lustenau.)

114. Die Blumenbüschel.

Von der Schloßruine Neuenburg im Oberlande Vorarlbergs wird erzählt, es seien vor Zeiten zwei verwünschte Fräulein nach einer Reihe von Jahren immer auf einige Stunden erschienen. Auf einem Steine der zerfallenen Burg sitzend, haben sie so lange geisten („goasta") müssen, bis einmal jemand käme und ihnen unaufgefordert von den Blumen abkaufte, welche sie in Büschel gebunden in der Hand hielten. Zwei Grenzjäger nahmen zufällig den Weg dorthin. Und da die zwei Fräulein sie mit flehenden Blicken anschauten (denn anbieten dürfen die Fräulein nichts), so nahmen sie ihnen die Büschel ab und gaben etwas dafür. Kaum hatten sie ihnen die Sträuße abgekauft, so dankten die Fräulein für ihre Erlösung, darauf sind sie verschwunden und nicht mehr erschienen. Die Blumen aber, welche die zwei Männer mitnahmen, waren so frisch, als wären sie eben in dem Garten abgebrochen.

(Mündlich von demselben.)

Auf die Ruine Neuenburg sind auch einmal zwei Buben gegangen und haben nichts gefunden als Schneckenhäuser und Muscheln. Eine Anzahl davon steckten sie in die Taschen und darin sind sie zu Geld geworden.

115. Das verwünschte Hirtenmädchen.

Am nördlichen Absturze des Titlis erblickt man über dem s. g. Hochpfad eine Felsplatte, die Jungfrauenhöhle genannt, von der folgende Sage geht.

Ein reicher Hirt verwünschte seine einzige, sehr schöne Tochter in das hinterste Gewölbe dieser furchtbaren Kluft, weil sie sich in einen Jüngling verliebt hatte, den er haßte. Hier lebt, ohne zu altern, schon Jahrhunderte lang das unglückliche

Mädchen, im Genusse der köstlichsten Speisen und im Besitze unermeßlicher Reichtümer, aber ganz vom Tageslichte und dem Umgange mit menschlichen Wesen abgeschlossen. Nach des Vaters Verordnung. wird nämlich der Eingang zur Höhle von einem grimmigen Drachen bewacht, der nur dann sich zurückzieht, wenn ein frommer Jüngling sich nahet, dem in seinem Leben nie etwas schlimmes zu Sinn gekommen.

Schon mancher junge Engelberger hat voll Hoffnung den Hochpfad erklommen, aber noch keinem ist es gelungen, das schöne Mädchen als Braut aus der Höhle zu führen.

(Aus Unterwalden.)

116. Die güldene Schelle.

Am Abhange des Höhengrates der Suleck im Berner Oberlande liegen mehrere Alpen, die ein altes Lied so charakterisiert:

Suls, die höchst',
Saus, die gröst',
Bellen, die wild'st',
Neßleren, die wärmst',
Inder (inner) Berg, die kältst',
Außer Berg, die ungefällst'.

Die Volkssage erzählt von einem Hirten der Sulsalp, welcher einst einen kunstreich geformten Schlüssel fand, der ihm die Thüre zu einer früher nie gesehenen Höhle des Berges öffnete. Im innern blendete ihn der Glanz der kostbarsten Steine, und eine Jungfrau, die seit mehr als 100 Jahren hier ihrer Erlösung harret, bot ihm drei Gaben zur Auswahl an: einen Hafen (Topf) voll Geld, eine güldene Kuhschelle oder sich selbst nebst allem übrigen. Da kam ihm sein Bethli in den Sinn, und er wählte die zweite Gabe. Ergrimmt hierüber

kündigte ihm die Jungfrau Fluch und Schande an. Unter dem krachen der Gewölbe ward er von unsichtbarer Macht hinausgeworfen, und draußen auf dem Rasen fand er die güldene Schelle neben sich liegen.

Ruhelos wanderte er in die weite Welt. Da kam er einst zu einer einsamen Hütte, vor welcher ein altes Männchen Holz spaltete. Als ihm von dessen Vater die Nachtherberge gewährt worden, ist er in die Hütte getreten. In derselben traf er ein steinaltes, gekrümmtes Männchen hinter dem Tische sitzend an. Diesem muste er seine Schicksale erzählen, und als er geendet hatte, erhub sich der Alte und sagte zu ihm: Gastfreundschaft halte ich heilig, das ist dein Glück. Ich beherberge dich diese Nacht, aber morgen in aller Frühe packe dich wieder fort. Es ward dir die Gelegenheit vergönnt, der Retter meiner Tochter zu werden, und du hast sie, vielleicht auf ewig, unglücklich gemacht.

(Erzählt von G. Studer.)

117. Das Turnschallweibl.

Bei Lessach im östlichen Lungau liegen die Trümmer der verrufenen Turn- oder Turmschall. Dort soll ein Schatz vergraben sein, der von dem gefürchteten Turmschallweibel gehütet wird. Vorübergehende hören oft ein klägliches jammern nach Erlösung.

Bei Turnschall sollen die von Wöltling die Soldaten der Margareta Maultasch geschlagen haben. Der Erzbischof von Salzburg habe ihnen für diese Kriegsthat das Recht verliehen, bei öffentlichen Aufzügen den Riesen-Samson als das Sinnbild der Stärke und Tapferkeit mit herumzutragen. (Nr. 87.)

Eine alte Frau ist einst in das Gewölbe der Turnschall hinabgestiegen und hat große eiserne Kisten gesehen, vor denen

ein schwarzer großer Hund mit feuersprühenden Augen lag, den Schlüssel zu den Kisten im Maule haltend.

Die verwunschene Burgfrau, das Turnschallweibel, theilte einmal einem mit der Schwarzkunst vertrauten mit, daß ihre Erlösung dann erfolgen werde, sobald die auf den Zinnen der Burgruine stehenden Zirbelkieferbäume (Zirmbäume) so groß gewachsen sind, daß aus ihnen in der nächsten Sägemühle können Bretter geschnitten werden. Aus einigen dieser Bretter soll dann eine Wiege gemacht werden, in welcher das erstgeborne Kind einer Familie heranwachsen muß, und wenn es erwachsen ist, wird das Turnschallweibel von ihm aus dem Banne befreit werden.

(Kürsinger, Lungau S. 395. Vgl. Grimm Myth. 2. Ausg. S. 920 unten.)

118. Das goldene Kegelspiel.

Eine Stunde von Winterthur liegt die alte Mörsburg mit ihren gewaltigen Mauern. Eine Viertelstunde davon bei dem Dörflein Sulz soll ein anderes Schloß, Sulz genannt, gestanden haben [1]). Beide Burgen, Mörsburg und Sulz sind, wie die Leute sagen, durch einen unterirdischen Gang verbunden. In diesem Gange sitzt ein schönes Fräulein, zu deren Füßen ein schweres goldenes Kegelspiel liegt mit goldenen Kugeln, und ein großer schwarzer Hund liegt daneben. Das Fräulein wartet, in diesen finstern Gang gebannt, bis ein reiner Jüngling kommt; nur einen solchen läßt der Hund nahe treten. Als dann kann ein solcher Jüngling das Fräulein mit drei Küssen erlösen und sie sammt dem Kegelspiel heimführen.

(Mündlich, aus Rickenbach. Vergl. Kuhn, nordd. Sagen S. 497.)

[1]) Die Edlen von Sulz haben hier ihren Stammsitz gehabt, der aber im J. 1386 von den Zürchern erobert und verbrannt wurde.

119. Der kegelnde Bauer.

Ein Bauer gieng spät in der Nacht bei dem zerfallenen Schlosse Ruchenberg (in Bünden) vorbei. Da hört er ein tönen, wie wenn man an metallene Gegenstände schlägt, und durch die Bäume gewart er einen lichten rothen Glanz. Er sieht feurige Blitze und geisterartige Gestalten um das Gemäuer sich bewegen. Es geht näher und kommt zu dem alten Schlosse, das ringsum beleuchtet war. Und er sah drei Ritter, welche mit Kugeln von Gold auf dem Rasen goldene Kegel umwarfen, so daß es weit umher erklang. Der Bauer sah eine Zeit lang dem Spiele zu, und es kam dem neugierigen und Gewinnsuchenden die Lust an, es auch zu versuchen, während die Ritter ein wenig ruheten. Er schlich beherzt näher, und weil keiner von den Rittern sich regte, ergriff er eine blanke Kugel und warf, daß alle Kegel auf den Rasen fielen. Kaum war aber dieß geschehen, so entstund ein großer Lärm, und Kugel und Kegel sanken zugleich mit allen drei Rittern in die Erde. Der Bauer stund allein im finstern, und grauen und entsetzen trieb ihn von der Stelle.

(Nach einer Mittheilung von Chr. Tester in Chur. Vgl. Kuhns nordd. Sagen S. 476 (59); Rochholz aarg. Sagen Nr. 113 u. Anmerk.)

120. Das bewachte Kegelspiel.

Im Churer Thalgebiet erheben sich über die Wiesenfläche mehrere kleine Hügel. Auf einem derselben, ein Viertelstündchen von der Stadt Chur steht ein altes Häuschen, in dessen Keller lange Zeit ein goldenes Kegelspiel verborgen war. Das hätten manche gern erlangt, aber es gieng nicht so leicht, denn bei dem Kegelspiel hielt ein schwarzer Pudelhund mit feurigen Augen

Wache. Jetzt soll das Kegelspiel von dem Eigentümer des Hügels gehoben sein.

(Mündlich aus Chur.)

In Bellfort (Graubünden) in der Tiefe des Tobels liegt ein großer Schatz. Den hat ein „fahrender Schüler" einst heben wollen. Auf der Kiste aber fand er einen schwarzen Ziegenbock, und als der Zauberer diesen fortbeschwören wollte, richtete sich der Bock auf und eilte fort, einen schwefelartigen Gestank zurücklassend.

121. Das Heidenloch.

Im Heidloch lyt e Schatz, aber teuf inne-n-im Berg inere große-n-isene Chiste. Uf dere sitzet e chlis schwarzes Hündli, das thuet de Bergzwerglene der Schatz gaume [1]). Dick schlaft das Hündli. Wä me nu wüst, wänn, so chänt me der Schatz guet use nih. Aber wenn er wachet, und es chunt eter [2]); so billt er und dänn chänd d' Bergmännli, und Gnad Gott dem, wo der Schatz het welle nih. Es chunt keine mih ussem Loch use.

Ferner sagt man von dieser Höhle, man habe vor Zeiten ein weißes Lamm in dieselbe hineingebracht, dasselbe sei dann bei Schwendi ($^3/_4$ Stunden entfernt) roth gefärbt wieder zum Vorschein gekommen.

(O. Heer, Kt. Glarus.

122. Der goldene Pflug.

Der Hügel, auf dem das Schloß der Herren von Sellenbüren stund, wird von den Bauern im Dorfe Sellenbüren (bei Zürich) die Ofengüpf genannt. In diesem Hügel sollen Schätze von einem schwarzen Hunde bewacht werden. Von der Ofen-

[1]) hüten. [2]) irgend einer.

güpfe, einem alten Grabhügel auf der Breite (Kt. Zürich) wird erzählt, es liege ein goldener Pflug in demselben; man habe ihn aber niemals hervorbringen können, da er bei jedem Schaufelstich sich tiefer in die Erde hinuntergezogen habe.

(Mündlich von Dr. H. Meyer in Zürich.)

123. Drei Küsse.

Zwischen Oberwil und Brütten (Kt. Zürich) ist ein Acker, Steinmürli genannt. Am Saume desselben steht ein einsamer Baum, unter welchem ein Schatz ruhet. Oft schon ward derselbe zu heben versucht, allein es sind durch Zauber solche Bedingungen an die Hebung geknüpft, daß es bisher keinem Sterblichen gelungen ist, dieselben zu erfüllen. Einst gieng nach Mitternacht ein Mann zu diesem Baume und grub. Bald erschien ein schönes Weib und machte ihm Hoffnung, daß er das Ziel seiner Wünsche erreichen werde, allein er müsse dreimal ihr einen Kuß geben. Sie gewährte ihm heute den ersten Kuß. Als er in der folgenden Nacht wieder kam, saß eine große scheußliche Kröte (denn in diese hatte sich das schöne Weib verwandelt) unter dem Baume. Er brachte es nicht über sich dieselbe zu küssen, sondern floh davon. In der dritten Nacht fand er die Kröte abermals da sitzen, und als er sich wiederum zu einem Kusse nicht entschließen konnte, ward er plötzlich wahnsinnig und konnte nicht mehr geheilt werden.

Ein andermal machte jemand ebenfalls den Versuch, den Schatz zu heben, allein auch ihm wurden solche Bedingungen gestellt, die er nicht eingehen konnte. Als er nämlich grub und hackte, erschien ein Weib und sagte, bevor er den Schatz heben könne, müsse er einen gewissen Baum im Walde fällen und aus demselben eine Wiege zimmern; und erst wenn ein Kindlein

in dieser Wiege schreien würde, gelänge es ihm den Zauber des Schatzes zu lösen. So wurde auch dieser auf eine ungewisse Zukunft vertröstet und erreichte sein Ziel nicht.

(Mündlich. Vergl. Grimm Myth. 920. 921.)

124. Der Schatz bei Rohrbach.

Nahe bei Rohrbach (bei Hutwyl Kt. Bern) liegen die Trümmer dreier Burgen; eine davon heißt die alte Burg. Hier ist ein großer Schatz verborgen. Durch einen Umstand wurde ein Mann bewogen, denselben zu heben. Ein Mann arbeitete nämlich auf einem nahen Acker, er wollte sein Abendbrot im Schatten genießen und begab sich deshalb in das nahe Buchenwäldchen. Als er sein Brot verzehrt hatte, sah er zu seinen Füßen abgestumpfte Nägel. Etliche davon, die er noch brauchbar fand, steckte er gleichgiltig in die Tasche und am Morgen waren es lauter blanke Dukaten. Darauf wollte er mehr Nägel suchen, aber er fand keinen. Um nun den Schatz zu heben, begab er sich zu einem Kapuziner, der ihm sagte, es werde sich in der Nacht vom grünen Donnerstage auf den Karfreitag oben auf der Burg ein männliches Schwein zeigen, das sämmtliche Burgschlüssel am Halse trage. Wer sich in dieser Nacht Schlag 12 Uhr auf der Burg befinde, erhalte von dem Schweine die Schlüssel zu allen Gemächern. Seine ebenfalls geizige Frau war ihm behilflich. Auf die bestimmte Stunde des Nachts entfernen sie sich, während der Wind schaurig in dem Wäldchen heult. Kaum sind sie am Fuße des Hügels angekommen, so schlägt schon die Geisterstunde. Der Mann sinkt bewußtlos zu Boden, und seine Frau, vom Schrecken ergriffen, verläßt ihn. Niemand denkt seitdem daran, den Schatz zu heben. Von dieser Burg geht nun regelmäßig ein

großer, grauer Hund nach der gegenüberliegenden Burg, der sogar meinen Großvater mitten in der Nacht bei hellem Mondscheine an die Brust gestoßen haben soll, ohne ihm jedoch etwas Leides zuzufügen. Muthwillige haben schon den Hund mit Steinen geworfen, ohne daß derselbe eine Wendung gemacht hat.

(Mündlich, von einem Knaben aus Hutwyl.)

125. Einzelnes aus Schatzerzählungen.

Um Wiederholungen zu vermeiden, mögen nur einzelne Züge (aus mündlichen Erzählungen) hier Platz finden.

1. Bei Friesenberg (Wyningen Kt. Bern) sah ein Hirtenknabe auf einem alten Schlossplatze Gold- und Silberstücke wie zum sonnen ausgebreitet. Ein schwarzer Hund lag daneben. Der Knabe nahm Kleie und Salz aus seiner Hirtentasche und streuete es darauf. Alsbald verschwand der Hund und alles Gold, welches er überstreuet hatte, blieb liegen.

Auch in Graubünden glaubt das Volk, wenn man ein Halstuch oder sonst etwas auf eine offene Goldkiste werfe, so könne einem der Schatz nicht entgehen.

2. In der Schlossruine zu Weißenburg (Simmenthal Kt. Bern) sah ein Knabe drei Leintücher („Lilache") ausgebreitet. Auf dem einen waren gelbe, auf dem andern weiße und auf dem dritten braune glänzende Stücke. Aus Furcht vor dem „brandschwarzen" Hunde warf er diesem sein Brot zu. Zufällig fiel es auf einige weiße Stücke. Der Hund verschwand mit den beiden übrigen Leinlachen und die Silberstücke blieben liegen.

3. Auf den meisten Burgen des Kantons Bern sollen Zwing- oder Twingherren gehauset haben. Auch auf Wartenstein (Emmenthal) lebte ein solcher. Seiner Bedrückung müde,

beschlossen die Thalbewohner ihn zu vertreiben. Man setzte ihm lange vergebens nach, denn wenn er ausritt, hatte er ein Pferd, dem die Hufeisen verkehrt aufgeschlagen waren. Endlich hat er sein Geld und sich selbst in einen Sodbrunnen gestürzt. Der Schatz kann nur gehoben werden mit Hilfe eines schwarzen Ziegenbockes und eines unschuldigen Knaben, der seinen Vater nie gesehen hat.

4. Im Strättlinghubel (am Thunersee) sind große Schätze verborgen. Der Schlüssel dazu hängt unsichtbar an einem Hollunderstrauch. Man hat eine Frau gesehen, die auf drei Tüchern gelbe und weiße Bohnen sonnte. Einer ließ einst seinen Stecken auf einem Tuche liegen; die Frau rief: Mann, euer Stecken! Allein er überhörte das und später fand er ihn auf dem gelben Tuche. Die Bohnen waren Gold geworden.

5. Im Möttelischloß bei Rorschach am Bodensee erscheinen zwei Mädchen in weißen Kleidern und rothen Schuhen, mit Ketten gefesselt. Sie bitten weinend, man möge sie küssen. Das bellen eines Hundes schreckt aber alle zurück, so daß sie immer noch nicht erlöset sind, und der Schatz den sie bewaren, ist noch ungehoben. Im Schlosse Sulzberg erschallt in der Mitternacht ein rollen von Kugeln und ein fallen von Kegeln, und ein so grauenhafter Lärm, daß jeder zur Nachtzeit den Ort meidet.

126. Wildenburg.

Unweit Gambs (St. Gallen) liegen die Überreste der Wildenburg. Dort sollen die Zwingherren umgehen in allerlei Gestalten. Unter ihnen bemerkt man einen großen Mann mit breitrandigem Hute und in schwarzer Einhüllung. Die Venediger haben dort Schätze gesucht. Einer nahm die Zau-

verpflanze, „die weiße Ziegenkrautblume“ mit, um zu Reichtümern zu gelangen. Und als er am Werke war, mahnte ihn eine Stimme „laſſ's beſt' nicht liegen.“ Erſchrocken eilte er davon und ließ die Blume liegen.

(Mündlich. Ausgeſchmückt iſt die Sage in dem Werke „die Schweiz in ihren Ritterburgen.“ II. S. 441.)

127. Die verwunſchene Kröte.

Unweit Miſtelbach (Nied. Öſterreich) war früher ein ſtattliches Schloß, von einem Raubritter bewohnt. Einſt zog ein Fuhrmann vorbei, der von den wilden Raubgeſellen überfallen und ermordet wurde; ſterbend aber drohte er ihnen, daß ſein und ſeiner Kinder Fluch ſie verfolgen werde. Einige Jahre waren ſeit dieſem Vorfalle verfloſſen, und der große Aufwand hatte des Ritters Vermögen ſchon bedeutend vermindert. In ſeiner Noth ließ er ſich mit dem Teufel ein, der ſchaffte Geld herbei und der Ritter lebte zehn Jahre darauf los, dann aber erwartete er ängſtlich die Stunde, an welcher ihn der Teufel abholen würde. Dieſer kam und der Teufel fuhr mit ihm in den Berg, auf welchem ſich die Burg befand. Und ſeit jener Zeit ſah man von Zeit zu Zeit eine ungewöhnlich große Kröte aus dem Berge hervorkommen. In dieſe Kröte war der grauſame Ritter verwandelt.

Die Burg verfiel, und als im Thale ein ziemlich großes Dorf ſich erhob, machte man den Vorſchlag, eine Kirche in der Nähe von der Schloßruine zu erbauen, damit der in die Kröte verwandelte Ritter erlöſt werde.

Alle Vorkehrungen waren getroffen, und die Grundfeſten des Turmes war bereits angelegt; da kam zur Nachtzeit die Kröte aus dem Berge, und zerſtörte alles, was man gebaut

hatte. Mehrmals wurde der Grund gelegt, aber wieder zerstört. So geschah es dreimal. Schon wollte man den Bau aufgeben, und die Kirche auf einer anderen Stelle erbauen; da gieng ein Priester mit dem hochwürdigen Gute, in Begleitung der Dorfbewohner zur Mitternachtsstunde auf den Berg, und erschoß, mit einer geweihten, gläsernen Kugel die verwunschene Kröte. In kurzer Zeit darauf ward die Kirche erbaut, und dem heiligen Martin geweiht.

Heut zu Tage sieht man noch die Wassergräben der Burg, die mit hohem Grase bewachsen sind. Zum Andenken an jene Begebenheit befindet sich eine aus Stein gehauene Kröte am äußeren Gesimse der Kirche.

(Mündlich aus Mistelbach. Vergl. Kuhn nordd. Sag. S. 475 (51) und S. 472 (217).

128. Der Teufelsberg bei Seckau.

Unweit Seckau in Steiermark liegt das Dorf Kirchberg. Hier besteht der Gebrauch, daß man am Johannisfeste auf die höchsten Berge geht, und dort Feuer anmacht. Diese Feuer heißen dort Firner. An einem solchen Johannistag war es, wo die Tochter eines reichen Bauern am frühen Morgen, als kaum noch am Horizonte die Sonne emporgestiegen war, das Haus verließ, um nach Seckau zu ihrer Muhme zu gehen. Um einen kürzeren Weg zu machen, gieng sie über den sogenannten Gamskogel. Dieser hohe Berg hat einen Umfang von zwei Meilen. Kaum war sie über die Hälfte des Berges gekommen, als ein altes Weib zu ihr kam und sich mit ihr in ein Gespräch einließ. Noch waren sie kaum eine Viertelstunde gegangen, als das Mädchen mit Schrecken warnahm, daß sie vom rechten Weg abgekommen war. Die Sonne stand schon

hoch, als sie an eine Schlucht kamen, wo sie beschlossen ein Mittagsmahl zu nehmen. Sie giengen zu einem Felsen, welcher, von dem alten Weibe berührt, sogleich aufsprang. Welch' ein Glanz überraschte da das Mädchen. Links und rechts lagen aufgehäufte Goldklumpen; kristallene Wände und Säulen mit Diamanten waren hier zu sehen. Beim Eintritte in die Schlucht wurde aus dem alten Weibe ein schmucker Jüngling, mit einem grünen Jägerhute. Er befahl, das Körbchen, welches sie bei sich trug, mit Gold zu füllen. Sie that es und gieng wieder aus der Höhle. Kaum war sie draußen, als sie die Thür nimmer sah. Aber wie sollte sie den Weg in das Dorf finden, da sie an einem Orte sich befand, welchen sie gar nicht kannte! Zufällig kam ein Bauer des Weges daher, welcher sie in das Dorf zurückbrachte. Unterwegs fragte sie, ob er noch keinen Firner gesehen habe. O, sagte er, der Johannistag ist ja schon sechs Monate vorbei. Als sie in das Dorf kam, wunderte man sich über ihre Ankunft, da ihre Eltern sie schon als tot beweint hatten. Sie erzählte die ganze Geschichte und zeigte ihren Schatz allen Dorfbewohnern. Bald lockte dieses Gold einen Bauern aus derselben Gegend an diesen geheimen Ort. Nachdem er von der Stelle genau unterrichtet war, gieng er auf den Gamskogel. Als er zur Schlucht kam und hinein wollte, stürzte er zusammen und war tot. Als nach einigen Tagen die Leute ihn aufsuchten, fanden sie denselben am Eingange des Felsens tot liegen. Sie hoben ihn auf und fanden seine Taschen voll mit Gold gestopft. Seit dieser Zeit nennen die Umwohner des Gamskogels diesen Berg den „Teufelsberg," und am Johannistag will man noch jetzt bei Nacht an der Stelle, wo man den Bauern tot fand, eine bläuliche Flamme brennen sehn.

(Mündlich.)

129. Die zwei Glücklichen.

Am Inn in Oberösterreich gesellte sich zu mir ein Bauersmann aus Obernberg. Der erzählte mir folgendes:

Als ich noch ein Knabe war, sagte er, verbreitete sich in Obernberg plötzlich das Gerücht, ein Bauer sei vor einigen Tagen fortgegangen und nicht wieder zurückgekehrt. Sein ältester Sohn machte sich auf, ihn zu suchen; aber auch der blieb aus. Man konnte das nicht begreifen und es entstanden allerlei Vermuthungen. Nach acht Tagen endlich, am Sonntagmorgen kamen beide in ihre Wohnung. Alles lief hin und der Bauer erzählte folgendes:

„Als ich das Dorf verlassen hatte, setzte ich meinen Weg betrübt fort, denn wie ihr wisset, hatte ich die Steuern zu zahlen, die Interessen zu berichtigen und noch viele andere nöthige Sachen zu besorgen. Gewöhnlich trug mir das Getreide so viel ein, um wenigstens das wichtigste zu ordnen. Allein heuer hatte mich Gott schwer heimgesucht, da meine Felder durch Hagelschlag verwüstet wurden, und bald darauf mein Weib starb. Ich wollte zuerst die Verwandten meines Weibes besuchen, obwohl ich wenig Hoffnung hatte etwas zu bekommen. Wie ihr wisst, führt der Weg dahin durch „die Hölle“ [1]). Als ich dort ankam, beschlich mich unwillkürlich der Gedanke, wenn sich jetzt meiner ein guter Kobold oder eine gute Fee erbarmen möchte. Da ich ziemlich müde war, setzte ich mich unter einen Baum, und überdachte so meine missliche Lage. Da war es mir plötzlich, als wenn ich hinter mir Stimmen vernähme. Verwundert blickte ich um, konnte jedoch

[1]) Eine Schlucht, von welcher allerlei Sagen im Umlaufe sind.

niemanden bemerken. Ich dachte mir also es sei Einbildung gewesen, und verfiel wieder in schwermüthige Gedanken. Plötzlich vernahm ich dieselben Töne, schaute um, erblickte jedoch wieder nichts. Allein dießmal konnte es keine Teuschung gewesen sein. Ich erhob mich also, und gieng dem Orte zu, woher ich die Stimmen zu vernehmen glaubte. Bald kam ich an das Gebüsch, welches mich jedoch nicht hinderte weiter zu schreiten. Nochmals vernahm ich die Stimmen, und dießmal ganz nahe. Ich schritt also munter vorwärts, und bald bemerkte ich, daß das Gebüsch lichter wurde. Noch einige Schritte, und ich hatte einen freien, grünen Platz vor mir, auf welchen hundert kleine Gestalten herumhüpften und sich fröhlich unterhielten. In ihrer Mitte saß auf einem wunderschönen Wagen, der mit sechs Ziegenböcken bespannt war, ein eben so kleines Männchen, welches jedoch durch seine prachtvolle Kleidung und die Krone auf dem Haupte ausgezeichnet war. Ich hatte mich sogleich hinter einem Busche gebückt, und konnte nun um so ungestörter dem munteren Treiben der Kleinen zusehen. Ziemlich lange hatte ich sie schon beobachtet, als plötzlich einer, welcher von einem andern scherzweise verfolgt wurde, auf mein Versteck zugelaufen kam, um sich zu verbergen. Ganz nahe bei mir erblickte er mich, und that einen lauten Schrei, worauf sogleich alle sich um ihn versammelten. Mit seinem kleinen Finger deutete er auf mich, und im Augenblicke war ich umringt. Sie deuteten mir, ich solle ihnen folgen, und sie führten mich nun zu dem Männchen im Wagen, welcher ihr König zu sein schien. Dieser fragte mich, wie ich hieher käme, und ich antwortete ihm, daß ich ihre Stimmen vernommen habe, und dem Schalle derselben nachgegangen sei; dann klagte ich ihm meine Noth, und das schien ihn zu bewegen. Er befahl seinen Kleinen, sich um ihn zu versammeln

und mich in ihre Mitte zu nehmen. Dann fuhr er einem kleinen Hügel zu, welcher sich bei seiner Annäherung von selbst aufthat. Nun gieng es durch einen breiten, prächtig erleuchteten Gang lange fort, bis wir endlich in eine unabsehbar große Höhle kamen. Dort ließen mich die Kleinen los, und ich konnte nach Belieben umhergehen. Ich kam aus meinem Erstaunen nicht heraus, denn wenn ich etwas angesehen hatte, und ich glaubte, es könne nichts schöneres mehr geben, so übertraf gleich der nächste Gegenstand den ersteren an Schönheit und Wert. Gold und Silber lag aufgehäuft umher, wie bei uns nach einer ergiebigen Ärnte das Getreide auf den Böden. Nach einiger Zeit kam ein Zwerg zu mir, und fragte mich, ob ich keinen Hunger habe, worauf ich natürlich mit „ja" antwortete. Er führte mich nun durch eine Thüre in ein anstoßendes Gemach, wo bereits alle Zwerge, mit dem König an ihrer Spitze, bei der Tafel saßen. Da wurden Speisen aufgetragen, die ich nie gesehen hatte. Die Kleinen waren sehr munter und scherzten. Mir wurde so viel vorgelegt, daß ich glaubte, ich werde nicht die Hälfte verzehren können, aber es war alles so gut, daß ich noch einmal meinen Teller hinhielt, um etwas zu bekommen. Nach dem Essen wurde Wein und Bier aufgetragen, und da ich Bier gewohnt bin, so nahm ich von demselben. Als so meiner Rechnung nach zwei Tage oder wie ihr mir sagt, sieben Tage vergangen waren, ließ mich der Zwergenkönig zu sich rufen, und fragte, wie es mir hier gefalle. Ich antwortete, daß ich gern mein Lebtag lang hier bleiben möchte, wenn nicht meine Kinder zu Hause ängstlich auf mich warten würden. Nun, sagte er, du sollst morgen früh wieder entlassen werden. Damit du aber beständig des Zwergenkönigs gedenkst, so hast du Zeit genug, heute von den Sachen auszusuchen was dir gefällt. Ich werde dir einige

Zwerge mitgeben, damit sie dir alles auf einen Platz zusammentragen. Ich bedankte mich, so gut es gehen mochte, bei dem Könige für seine Güte, und gieng rasch an's Werk. Aber das war schwer, ich wuste nicht, was ich mir aussuchen sollte, denn wenn ich glaubte dieß wäre das schönste, so gefiel mir jenes noch besser. Endlich entschied ich mich doch für Gold und Silber, weil ich dachte, es wären die gangbarsten Dinge bei uns. Ich ließ mir also so viel hintragen, als ich glaubte schleppen zu können. Am andern Morgen nahmen der König und die Kleinen Abschied von mir, und begleiteten mich durch den Gang. Der Hügel öffnete sich wieder von selbst, und ich war auf dem Platze, wo ich zuerst die Zwerge gesehen hatte. Auf einmal erblickte ich einen jungen Mann, der über die Wiese gegangen kam, und gleich mir einen Sack auf der Achsel trug. Ich betrachtete ihn näher und erkannte zu meiner Freude meinen Sohn. Ich erzählte ihm die Geschichte und zu meinem Erstaunen erfuhr ich, daß ihm ähnliches begegnet sei."

Manche Bewohner von Obernberg und Kirchdorf sind später zur „Hölle" gegangen, um ihr Glück zu versuchen, aber sie haben kein Bergmännlein gesehen.

(Mündlich von Wisbauer aus Obernberg. Thörr hat Böcke vor seinem Wagen (Gr. Myth. 168); über sein Verhältnis zu den Zwergen vergl. Kuhn nordd. Sag. S. 508 (2).

130. Die Glücksblume.

Auf der Spitze des hohen Göll, einem Berge bei dem Markte Golling, blüht im Frühling eine kleine, weiße Blume, die Glücksblume genannt, welche demjenigen, der sie pflückt, Glück in allen Dingen verleiht. Sie ist eine kleine Pflanze mit vier grünen Blättern am Grunde und einer vierblättrigen, schneeweißen Blumenkrone am Ende des kurzen Stängels.

Ihre Auffindung ist mit mancherlei Schwierigkeiten verbunden, und nur wenigen gelingt es, die Blume zu pflücken.

Zuvörderst muß man in der Neujahrsmitternacht in den Wald gehen und ein Reis von einem Haselnußstrauche suchen, welches neun Sprossen getrieben hat. Dieses Reis muß man dann in der Stube zu den sogenannten Palmkätzchen stecken (das sind Weidenzweige, welche am Palmsonntage in der Kirche geweiht wurden). Am 1. Mai in der Mitternacht, beim Mondschein, muß man nun mit dem Haselzweige in der Hand den Berg ersteigen, wobei der Zweig immer die Richtung angibt, in welcher man zu gehen hat. Auf dem ganzen Wege darf man sich aber kein einzigesmal umsehen, sonst wird es unmöglich die Blume zu finden. Ein dortiger Bauer soll wirklich die Glücksblume erlangt haben, und von der Stunde an gerieth ihm alles was er angriff; sein Vieh war nie von Seuchen geplagt, seine Felder wurden nie vom Hagel verwüstet und so gelangte er bald zur Wohlhabenheit. Der Haselzweig dient auch dazu, einen Dieb auszumitteln, wenn z. B. einer von den Knechten im Hause etwas entwendet hat. Der Herr darf nur mit dem Haselzweige in der Hand vor sie hintreten, so zeigt derselbe sogleich auf den Dieb hin.

(Mündlich aus Golling, im Salzburgischen.)

131. Die Kraft der Mistel.

Am Fuße des Triglav (Dreikopf, auch Terglu) in Krain stehen einige ärmliche, mit Stroh gedeckte Hütten, welche meist von Hirten bewohnt sind, die ihre Herden auf die benachbarten Alpen zur Weide treiben. An die Thüre einer solchen Hütte klopfte einst ein alter Mann, und bat um etwas Speise und um Herberge. Die Bewohner der Hütte ließen ihn gerne

ein und wiesen ihm einen Platz am Feuer an. Darauf brachten sie eine Schüssel mit Hirsebrühe, über die der hungrige Gast begierig herfiel. Als er gesättiget war und auch seine steifen Glieder am Feuer erwärmt hatte, sprach er: Habt Dank ihr guten Leute für eure Gastfreundschaft, und wisset zugleich, daß ich nicht der bin für den ihr mich wohl halten möget. Schauet hinauf — und damit deutete er auf eine der höchsten Zinken des Triglav, wo die zerfallenen Überreste einer alten Ritterburg vom Monde beleuchtet wurden — dort ist die Burg meiner Väter, auf der ich vor drei Jahrhunderten als ein gefürchteter Raubritter hauste. Ich machte mir kein Gewissen daraus, wenn ich Kaufleuten mit meinem verwegenen Knappentrosse auflauerte und ihnen ihre mühsam erworbenen Güter mit Gewalt entriß. Aber die Strafe des Himmels erreichte mich bald. Meine Burg wurde überfallen und ich selbst mit allen meinen Knappen fiel im Kampfe. Gott aber ließ mich zur Strafe für meine Verbrechen in Gestalt eines Sterblichen herumirren, bis drei Jahrhunderte dahingeflossen. Die Zeit ist nun um und ich gehe jetzt ein zur ewigen Ruhe. Euch aber, ihr braven, will ich zu einem großen Reichtum verhelfen. In dem Keller jener Burg liegt ein großer Schatz, den könnt ihr um die zwölfte Stunde Nachts mit Hilfe einer Mistel heben, die auf einer Eiche gewachsen ist, auf deren knorrigem Stamm ein Christusbild hängt. Nun aber lebt wohl und gedenket meiner, wenn ihr im Glücke lebt. Darauf verschwand der Geist und ließ die staunenden Eheleute zurück. Des andern Tages machten sie sich auf, die Mistel zu suchen. Sie kamen in einen großen Wald, und erblickten nach langem suchen eine kleine Hütte. Sie giengen beherzt darauf los und klopften an die Thüre. Ein uraltes Mütterlein öffnete und fragte barsch nach ihrem Begehr. Sie äußerten schüchtern ihren Wunsch,

eine solche Mistel zu besitzen. Die alte Hechse sprach: Wenn ihr eine solche Mistel finden wollt, so müßt ihr mehr Ausdauer haben, als ich bei euch alten vermuthe, es sei denn, daß das Glück euch besonders günstig ist. Geht nur immer gegen Sonnenaufgang zu, und wenn eine Eiche mit einem Christusbilde euch in den Weg kommt, so besteigt sie und beraubt sie der wunderthätigen Mistel, und verlasset dann ohne zu reden, mit raschen Schritten den Ort. Die Eheleute machten sich auf, die Mistel zu suchen, und fanden bald die Eiche, welche eine Mistel trug. Mit dieser gelangten sie in die Burg und gewarten eine Thür, welche in den Keller führte. Von der unsichtbaren Kraft der Mistel geleitet, kamen sie bald an die Stelle, wo der Schatz lag. Sie hatten nicht lange gegraben, als sie beim Scheine einer Blendlaterne eine eiserne Truhe gewarten. Die war so schwer, daß die zwei alten Leute sie nicht von der Stelle brachten. Der Mann lief ins Dorf, Leute zu holen, und mit deren Hilfe wurde die Truhe in die Wohnung der glücklichen gebracht und aufgesprengt. Staunend erblickten sie die ungeheure Menge Gold und Silber, welche die Truhe barg. Sie gaben reichlich Almosen, ließen zum Danke eine schöne Kapelle bauen und sind wohlhabende Wirtsleute geworden, deren Kindeskinder mit Vergnügen an die Urheber ihres Wohlstandes zurückdenken.

(Mündlich aus Veldes in Krain. Grimm Myth. 1156.)

132. Von den Venedigern.

In allen Ländern Mitteleuropa's, wo der Bergbau betrieben wurde, erzählt das Volk von s. g. „Venedigern," in Österreich auch „Wälsche" genannt.

Am Harz, wo schon im 10. Jahrhundert die Bergwerke

eröffnet wurden, erzählt man, daß viele Venediger von dort reich beladen mit edlen Steinen zurückgekehrt sind [1]). In Böhmen namentlich im Riesen- und Isergebirge erschienen sie, nachdem der im 12. Jahrhundert begonnene und durch Karl IV. im 14. Jahrhundert geförderte Bergbau durch die Hussitenkriege und später durch den 30jährigen Krieg zu Grunde gerichtet war [2]). Diese Steinsucher aus Wälschland nahmen Achate, Jaspis, Karneole und Kristalle mit, die meistens in die Mosaikfabriken zu Florenz gewandert sind, und zu Steingemälden und andern Mosaikarbeiten verwendet wurden. Diese Wälschen handelten zugleich mit Arzneien, namentlich Elixiren und Opiumpräparaten. Als wandernde Krämer kannte man die Wälschen weit und breit. Im vorigen Jahrhunderte waren das venezianische Glas und die feinen venezianischen Goldketten sehr beliebt. In Gräbern hat man die schönsten venezianischen Schmucksachen, als Armbänder, Nadeln und dergleichen aufgefunden.

In Komotau (Böhmen) erzählt man:

Vor alten Zeiten sind Leute aus Wälschland nach Georgenthal gekommen. Niemand hat gewust, was sie wollten, und sie selbst haben es niemandem offenbart. Am Tage hat man sie nicht gesehen, denn sie waren dann immer, wie man später gehört hat, im Meisengründel beim Tollenstein. Gegen den Winter sind sie heimgegangen, im Frühjahre wiedergekommen, und das ist einige Jahre hindurch so fortgegangen. Einmal hat einer von diesen Leuten gesagt: Hier in Böhmen wirft mancher einen Stein nach einer Kuh, der mehr wert ist als die Kuh selbst. Dadurch ward es verrathen, daß sie gute Steine gesucht hatten im Meisengründel.

[1]) Kuhn und Schwarz „norddeutsche Sagen" Nr. 221. — [2]) Graf Sternberg, „böhmische Bergwerke". Prag 1836. —

Seit jener Zeit ist aber nichts mehr von guten Steinen im Meisengründel zu finden; die Wälschen mögen den ganzen Schatz zusammen geklaubt und davon getragen haben.

In den Sudeten, im Dorfe Spieglitz, welches am Fuße des Schneeberges liegt, hört man auch noch von den Wälschen.

Auf der südlichen Seite des Spieglitzer Schneeberges befinden sich mehrere ziemlich große Höhlungen, welche man Quarklöcher [1]) nennt, aus denen der Hauptfluß Mährens, die March entspringt. Von diesen Quarklöchern wird folgendes erzählt:

An einem Abende begegnete einst einem Jäger, der von dem hohen Berge herabkam, ein Mann mit schwarzen Haaren, dunkler Gesichtsfarbe und braunen, feurigen Augen, der nebstbei auch sehr nachlässig gekleidet war, so daß die ganze Erscheinung auf den Jäger keinen angenehmen Eindruck machte. Als dieser sich bekreuzend an ihm vorübergieng, grüßte der Fremde ihn freundlich und suchte mit dem Jägersmann ein Gespräch anzuknüpfen, allein dieser schien ihm anfänglich gar kein Gehör geben zu wollen. Endlich auf die Frage, ob er sich nicht in dürftigen Umständen befinde, entlockte er ihm die Antwort, „er habe genug, um mit seiner Familie zufrieden leben zu können." Nun suchte der Italiener, denn ein solcher war der Fremde nach seiner Aussprache zu urtheilen, den Wunsch nach Reichtum wachzurufen, indem er ihm sagte: „Hört, wenn ich an euerer Stelle wäre, so würde ich doch den Reichtum, den ihr ohne viel Mühe erhalten könntet, mit der Dürftigkeit vertauschen." Der Jäger sah den Fremdling erstaunt an, denn er konnte diese Worte sich nicht erklären; als aber dieser ihm sagte, er sei gekommen, um an einer verborgenen Stelle Schätze zu sammeln, so begriff er den Sinn derselben. Der Fremde lud ihn

[1]) Im nördlichen Böhmen werden die Zwerge vom Volke Querre genannt; Quarklöcher sind also Zwerglöcher.

nun ein, an dem Unternehmen sich zu betheiligen. Der Jäger nahm den Antrag an, stellte aber die Bedingung, daß der Fremde ihm seinen Lohn früher zeigen müsse, bevor er sich mit seinem Blute verschreibe. Damit war er auch vollkommen zufrieden, nur drohte er ihm mit einer schrecklichen Strafe, wenn er je von seinem Entschlusse zurücktreten würde. Auf den Wink, ihm zu folgen, führte er den Weidmann in eines der größten Quarklöcher, und nachdem er die Wand desselben mit einem Stabe berührt hatte, gieng sie auseinander. Nun folgten sie den Windungen eines dunklen Ganges, bis sie zu einer großen eisernen Thüre kamen, die durch die Berührung mit dem Stabe des Führers plötzlich aufgieng und durch welche man in einen hell erleuchteten Saal gelangte, in dem ungeheuere Schätze aufbewart lagen. Hier sah man goldene Vasen mit den schönsten Edelsteinen verziert, dann wieder mehrere aus reinem Golde bestehende Thiergestalten, welche die Schätze zu bewachen schienen, dort einen Haufen voll Gold- und Silbergeldes, welcher wieder von Thieren, aus einem andern edlen Metalle geformt, bewacht wurden. Der Jäger war von der Pracht und dem Glanze fast geblendet. Da sprach der Fremde zu ihm: „Nimm dir so viel du willst; es ist übrigens nicht nothwendig daß du dich heute überladest, denn ich will dir erlauben, sechsmal hierher zu gehen, um Schätze zu holen, ohne daß du meiner Hilfe bedarfst, aber bei dem siebenten Male hast du meiner nöthig.“ Der Jäger nahm so viel er konnte und darauf entfernten sich beide.

Als sie wieder an das Tageslicht kamen, so erinnerte der Fremde den Weidmann, den Vertrag zu unterschreiben; dieser aber beharrte in seiner Unentschlossenheit. Da breitete der Fremde seinen Mantel aus, und lud den Jäger ein, sich darauf zu setzen; aber kaum hatte dieser es gethan, so wurde er von einer unsichtbaren Macht in die Höhe gezogen und seines Bewußtseins

beraubt. Als er wieder erwachte, fand er sich in eine ganz fremde Stadt versetzt, die er nie gesehen, welche aber nach der Bauart der Häuser, der Tracht der Menschen und der dort herrschenden Temperatur zu schließen, eine italienische zu sein schien. Er redete einen der Bewohner an; der gab ihm aber durch Zeichen zu erkennen, daß er ihn nicht verstehe. Und nachdem er schon mehrere Menschen gefragt hatte, stieß er auf einen, der ihm sagte, daß dieß die Stadt Padua sei. Indem er nicht wuste was er beginnen sollte, bemerkte er, als er schon mehrere Straßen durchschritten hatte, wie der heimtückische Italiener aus einem Fenster herunterfah. Dieser winkte ihm herauf zu kommen, was der Jäger auch that. In einem schön eingerichteten Zimmer trat ihm der Italiener entgegen und führte ihn zu einem mit den besten Speisen bedeckten Tische. Der Jäger stillte seinen Hunger und der Italiener füllte ihm ein Glas nach dem andern. Als der Weidmann den Wunsch äußerte, in seiner Heimat zu sein und gar nichts von den Quarklöchern wissen zu wollen, so ermahnte ihn der Fremde das nächstemal jedem, selbst dem Teufel Wort zu halten. Dann holte er eine kleine Flasche, aus der er dem Jäger ein Gläschen vollschenkte. Dieser leerte es und verfiel dann in einen tiefen Schlaf, der längere Zeit andauerte. Als er erwachte, faltete er freudig die Hände und dankte Gott für seine Errettung, denn er befand sich wieder an demselben Orte, wo er mit dem Jäger zusammen getroffen war. Von den Schätzen, die er hier liegen gelassen, als er die unfreiwillige Luftreise unternommen hatte, fand er nichts mehr. Bei Weib und Kindern angekommen erfuhr er, daß sie ihn schon seit drei Tagen vermisst hätten.

Auch im Fichtelgebirge kennt man die Wälschen. In Urkunden heißt es „der Walh, Walch." Mit diesem Worte bezeichnet man bekanntlich den nicht deutsch sprechenden von ro-

manischer, insonderheit italienischer, Geburt und Zunge [1]). Der baierische Geschichtschreiber Johann Thurnmeier (Aventini Chronik 89), der zu Anfang des 16. Jahrhunderts lebte, erzählt von „etlich kunstleich Walen, die sich auf dem Gold verstunden." Im Fichtelgebirge denkt man sich unter diesem Namen vorzugsweise venezianische Bergleute, wie sie ehemals in den Gebirgen herumzogen, um edle Metalle zu suchen. Die von solchen Walhen herrührenden, aufgeschriebenen Überlieferungen und Märchen stehen unter dem Namen der „Walenbüechlein" bei dem gemeinen Manne der Gegend in großem Kredit.

Mehr noch weiß man in den Alpenländern von den Venedigern zu erzählen. Dort haben sie ebenfalls Gold und andere edle Metalle ausgebeutet. In den Alpen ist diese Volkssage wahrscheinlich sehr alten Ursprungs. Früh im Mittelalter sollen Bergwerke in Kärnten von Venezianern betrieben worden sein. Am Sulzbacher „Venediger" haben vermuthlich die Goldsucher aus Italien — wie das Volk sagt — ihre Wünschelruthe versucht. Von den Thalbewohnern Pinzgau's wird der Berg „Venedinger" genannt, und in der ganzen Umgegend von Kriml meint das Volk, von diesem Berge aus könne man die Stadt Venedig erblicken.

An diese Volksüberlieferung knüpfen sich noch andere Vorstellungen und mittelalterliche Erscheinungen. Mit den Bergwerkern wirft die Sage die uralte Mythe von den Bergmännlein (Zwergen) zusammen, welche bekanntlich kunstreiche Schmiede sind und die unterirdischen Schätze beherrschen. Gold und Zauber stehen in einer gewissen Wechselwirkung: Gold bezaubert und Zauber soll das Gold gelockt haben. Goldmacher

[1]) Schmeller, bair. Wörterbuch. IV. S. 69.

und Goldsucher hielt man für Zauberer. Im 16. Jahrhundert waren Zauberei und Goldmacherkunst (Alchymie) am meisten im Schwange. Zu den Venedigern, die man auch für Zauberer hielt, trat noch eine andere Erscheinung: die der „fahrenden Schüler“ [1]), so daß also in diesem ganzen Sagenkreise drei Vorstellungen zusammenflossen: die von den Bergmännlein, die von den wandernden Krämern und den fahrenden Schülern.

Eine alte Handschrift aus dem 16. Jahrhundert enthält einen Bericht über die Erforschung des Ötscherberges (in Nieb. Österreich). Der dazu beauftragte berichtet unter anderm:

„Ew. kaiserl. Majestät haben mir befehlen lassen, erkundigung einzuziehen was es vor eine gelegenheit mit dem Etscherberg habe und insonderheit was für stein oder anderes sein möchte, so die Wälischen von disem berg in Kräxen hinweg und aus dem land tragen sollen“ — —

„Sonderlich sagen die bauren, die Walischen könnten nicht leiden das die Teutschen nachsuchten und da sie einen anträffen wäre der seines lebens nicht sicher“ — —

„Ein alter Mann von Gämming, der ist bei sich selbst persuadirt, die Walischen führten was auf Eslen weg, die wären unsichtbar, und als wir ihn lachend befragt, wie er es dann wisse, das es Eslen wären, er geantwortet, man kennts an Trittln, und hat sich davon nicht bringen lassen.“

„Einmal hat ein Hirtenbube im berge ein „golden streyßl“ abgebrochen.“

---

[1]) „Scholastici vagantur mendicando, variis artibus et illusionibus simplices rusticos circumveniunt, dicentes se fuisse in monte Veneris (Mendelberg), ubi Magiam didicerint, pollicentesque mirabilia“ — sagt Bebel.

„Der Herr Prior hat mir gesagt, das 14 Tage zuvor ein Walischer zu Scheybs durchgangen mit einer Kräxen, sehr schwär tragend, und da er befragt worden, was er trage, hat er Wurzeln oben aus der Kraxen gezochen und gezeigt" —

Die Venediger-Sage ist mir in den Alpenländern auf drei Punkten begegnet: im Thale Glarus, im Prättigau und auf der Höhe von Gerlos, unweit der Krimler Tauern und des Sulzbacher Venedigers.

Ein Bauer aus Zell (im Zillerthale) erzählte mir folgendes von der reichen Spitz:

Unter dem Eise der reichen Spitz in der Nähe der Krimler Tauern und 3 Herrn Spitz liegt ein großer Schatz verborgen, der von drei Männern gehütet wird. Schon viele haben dieselben angerufen, allein wenige haben etwas bekommen. Ein Senn, der in der wilden Gerlos auf der Alm „Finkau" wohnte, legte sich einst in der Christnacht ins Bett. Die Kammer war geheizt, und als der Senn einschlafen wollte, traten drei Männer in Eisschuhen herein und setzten sich zum Herde. Der Senn redete sie nicht an, sondern blieb still und halbwachend die ganze Nacht hindurch liegen. In der Frühe waren die drei Männer plötzlich fort, der Senn stund auf und fand in der Pfanne einen großen Goldklumpen.

Von den drei Männern gieng die Rede in der ganzen Gegend. Einst wagte es ein Gämsjäger den Abhang zur reichen Spitz zu ersteigen; als er wieder herabstieg, sah er sich noch einmal um und erblickte die drei Männer. Sie staken im Schnee bis an den Hals und nur die mit Schnee bedeckten Häupter sahen heraus.

Auch ein Venediger hatte von den Schätzen der reichen Spitz gehört. Er gieng in ein Bauernhaus des benachbarten Thales, damit man ihm den Berg zeige und ihn begleite. Nach

vielem Bitten erbot sich der Knecht mit ihm zu gehen, wenn er ihm 8 Thaler gäbe. Der Venediger sagte zu und beide giengen bis auf die G'schwand [1]) neben der Alm „Urles Boden" an der Gränze des Zillerthales und des Salzburger Gebietes. Auf der G'schwand, von wo man den Gletscher der reichen Spitz erblickt, machte der Venediger einen Kreis, stellte sich hinein und hieß auch seinen Begleiter hereintreten. Der Venediger nahm ein Buch aus der Tasche und las eine Zeit lang etwas vor sich hin. Da kam links vom Abhange ein als Jäger gekleideter Mann herab, und fragte was er wolle. „30 Pfund gediegen Gold", sprach der Venediger ohne aufzuschauen. Nach einiger Zeit war der Jäger zum zweitenmale unten, und setzte sich neben den Kreis auf einen kleinen Sack, den er getragen hatte. Der Venediger las weiter, und der Knecht neben ihm sah, wie der Jäger mit dem Sack wieder aufwärts eilte. Als aber der Venediger fortlas, kam der Jäger wieder zurück, warf den Sack, der 30 Pfund gediegen Gold enthielt, in den Kreis und eilte davon. Der Knecht wünschte nun mit dem Venediger zu theilen, allein dieser sagte, er habe ihm nur 8 Thaler zu geben; wäre er bereitwilliger gewesen, so hätte er 60 Pfund statt 30 von den drei Männern verlangt.

Ferner erzählte mir der Führer:

Oberhalb Gerlos ist das Krumbachthal wo das Zillerthal an das Salzburgische gränzt, und die „wilde Kriml" mit einer großen Schafalm. Auf der Kriml sind drei kleine Seen reich an Schätzen und unterhalb ist ein Wasserfall. In Gerlos, auf der Platten und in der ganzen Umgegend hört man einige Stunden vor einem Unwetter die Seen gewaltig aufbrausen, und das Ge-

[1]) Schwenden heißt in der Volkssprache: einen waldigen Abhang in Wiese umgestalten. Wer dieses thun darf, der hat — wie die Thalbewohner sagen — das Schwendrecht. —

brülle verkündet immer ein heftiges Gewitter. Jene Schafalm gehörte vor Zeiten einem Bauern, der zuweilen mit Handschuhen und anderer Ware in die Fremde reisete. Einst kam er auch nach Venedig. Zwei Venediger, die von den schätzereichen Seen gehört hatten, erkundigten sich nach denselben. Das ist gar weit von hier, sagte er. Die beiden Venediger nahmen aber ein dreizipfeliches schwarzes Tuch, der Bauer muste den dritten Zipfel fest halten, und so eilten sie durch die Luft nach den Seen. Hier angelangt schlugen die Venediger mit ihren Stäben kreuzweis auf das Wasser. Dieses theilte sich, so daß sie auf den Grund hinabsteigen konnten. Sie fanden eine Menge Gold und blaue Lasur [1]). Auch der Bauer, welcher nur so lange in der Tiefe bleiben durfte bis die Venediger nach Venedig zurückgekehrt waren, erhielt einen Theil davon und wurde sehr reich. Als aber die Franzosen und Baiern ins Land kamen, vergrub er sein Geld unter den Wasserfall. Noch war es dort verborgen, als der Besitzer erkrankte. Er rief seinen Knecht zu sich und entdeckte ihm den Ort, wo das Geld liege. Der Knecht gieng hin, und als er an den Ort kam, sah er einen schwarzen Hund. Erschrocken eilte er zurück und als er nach Hause kam, fand er seinen Herrn tot. Seitdem hat es niemand mehr gewagt, den Schatz zu heben, und noch jetzt ist er unter dem Wasserfalle verborgen.

An der westlichen Gränze Tirols geht folgende Sage:

Auf der gegen Nord Ost gelegenen Gränze des Fürstentums Liechtenstein ragen vom Grat des letzten Ausläufers des Prättigau-Gebirges (auf der Seite gegen den Rhein hin) drei mächtige Felsenspitzen von gleicher Größe empor. Man nennt sie die drei Schwestern. Von ihnen geht die Sage, es sei in

[1]) Vor Zeiten wurde das damalige kostspielige Ultramarin bloß aus dem Lasursteine gemacht.

alten Zeiten alle hundert Jahre ein Venediger Mändel gekommen. Dasselbe war sehr reich, denn es führte ganze Klumpen Goldes mit sich. An jenem Orte, wo die drei Felsenspitzen stehen, hielt er seine Schätze verborgen. Einst aber sind ihm drei Schwestern heimlich nachgeschlichen, und da sie ihn gerade bei seinen Schätzen erblickten, so hat er sie, zur Strafe für ihren Vorwitz und ihre Keckheit in drei Felsen verwandelt. Darauf ist er über Berg und Thal davongefahren und auch seitdem nie mehr gekommen [1]).

Auf der Alp Casanna im Prättigau und in der Umgebung der Alp enthielt das Gebirg viel Mineral und namentlich Goldadern. Einst flüchtete sich ein Hirt bei einem Ungewitter in eine Höhle und blieb dort sitzen, bis der Himmel wieder aufheiterte. Als er zu den übrigen Hirten kam, bemerkten diese auf seinem Hute glänzende, gelbe Tröpflein gediegenen Goldes. Er kehrte dann in die Höhle zurück und nahm von dem Golde, das dort zu Tage lag und kehrte auch zum zweitenmale wieder und nahm davon. Als er zum drittenmale kam, konnte er die Höhle nicht mehr finden und eine Stimme rief ihm zu: „Sei jetzt zufrieden mit dem was du hast; halte redlich Haus, so wirst du mit deinen Nachkommen genug haben."

Vor Zeiten kamen im Sommer viele Italiener in Bettlerkleidung in diese und andere Alpen und suchten Gold. So geschah es einmal, daß ein Hirt einen solchen, der öfters in die Nähe seiner Herde kam, tüchtig peitschte. In spätern Jahren kam dieser Hirt in das Venezianische, wohin die Bündner damals sehr häufig auswanderten und Handel trieben. Da redete ihn ein vornehm gekleideter Herr an und fragte ihn ob er nicht

[1]) Eine andere Fassung in: Vonbun „Volkssagen aus Vorarlberg" S. 18 „die drei Schwöstern vo Frastez."

einmal auf der Alp Casanna einen Italiener geschlagen habe. Der Prättigauer läugnete es anfänglich, der Herr aber versicherte ihm, es solle ihm deshalb nichts geschehen, und nun gestand er es. Der Herr erzählte ihm, er habe dort Gold gesucht und gefunden und sei jetzt ein reicher Mann, auch bewirtete er ihn drei Tage lang fürstlich und beschenkte ihn noch bei seiner Abreise.

Vor mehr als 100 Jahren — so erzählt das Volk — grub man auf anrathen und unter mitwirken eines „laufenden Schulers" in der Alp Casanna nach Gold. Als man bereits eine ziemliche Grube ausgeschaufelt hatte, bezeichnete der „laufende Schuler" einen Tag, an welchem ein Weib kommen werde, um in die Grube hineinzuschauen. Gelinge ihr dieß, so werde die Grube zusammenfallen und man werde kein Gold finden. Er zog einen Kreis um die Grube und hieß die grabenden an jenem Tage Wache halten. Einer derselben blieb daher vor der Grube. Da kam wirklich ein Weib mit aufgeflochtenen Zöpfen und eilte der Grube zu. Der Mann eilte ihr entgegen und wollte sie zurückhalten, allein sie entwand sich ihm und sprang an den Rand der Grube und blickte hinein. Augenblicklich fieng es an zu krachen, die Grube fiel zusammen und die grabenden retteten mit genauer Noth ihr Leben. Der Mann hatte in dem Weibe eine bekannte Frau der Umgegend erkannt, die in dem Verdachte der Hexerei stund.

Jenseit des Gebirges, an dem die Alp Casanna liegt, auf dem Gebiet von Davos wurde vor Zeiten ein Silberbergwerk betrieben, welches aber verlassen werden muste, weil die Berggeister den Knappen allen möglichen Spuk spielten, mehrere verletzten und einem sogar den Hals umdrehten.

Im Kanton Glarus hört man viel von fahrenden Schülern erzählen, welche in einer Nacht von Venedig in die Alpen

kommen, einen Sack voll Steine einfassen und ebenso schnell wieder daheim sind; auch erzählt man, daß einer einmal einen Alpensohn mit sich genommen und ihm alle Herrlichkeiten seiner Vaterstadt gezeigt habe; am andern Morgen sei er in seinem Bette zu Hause aufgewacht, während er doch am Abende vorher beim Venediger zu Bette gegangen sei.

In der Umgegend des Pilatus werden die fahrenden Schüler auch Druden oder Druiden genannt, und es scheint als ob diese aus der alten helvetischen Zeit stammende Bezeichnung der Seher und Volkslehrer auf die fahrenden Schüler des Mittelalters übertragen seien.

Auch am Diethelm (Schwyz) gibt es zwei Höhlen, wo nach der Behauptung der Hirten ein Venediger noch vor kurzem große Klumpen der edlen Metalle aus dem Innern des Berges hervorgeholt hat. [1])

[1]) Die verschiedenen Überlieferungen über die Venediger erscheinen hier zusammengefasst, weil das Ganze mehr ein kulturgeschichtliches als ein mythologisches Interesse hat.

IV.

Mittelwesen.

133. Die Elbe in den Schweizer Alpen.

Elbische Wesen: Zwerge oder Bergmännlein, Wichtlein, Schrättlein, servans (dienende, wie sie in der Waat heißen) finden sich in den Alpen und auf der sogenannten schweizerischen Hochebene sehr häufig. In den Alpen bewohnen sie vorzüglich die Fluh („Schrattenfluh" im Entlebuch, „Mannlifluh" im B. Oberlande). Sie gelten als gutmüthige und wohlthätige Wesen, die nur nicht leiden können, daß man sie belauscht oder neckt. Sie hüten das Vieh und verrichten, ohne sich zu zeigen, oft häusliche Arbeiten. Im Winter spürt man das Völklein nur wenig, aber von Maria Verkündigung bis Allerheiligen Tag werden sie viel öfter gesehen. Die Winterwohnungen sind tief im Berge. Ihre Genossen sind die Herden, und aus der Milch dieser Thiere bereiten sie vortreffliche Käse. Mitunter führen sie mehr neckisch als räuberisch eine Kuh davon, oder sie verlangen sich eine und bringen sie fetter zurück. Das hirtliche Geschäft ist ihnen ergötzlich, und manchmal verrichten sie es wochenlang für einen Menschen, der ihnen angenehm ist, oder der etwa des Winters nicht zu seinem Vieh nach dem entlegenen Stalle gelangen kann. Auch kennen sie die auserlesensten Kräuter und bringen sie den Menschen als Arznei für sie oder die Herden von den Berghöhen herab. Oft leiten sie bei Nacht ein verlornes Schaf oder Rind zu der Wohnung seines Herrn zurück, oder sammeln Holz und legen es auf die Fußwege hin, damit die Kinder es des Morgens finden können. Hier und dort mähen sie während der Schlafenszeit einem Landmann das Gras auf den Wiesen. Alsdann weiß man gewiß, daß jetzt der beste Augenblick zur Heuernte ist. Manchmal bringen sie den

gewerbsamen im Felde gute Bissen zur Erquickung oder zur Belohnung des Fleißes. Gern sehen die dem arbeiten der Leute zu. Dann lagern sie sich auf einen großen Stein oder setzen sich auf einen langen Baumast hin. Im Berner Unterlande, wo Getreidebau ist, helfen sie auch Korn schneiden. An einem Morgen war einem Bauer auf dem Belpberg das halbe Feld geschnitten, obgleich die Ähren kaum reif waren. Er konnte nicht errathen und erfragen wer es gethan. Am anderen Morgen lag die andere Hälfte niedergemacht, und der Bauer führte am Abend alles getrocknet in die Scheuer. Den dritten Tag brach ein so schreckliches Hagelwetter über den Berg daher, daß nirgends ein Hälmchen mehr stehen blieb.

Im Pfaffenloch unweit Gutbrunnen, eine Viertelstunde von dem Schlosse Rümlingen, waren vor Alters zahlreiche Bergmännchen zu Hause und vielmal kamen sie des Abends zu den Menschen in die benachbarten Wohnungen und halfen emsig Hanf bereiten. Wenn sie dann heim wollten, so warfen sie risch (schnell) einen großen Knäuel aus dem Fenster und ritten fröhlich von dannen. Einmal kamen ein paar Zwerglein eilig her und riefen eine Frau des Hauses zu Hilfe bei der Geburt eines Kindes in dem Berge drin. Und als dieß vorüber war, gaben sie der Frau zum Lohne eine große Schürze voll schwarzer Kohlen. Ärgerlich gieng das Weib nach Hause und ließ zu Boden fallen, so viel nur wollte, denn lieber hätte es alles weggeworfen, wenn es nicht ein wenig sich gefürchtet hätte. Die Zwerglein aber riefen hinter ihr nach: Je mehr du zerstreuest, je mehr du bereuest! Da kam die Frau nach Hause, und warf den Rest von ihrer Bürde zornig auf den Küchentisch. Doch sieh! es war lauter blankes Gold. Sie lief mit Hast um das verlorne wieder aufzuheben, aber da war nichts mehr am Boden aufzufinden.

Dergleichen Sagen hat man mehrere; und gut sein oder den Zwergen gutes zutrauen wird fast allemal belohnt. Ihre Sprüche sind meist gereimt. Sie sehen auch in die Zukunft. Wenn sie im Frühlinge bei Mondenschein tanzen, so zählt man auf ein gutes Jahr; schleichen sie traurig im Gebüsch umher, so fürchtet man eine magere Ernte; seufzen und jammern sie, dann steht Ungewitter, Sturm und Überschwemmung bevor. Man kann sie zwar betriegen, aber sie bestrafen den Betrug, den sie nicht vorhergesehen, mit ihrem Abzug aus dem Lande. Wird der Stein, auf dem sie so gern gesessen, von Bauern tückisch heißgeglüht und ein Ast durchsägt, daß sie zu Falle kommen, so weckt das den Zorn in ihnen, und klagend über die Bosheit der Menschen verschwinden sie. Auch ist Neugier der Menschen oft die Ursache ihrer Flucht.

Von ihren Füßen (vergl. Grimm Myth. 419) schreibt Wyß (1815) S. 319 in den geversten Sagen:

„Es ist mir sonst nie gelungen, von den Gänsfüßen der Zwerglein etwas zu vernehmen; aber daß es mit ihren Füßen nicht ganz richtig sei, läßt die Sage fast allgemein durchblicken, und gibt dem Völklein deswegen lange nachschleppende Mäntelchen zur Kleidung. Einige wollen, daß die Füße zwar ordentlich aussehen, aber verkehrt an den Beinen sitzen, also, daß die Zehen nach hinten und die Ferse nach vorne ihre Stelle haben. Übrigens scheint das verschwinden der Bergmännlein eine wichtige Sache für den Volksglauben zu sein, und fast immer wird menschliche Schuld, selbst Bosheit als Ursache angegeben.

Im Haslithal und in Gadmen habe ich zwei Sagen darüber gehört, die ich hier beifügen will.

Nach der einen kam des Sommers häufig all die Schaar der Zwerglein aus den Flühen herab ins Thal, und gesellte

sich entweder hilfreich oder doch zuschauend zu den arbeitenden Menschen, und namentlich zu den Mädern im Heuet (der Heuernte.) Da setzten sie denn wohl sich vergnügt auf den langen und dicken Ast eines Ahorns in das schattige Laub. Von boshaften Leuten aber ward der Ast einmal bei Nacht durchgesägt, daß er nur noch schwach am Stamme hielt, und als die arglosen Geschöpfe sich am Morgen darauf niederließen, krachte der Ast vollends entzwei, sie stürzten auf den Grund, wurden ausgelacht, erzürnten sich heftig und schrien: o, wie ist der Himmel so hoch und die Untreu so groß! Heute hieher und nimmermehr! — Als Leute von Wort ließen sie niemals in diesem Lande sich wiedersehn.

Nach einer andern Erzählung war es der Zwerglein Gewohnheit, sich auf einen großen Felsstein zu setzen, und von da den Heuern zuzuschauen. Aber ein paar Schälke machten ein Feuer auf den Stein, ließen ihn glühend werden, und fegten dann alle Kohlen hinweg. Am Morgen kam das winzige Volk und verbrannte sich jämmerlich, und rief voll Zornes: o böse Welt, o böse Welt! — und schrie um Rache, und verschwand auf ewig."

Nach der Angabe anderer zeigen sich die Zwerge immer in weißen Mänteln, welche lang auf der Erde schleppten und im Stillen sagte man, sie hätten Gänsefüßchen, oder solche deren Zehen nach hinten stünden. Da war denn ein Schalk, der einen Kirschbaum hatte, wo sie manches Jahr ihm Nachts die Kirschen abgepflückt und freundlich hingebreitet hatten vor die Scheune. Der ließ im nächsten Jahre um den Stamm des Baumes Asche streuen. Wirklich zeigten sich die Füße der Zwerglein in den Stapfen wie Gänsetritte; aber das verrathene Völklein wich für ewig fort.

In dem zwischen Mett und Brügg sich ausdehnenden Läng-

wald steht ein gewaltiger erratischer Block, der Heidenstein genannt, an den sich die Vorstellung knüpft, als hausten dort „kleine grüne Männchen."

Die Benennung „Toggeli (Doggi, Tocki)" bezeichet nach Stalder (Idiot. I. 287) theils Schmetterling, theils Alp. Man glaubt das Toggeli (als bösartiger Geist) bücke oder „togge" sich über den Menschen, und verhindere ihn am Atemholen; es bezeichnet auch eine übelgebildete Menschengestalt mit zerrissner Kleidung. Alb. Jahn (der Kant. Bern, antiquarisch ꝛc. S. 297) versichert dagegen, in Boltigen heißen die zwerghaften Bergmännchen Toggeli d. i. kleine Leutchen. Eine Höhle worin sich eine natürlich ausgehölte Kanzel befindet, heißt Toggeli-Kirche; eine in der Kirchgemeinde Zweisimmen gelegene Waldung heißt Toggeli-Graben.

In Habkern (Bern. Oberl.) wissen die ältern Leute vieles von Zwerglein zu erzählen, die hier vor Zeiten auf Felsspitzen, in Höhlen, Felsklüften und Wäldern gehaust haben und zum Theil noch hausen sollen. Im Mondmilchloch, einer Höhle, in welche aus dem Kalkstein Mondmilch trieft, befindet sich eine Abtheilung, welche die Zwerglistube heißt, wo es stets hübsch aufgeräumt sein soll. Die Thalleute denken sich die Zwerge in Menschengestalt, nur in sehr verkleinertem Maßstabe, aber als mit übermenschlichen Kräften begabte Wesen. Sie brauchen wenig oder nichts zu essen, und wenn sie Feuer anzünden, bleibt ihnen das Holz unversehrt. Sie erscheinen den Bewohnern als wohlwollende, fromme Leutlein, die als Gastfreunde nahen, das genossene reichlich ersetzen, die nützlich sind als Hüter des Viehes, als Helfer bei ländlichen Verrichtungen. Dagegen bringen sie dem Gebirgsjäger leicht Verderben.

Im Berner Oberland heißen sie auch „Twirgi." Eine rauhe Thalwand unweit Meiringen heißt das Twirgi oder Zwirgi

(ein Stellbichein von Zwergen). Ein solches ist auch im Gadmenthal.

Auf jedem Schritte und Tritte im Berner-Oberlande begegnet man diesem Glauben an Zwerge.

Bei Guttannen schließt sich eine Zwergensage an die ostwärts vom Dorfe in der Furrenfluh befindliche Zwerghöhle. Hier erscheinen sie als Wesen, welche, den guten hold, den Viehstand fördern und Geschenke bringen, die nicht ausgehen; dagegen fliehen sie die ruchlosen und bringen ihnen Unsegen. Ein Zusatz in der Sage dichtet ihnen Kinderraub und Mädchenverführung an, jedoch kommt dieser Glaube sonst wohl nirgend vor.

Nach einer Mittheilung von Fr. Küenlein lebte in der großen Riedera (im Kanton Freiburg) vor Alters ein Küher, Namens Dietrich, welcher in einer Quatembernacht geboren war, und darum alle Zwerge, Kobolde, Polter- und Berggeister sehen konnte. Sein Liebling, der sich gewöhnlich bei ihm aufhielt, war ein kleines, winziges, zerlumptes Schrätteli [1]), das eine rothe Kappe trug. Eines Abends wärmte sich Dietrich beim Feuer, und sein Hausgeist leistete ihm Gesellschaft. Er äffte aus Muthwillen oder übelverstandener Gefälligkeit alles nach, was jener that. Zog Dietrich ein Stück Holz aus dem Feuerherd, so folgte wie durch Zaubermacht ein zweites nach; legte er aber eins hinein, so folgte auf der Stelle ein anderes. Dieß ärgerte den Küher endlich so sehr, daß er vor Zorn ein brennendes Scheit ergriff und damit den Nachäffer aus der Küche jagte, worüber dieser lange Zeit grollte und sich nicht mehr sehen ließ.

Man sagt, er habe sich unterdessen im Marvoberge hin-

[1]) Ist mit Toggeli beinahe eins, und bedeutet hin und wieder auch so viel als ein Hausgeist. Grimm Myth. 447.

ter Galmi aufgehalten, wo er die Kühe hüten und eintreiben half. Ein Senn legte ihm jeden Abend ein Gebslein [1]) mit Milch oder Rahm in eine Mauerhöhle, wo sie der unsichtbare Geist stets fleißig austrank. Als er aber eines Abends Sürbelen [2]) darin fand, und sonst noch was schlechteres, verunglückten dem Küher während der Nacht einige der schönsten Kühe, wodurch er beträchtlichen Schaden erlitt. Der Berggeist verschwand sogleich und stellte sich wieder bei Dietrich ein, mit dem er einen ewigen Frieden schloß. Allein dieser dauerte nur drei Tage; denn schon am vierten fiengen sie in der Scheuer wegen des fütterns (gaumens) der Kühe einen so heftigen Streit an, daß Dietrich vor dem boshaften Zwerge fliehen muste, der ihm, als er durch das Tenn (die Tenne) sprang, eine eiserne Heugabel nachwarf; aber glücklicherweise traf sie ihn nicht, durchbohrte aber das dicke hölzerne Thor.

Jetzt hört man nichts mehr von diesem Schrätteli.

(Eine reiche Ausbeute von Zwergensagen findet sich in: Rochholz, Aargauer-Sagen Nr. 182 ff.)

34. Die Bergleutlein im Emmenthal.

Dieß sind sehr kleine Leute, schön von Angesicht und von Gestalt. Sie wohnen tief unter der Erde in goldnen und kristallenen Wohnungen und kommen nur selten auf die Erde herauf zu den Menschen. Diese Bergleutlein lieben nur gutes und schönes, und fromme, wohlthätige Menschen werden von ihnen belohnt und beglückt. Sie haben sehr verschiedene Namen. Nachtvölklein und Nachtleutlein heißen sie, weil sie sich vor den Menschen nur des Nachts sehen lassen; Bergvölklein, Berg-

) Gebs ist ein niedriges, hölzernes Alpengefäß. [2]) Eine sehr geringe Art von Molke, aus der man den Ziger genommen und die man den Schweinen gibt.

leutlein, weil sie sich tief in des Berges Schoß im kristallnen Tempel aufhalten; Zwerge wegen ihrer kleinen Gestalt. Wenn sie auf die Erde kommen, setzen sie sich oft zu ihren frommen Werken oder zum Gesang in einen runden Kreis, und lange nachher zeichnet sich dieser Fleck noch durch einen grünen Ring aus. Sehr viele Leute haben schon an kahler Berghalde solche Ringe gesehen, die etwa zwei Klafter im Durchmesser, eine etwa einen Fuß breite Kreislinie haben, die aus dem schönsten kräftigsten Grase besteht, während ringsum alles kahl und dürr ist. Auf einer Seite hat der Ring immer eine zwei Fuß breite Lücke als Eingang.

Von diesen Bergleutlein wird viel wunderbares erzählt. Bei einem großen Strohhaufen können sie eine Reiswelle (einen Haufen von Reisern) anzünden und ein großes Feuer unterhalten, ohne daß ihnen ein Strohhalm verbrennt, und ein rundes Loch durch ein Strohbund zu brennen ist ihnen eine Kleinigkeit.

Eines Abends holte ein Mann Wein im Wirtshause für seine niedergekommene Frau. Auf dem Heimwege traf er auf Nachtleutlein; diese fragten ihn, was er da habe. Wein für meine Frau, antwortete er. Sie baten ihn, er möchte ihnen doch zu trinken geben; der Mann entschuldigte sich, daß er nicht genug habe für sie alle. Diese aber drangen heftiger in ihn, mit dem Versprechen, daß für seine Frau noch sehr viel übrig bleiben werde. Da reichte er ihnen seine Flasche hin. Als er diese aber im Kreise herum gehen sah, und jedes der guten Leutlein sehr viel daraus trank, und noch viel mehr Zwerge da waren als er gemeint hatte, da ward ihm Angst und er glaubte, seine Flasche bis zum letzten Tropfen geleert wieder zu erhalten, dann müße er gleich wieder nach dem Wirtshause gehen, um sie wieder anzufüllen. Aber es war

noch viel Wein darin, als alle daraus getrunken hatten und sie ihm die Flasche zurück gaben. Sie verboten ihm aber sehr, er solle es ja weder seiner Frau noch einem andern Menschen sagen, daß sie daraus getrunken hätten. Genug, er brachte seinen noch übrigen Wein seiner Frau heim und siehe! seine Flasche war noch voll, und lange lange Zeit trank seine Frau von diesem Weine, und stets blieb die Flasche voll. Endlich aber gefiel diese fatale, immer volle Weinflasche der Frau nicht mehr recht; sie begann sich zu fürchten vor derselben. Sie drang in den Mann ihr zu sagen, welch Hechsenwerk hinter derselben stecke. Der Mann aber suchte sie zu beschwichtigen, indem er sie auf die Größe der Flasche aufmerksam machte und sie aufforderte nur viel zu trinken, die Flasche werde dann schon leer werden. Bald aber ward die Frau voll Mißtrauen und wollte keinen Tropfen mehr von diesem so gesegneten Weine. Da entdeckte ihr der Mann das Geheimnis, — und o weh! da ward die Flasche leer, und je fleißiger der Mann nachher hingieng seine Weinflasche füllen zu lassen, desto öfter war sie wieder geleert.

Auch können diese Bergwesen ganz besonders schön singen. Oft sitzen sie auf steilem unzugänglichem Felsengipfel und singen so schön von ihrer luftigen Höhe herab, daß die Leute unten im Thal ganz bezaubert werden und die Engel des Himmels zu hören glauben. Sie sind aber ein wenig stolz auf ihr singen und laßen nicht Spiel treiben mit demselben. Ein Bauer hatte einst zwei Knechte, einen Melcher und einen Herdknecht. Der Melcher war ein gar frommer und guter Mensch, behandelte sein Vieh, als wären's Menschen, und fluchte und schwur niemals. Dieser muste nebst dem Vieh im Stalle auch das auf der Sommerweide besorgen. Der Weg zu demselben führte ihn bei einer alten Scheuer vorbei, in welchem sich

öfter Bergleutlein aufhielten. Schon manchmal hatte er sie wunderschön singen gehört und oft war er lange gestanden und hatte mit Vergnügen ihrem Gesange zugehört. Einst als er sich auch an ihrem Gesang ergötzte, luden sie ihn ein, zu ihnen in die alte Scheuer zu kommen. Er gieng hinein und ward entzückt über solchen Gesang, er äußerte aber auch sein Bedauern, daß er nicht singen könne. Die kleinen Sänger aber tröfteten ihn und forderten ihn auf, auch mitzusingen. Er versuchte es, und zu seiner großen Freude konnte er die schönsten Lieder mitsingen. Sie verboten ihm aber keinem Menschen zu sagen, wo er so singen gelernt habe. Er gieng heim. Am folgenden Morgen als er sein Vieh fütterte und seine Kühe molk, versuchte er seine Stimme, und sie hatte eine solche Feinheit und einen solchen Schwung erhalten, daß er die schönsten Weisen singen und jauchzen konnte. Jedermann verwunderte sich, diesen sonst so stillen Melcher nun so bezaubernd singen zu hören; denn er hatte sonst gar nicht singen können. Sein Kamerad aber, der Herdknecht, war auch ein gar lustiger Bursche, konnte singen und jauchzen, und deswegen war er berühmt bei den Leuten. Daneben war er aber ein sehr wüster Mensch, fluchte gar jämmerlich, beleidigte die Menschen, quälte die Thiere, und trieb sonst alles wüste. Als nun der Melcher so schön singen gelernt hatte, war der Herdknecht verdutzt. Die Leute wollten nur den Melcher singen hören und rühmten nur den Melcher, des Herdknechts singen verspotteten sie. Da ward er traurig und drang heftig in den Melcher, ihm doch zu sagen, wo er so singen gelernt habe. Dieser war aber standhaft. Um keinen Preis wollte er seinen Lehrmeister verrathen. Je mehr er sich weigerte, desto schöner sang er. Endlich aber als der Herdknecht immer zudringlicher ward, und ihm manches schöne versprach, sagte jener aus, wer

ihm die Kehle geöffnet habe. Der Herdknecht gieng hin zum alten Scheuerlein, fand aber keine Bergsänger; denn diese fürchteten sich vor einem so wüsten Menschen. Der Melcher verstummte aber von dem Augenblicke an, da er Verräther geworden war. Wie sehr er sich auch anstrengen mochte, die Triller seiner vorigen Nachtigalkehle glichen immer mehr dem Gekrächze der Raben.

Viele haben schon den Bergleutchen ihr Vieh auf die Sommerweide gegeben, aber kein Mensch will wissen, wo diese Weide ist. Manche behaupten, sie sei im Innern der Erde, wo sie das Vieh mit gesegnetem Kraut füttern sollen. Dieses Kraut kennt auch kein Mensch. Nur das weiß man, daß sie das Vieh über steile Felsen hinauf treiben können, wohin sonst kein Mensch und kein vierfüßiges Thier gelangen kann. Jedesmal kommt aber das Vieh im Herbst so schön und so fett zurück, daß andere Leute nirgend solches haben, und sich darob höchlich verwundern. Die Kühe geben über alle Erwartung viel Milch, und jede bringt ein schönes fettes Kalb mit heim. Aber wenn man die Kühe auch noch so gut füttert, immer magern sie, wenn sie wieder zu Hause sind, und bald sind sie nicht mehr fetter, als diejenigen anderer Leute.

Einst ward eine Hebamme von den Zwergen um ihren Dienst ersucht; als Belohnung gaben sie ihr die Schürze voll Kohlen. Die Hebamme, mit einer solchen Belohnung nicht zufrieden, faßte ihre Kohlen nur nachläßig in ihre Schürze, so daß sie während des gehens viele verlor. Als sie aber zu Hause ihre Kohlen näher betrachtete, waren es lauter Goldstücke. Sie eilte zurück, die verachteten Kohlen wieder zu sammeln, die sie verloren hatte, aber keine einzige fand sie wieder.

Einem Bauer, der einen Stall voll Vieh besaß, nahmen die Zwerge ein schönes Kalb und schlachteten es. Der Bauer

kam zufällig dazu, war darüber empört und machte ihnen Vorwürfe, warum sie ihm das schöne Kalb ergriffen hätten, und nicht ein anderes Stück. Diese suchten den erbitterten zu beschwichtigen, indem sie ihn ermahnten nicht zu zürnen, und ihm vom Fleisch des schönen Kalbes zu essen gaben. Betrübt legte er sich am Abend zu Bette. Am andern Morgen gieng er in den Stall um zu füttern; da stand zu seinem großen Erstaunen das schöne Kalb gesund und wohl an seinem gewohnten Platz, nur das Stück Fleisch, das er gegessen hatte, fehlte am Körper.

Ein alter Mann erzählte, wie einst in einer gewissen Gegend Bergleutlein gehaust haben sollen. Man wuste, daß sie an einem bestimmten Orte tief im Bergesschoß ihre Wohnung hätten. Die Leute nahm es sehr wunder, wie es dort in den goldnen Behausungen aussehen möchte. Sie giengen daher mit Pickeln und Schaufeln versehen darauf los, fingen an zu graben und wühlten einen tiefen Schacht. Als sie glaubten, dem kristallenen Tempel nicht mehr ferne zu sein, forderten sie barsch die kleinen Bergleutlein heraus, sich zu zeigen. Da erschien ein Zwerglein, allein die Gräber überfiel ein solcher Schrecken, daß sie eiligst davon flohen.

(Mündlich von einem Seminaristen (Heiniger) in Münchenbuchsee.)

135. Die Zwerge und die Pflüger.

An der östlichen Seite des Längenberges, westlich vom Dorfe Kaufdorf (Kt. Bern), ist die Gutenbrunnenfluh, in der sich das s. g. Pfaffenloch befindet. Dieß ist eine Sandsteinhöhle, deren Versteinerungen man dem Berg- oder Steinvölkchen zuschreibt. In diesem Loche wohnten bis zu Anfang dieses Jahrhunderts Zwerge. Sie hatten schöne Zimmer und allerlei Kost-

barkeiten. Am Tage waren sie sehr selten zu sehen, nur des Nachts kamen sie aus ihrer unterirdischen Wohnung hervor. Als einst Reisende das Loch besuchten, warfen sie Steine hinab in die Tiefe; seitdem aber sind die Zwerge fortgezogen und nie mehr bemerkt worden. Einige Männer aus Kaufdorf haben sich einmal an Stricken hinabgelassen, allein in den untern Zimmern ist ihnen das Licht erloschen.

Als die Zwerge sich dort noch aufhielten, pflügte einst ein Bauer nahe bei jenem Loche. Der Bauer und sein Knecht rochen auf einmal etwas gebackenes. Der Bauer sagte: so ein Kuchen würde uns jetzt auch gut bekommen. Sie pflügten weiter und wie sie umkehrten und dem Loche näher kamen, sahen sie ein weißes Tuch vor der Furche liegen. Sie giengen hinzu und gewarten einen prächtigen Kuchen und eine Gabel und ein Messer darin. Sie setzten sich nieder und aßen den Kuchen; nachher legten sie das Tuch schön zusammen und Gabel und Messer hinzu und setzten ihre Arbeit fort. Als sie sich von dem Tuche entfernt hatten, sahen sie, wie ein Zwerg das Tuch holte.

Ein anders Mal als der Bauer an einem Samstag Nachmittags um 4 Uhr noch pflügte, kam ein Zwerg zu ihm auf den Acker und fragte ihn, ob er nicht Feierabend läuten höre und warum er mit seinem Ackerzuge nicht nach Hause gehe. Der Bauer antwortete, er höre noch nichts, es läute erst in 2 Stunden. Der Zwerg aber sagte, er solle ihm auf seinen rechten Fuß stehen und dann hören ob es nicht läute. Der Bauer that also und hörte wirklich ein herrliches Geläut. Dieses machte einen solchen Eindruck auf ihn, daß er von nun an jeden Samstag Nachmittag um 3 Uhr aufhörte zu arbeiten.

Aus dem Pfaffenloch steigen oft säulenförmige Nebel auf, und alle Mal nach einem solchen Nebel tritt nach einigen

Stunden Regen ein. Daher sagen die Leute noch jetzt, wenn dort Nebel aufsteigen: „Es will regnen, die Zwerge kochen.“

Die Zwerge im Pfaffenloch sollen eine Kuh gehabt haben, welcher das jeweilen zum verzehren ausgeschnittene Fleisch stets wieder nachwuchs.

(Mündlich, von einem Berner (G. Streit.)

136. Die wohlthätigen Zwerge.

In dem Dorfe Epsach (Kt. Bern) wird folgendes erzählt.

1. Auf dem Epsacher Feld befindet sich ein großer Stein, unter dem vor Zeiten zwei Zwerge ihre Wohnung gehabt haben sollen. Diese Zwerge waren gar freundliche Leutlein, die öfters zu den Leuten im Dorfe giengen und an ihren Gesprächen und Abendsitzen Theil nahmen; sobald aber einer der anwesenden schwur oder fluchte, verließen sie augenblicklich die Gesellschaft wieder; denn sie hatten einen Abscheu vor allen Lastern. Wenn die Bauern im Sommer ihr Korn abschnitten, brachten die Zwerge ihnen in einem weißen Körblein oft allerlei eßbare Sachen nebst kleinen silbernen Löffeln und Gabeln. Sobald die Leute gegessen hatten, packten die Zwerge alles wieder zusammen und trugen es in ihre Wohnung zurück. Einmal ließ sich ein Bauer von seiner Habsucht verleiten, eins der Löfflein zurückzubehalten. Als die Zwerge dieses gewar wurden, verließen sie sofort die Gegend und wurden von dem Tage an nicht mehr gesehen.

(Mündlich, von Benedikt Möri aus Epsach.)

2. Bei Bußnang (im Thurgau) geht folgende Sage: Wenn die Schnitter im heißen Sommer sich zur Mittagsruhe legen, schleichen zweispannenlange Erdmännchen aus einem Felsenspalt. Von weitem lauschen sie, ob auch alles schlafe; dann trippeln sie herbei und stellen einen Silbernapf sammt

silbernen Bestecken ins grüne Feld, und schleichen sich wieder fort. Erwacht greifen die Schnitter zu und essen, zuweilen finden sie sogar Wein in hübschen Bechern daneben gestellt. Und sobald sie satt und trunken noch ein wenig nicken, holen die Erdmännlein Messer, Topf und alles wieder und schlüpfen in ihren Felsenspalt.

Jedoch einsmals schnitt ein Knecht das Gras. Die kleinen stellten ihm ein Gericht hin, und als er gegessen hatte, nahm er das Besteck nebst dem silbernen Teller zu sich und trug es nach Hause. Als die Erdmännchen nichts mehr fanden, schieden sie von dem bösen Orte.

(Mündlich, von einer Frau aus Bußnang.)

3. Geht man von dem Kirchdorfe Zimmerwald über Niedermuhlern nach dem freundlichen, am Fuße des Längenbergs gelegenen, Dörfchen Rümligen (Kt. Bern), so führt ein enger Fußpfad, der oft durch Felsen gehauen ist, durch einen sehr steilen felsichten mit Gestrüpp bewachsenen Abhang hinab. Etwa in der Mitte dieses Abhanges erhebt sich eine ungeheure Felswand neben dem Fußpfad hoch empor, und schauerlich ertönt der Fußtritt in diesen geklüfteten Steinmassen.

Am Fuße dieser Felswand erblickt man eine weite Felsengrotte, senkrecht in die dunkle Tiefe gehend. Hier soll vor alter Zeit eine Familie von Zwergen gewohnt haben, die dann von dieser Grotte aus die Bewohner umher besucht und ihnen oft in der Noth geholfen haben.

So ist einst ein Mann, der für die Kindbettmahlzeit Wein in Rümligen einkaufen wollte, dazu aber kein Geld hatte, traurig auf den Längenberg mit geborgtem Weine zurückgekehrt. Als er neben dieser Grotte, wo die Zwerge wohnten, vorbei gieng, wurde er von einem derselben gefragt, wie es ihm gehe.

Der Mann klagte ihm nun seine schwierige Lage, und husch! das Zwerglein war mit dem Weinfäßchen, das der Mann unter dem Arme trug, verschwunden.

Bald kehrte es jedoch wieder, und gab dem erstaunten Mann das Fäßchen mit dem Worten zurück: „Gehe nun heim, und warte den Gevatterleuten mit Wein auf," und bei diesen Worten war der kleine Wohlthäter wieder verschwunden.

Verwundert und beruhigt kam der Gevattermann nach Hause und bediente nun seine Gäste; und noch oft erheiterte er seine Familie mit einem Trunk aus diesem wunderbaren Fäßchen; denn so lange dieses Geschlecht lebte, ward das Fäßchen nicht leer.

(Mündlich, von Bräuchi aus Rümligen.)

4. Vor etwa 200 Jahren gab es in der Gegend von Ins noch viele Zwerge, die dort herum im Walde in Höhlen wohnten. Sie wurden, nach dem Stoffe ihres Küchengeschirrs, Holzleutchen oder Erdleutchen genannt.

Wegen ihrer großen Frömmigkeit waren sie von Gott so gesegnet, daß sie nicht nöthig hatten etwas zu arbeiten, sondern immer unbesorgt ihr reichliches Auskommen hatten. Dabei waren sie nach unserm christlichen Sinne wohlthätig, indem sie die eine Hand nicht wissen ließen, was die andere that. Da begab es sich einst, daß eines armen Mannes Frau im Dorfe Ins niederkommen sollte. Für das Wohl derselben besorgt, begab er sich schleunigst in eine Höhle des nahen Waldes, in der ein als Hebamme berühmtes Holzmütterchen wohnte, und bat dasselbe, es solle doch seiner Frau persönlich zu Hilfe kommen. Es kam, und um zugleich der darbenden Familie (denn es war gerade eine Theuerung) als Rettungsengel zu

erscheinen, gab es dem Manne ein altes Fürtuch (eine Schürze) voll Goldstücke zu tragen; der aber, in der Meinung, es seien Ziegelstücke, ließ hier und da einige Stücke fallen, um nicht vergebens so schwer tragen zu müssen. Das kleine Mütterchen, das solches bemerkte, sagte zu ihm: „Je mehr du zatterst, desto minder hast du.“ Er hörte nun auf zu zattern, und siehe! als er zu Hause sein Fürtuch leerte, waren es lauter Goldstücke. Als das Mütterchen nun die nöthige Hülfe geleistet hatte, wurde es wieder von diesem armen Manne unter Segenswünschen in die Höhle hinausbegleitet. Da aber die Leute immer gottloser wurden, so haben sich diese frommen Leutchen, die alles böse verabscheuen, aus dieser Gegend fortgemacht und man weiß nicht, wohin sie gekommen sind.

(Mündlich aus Ins (erzählt von R. Fink.)

137. Zwerge im Unterinnthale.

In Wildschönau wird folgendes erzählt. Als daselbst das Haus zu Unterhausberg aufgezimmert wurde, waren die Arbeiter mit aller Mühe nicht im Stand, den ungeheuer großen Schwellstein an die Stelle zu wälzen, wo er in Grund gesenkt werden sollte. Da erschien, derweil sie zu Mittag aßen, ein Zwerg und brachte ohne Anstrengung den Stein an den bestimmten Platz. Dafür gaben ihm die Leute einen Kuchen und luden ihn freundlich ein, öfter zu ihnen zu kommen. Von nun an holte sich der Zwerg an jedem Jahrestag, wo er den Grundstein gelegt hatte, eine Gabe. Später aber, wie das Haus niederbrannte, blieb er aus für immer. — Zu Holzalm, einem Bauernhause im nämlichen Thale, trieb ein boshafter Zwerg sein Unwesen. Dieser hatte seine Freude daran, Nachts allerlei Tücke zu verüben. Er warf der Bäuerin in der

Vorrathskammer Erbsen, Fisolen, Bohnen, Gerste, Mehl und alles, was er finden konnte, untereinander. Abends, sobald es finster geworden, legte er sich den Leuten vor die Füße, daß sie über ihn wegfielen. Während sie wieder aufstanden, schlüpfte er in einen Winkel und schlug ein helles Gelächter auf. — Ferner erzählen die Wildschönauer von Zwergen in den Almhütten. Wo Sennen die Wirtschaft leiteten, pflegten gute, wo hingegen Senninnen walteten, bösartige Zwerge den Aufenthalt zu nehmen. Gegen die Sennen waren sie sehr dienstfertig: sie wuschen ihnen die Milchgeschirre blank, reinigten die Viehställe und holten das Brennholz aus dem Wald. Aber den Senninnen schütteten sie die Milch um, machten ihnen das Vieh scheu, kurz — sie spielten denselben alle erdenklichen Possen. Daher soll es kommen, daß in dieser Gegend nicht Senninnen, wie dieß anderwärts häufig der Fall ist, sondern nur Sennen auf die Almen fahren.

(Mitgeth. in der „Donau", aus Tirol.)

138. Zwerge in Wallis.

Gotwergi nennt man in Wallis kleine haarige Menschen, die ehemals in den Wäldern und Bergen hausten und sich gut auf Zauberkünste verstanden. Später wurden sie verjagt. Mehrere Orte haben davon den Namen, z. B. die 2 Gotwergi-Türnli bei Fiesch. Jeder Gotwergi Turm besteht aus Gerölle, das durch Lehm zusammengekittet ist; auf dem Gipfel des von Tannen umgebenen Turmes liegt ein Granitblock.

(Mündlich von Dr. Ferd. Keller in Zürich.)

In einem Weiler der Pfarrei Gesteln (Wallis) war lange ein Zwerg, der eine Mühle versah, weil der Berg sehr getreidereich ist und niemand war, der sich damit abgeben wollte. Im Winter, wenn die Leute nach Gesteln giengen und wegen schlech-

ten Wetters nicht nach Haus kehren konnten, muste der Zwerg ihnen das Vieh verpflegen; dafür kleideten sie ihn grau und gaben ihm Milch. Einmal traf es sich nun, daß der obere Wind (Nordwind) fürchterlich stürmte und der gute Zwerg nicht aus seiner Hütte kriechen durfte. Das Vieh blieb ungefüttert und brüllte, als die Leute wiederkamen. Hierüber aufgebracht, tadelten sie den Zwerg und stellten ihn zur Rede, warum er sein Versprechen nicht gehalten und ihnen das Vieh verwarlost habe? Nach diesem Tadel zog der Zwerg traurig und unter Verwünschungen weiter. Man sieht noch heute eine Steintreppe, wo er eine Spur seines Trittes gelassen hat.

(Schriftlich, aus Gesteln in Wallis. Bemerkenswert für diese südlichsten deutschen Landestheile ist das niederdeutsch-gothische t in „Gotwirgi, Twirgi (S. 177), Twingherren" (im bernischen). Ist das ein Beleg zu der bekannten Sage von der nordischen Einwanderung ins Haslethal?)

139. Die verlornen Kühe.

Ein Bauer auf Itramen im Grindelwaldthale, Namens Oswald, hatte 7 herrliche Kühe. Träge hatte sich Oswald eines Abends niedergelegt ohne Gebet. Da kommt ein graubärtiges Männchen aus der Fluhwand. Es hat ein langes Hirtenkleid an, ein Lecktäschlein (d. i. Salztäschlein für das Vieh) an der Seite und eine mannslange Ruthe schwankt in seiner kleinen Hand. Er jodelt nach Sennenart den Kühen zu, treibt sie sachte nach einem Felsrande und verschwindet wieder. Ob dem Gemuhe des Viehes erwacht der Hirt und sieht seine köstlichste Habe verloren. Trauernd sucht er auf der öden Trift, aber vergebens. Von nun an sucht er täglich den Stall auf, wirft Heu in den Rechen und ist vom Morgen bis zum späten Abend geschäftig. Abends thut er, als melke er die Kühe der Reihe nach, ruft sie mit Namen und pfeift und summet dabei sein Liedlein. Er wuste wohl, daß die jähzornigen Bergmännchen voll Schalk-

heit und neckisch gegen das Hirtenvolk sind. Sie strafen jede rauhe und üble Rede.

Einmal, da er bergan lief, stürzte er nieder und murmelte einen Fluch. Er erinnert sich aber der Bergmännlein und arbeitet den Winter über so viel er kann. Und als der Frühling kommt, schreitet er hinauf zum Stalle, öffnete ihn, als ließe er sein Vieh in das grüne, und das Herz ward ihm schwer, so herrlichen Graswuchs zu sehen, aber nicht Kühe, nicht muntere Kälblein dazu.

Indem Oswald eben aus dem Stalle wieder in's freie tritt und „hai" ruft, als jagt' er die verlornen Rinder hinaus, so gewart er am steilen Abhange die stracks auf ihn zuhüpfenden sieben Kühe zugleich, nur fettleibiger als sie gewesen, und neben jeder sprang ein Kalb lustig einher. Hinter dem Vieh aber schritt das Zwergmännchen mit dem Salztäschlein und der langen Gerte lächelnd daher. Oswald staunte nur das Vieh an und bemerkte bald die großen strotzenden Euter. Das Zwerglein nahete sich, wies stillschweigend nach dem Euter der vordersten Kuh, legte sich die Hand auf den Mund, zeigte sodann himmelwärts mit derselben, streckte den Zeigefinger empor und wies abermals nach der bezeichneten Kuh hin. Da schauderte dem Hirten, und indem er das Thier genauer ansah, ward er gewar, daß am Euter eine von den vier Dillen (Streichen oder Zitzen) fehlte. Da verstund er die Gebärde des Männchens. Er besann sich und hielt dieses für eine Strafe seines Fluches. Doch war er nur froh, daß er die Kühe wieder bekommen hatte, zum Lohne für sein geduldiges ausharren in mühsamer Arbeit.

(Von Wyß erzählt.)

140. Das Spielmannli.

Links am Käsenberg (Greyerz, Kt. Freiburg) liegt der tiefe Plaſſelſchlund. Im Sagenboden ſteht eine alte Hütte, wo ſich die benachbarten Küher oft des Abends verſammeln, um ſich zu unterhalten. Zu ihnen geſellten ſich häufig die Pottaſchebrenner, die Kräuter- und Harzſammler; zuweilen aber auch ein kleines fremdes Männlein. Dieſes hatte eine blaßgelbe Geſichtsfarbe, aſchgraue, blinzelnde, tiefliegende Augen, rothes buſchiges Haar, eine grüne Kappe auf dem Kopfe; es trug einen grauen Kittel, lange, enge Hoſen von hellblauem Zeuge und kurze Stiefel. Unter dem linken Arme hielt es ſtets eine Geige, weswegen man es das Spielmannli nannte. Es verhielt ſich meiſtens ganz ruhig und ſtill in einem Winkel, wo es ſich zuſammenkauerte, oder es wärmte ſich am Feuer in halb kniender gebückter Stellung. Wenn man es munter machen wollte, gab man ihm zu eſſen und zu trinken. Es dankte dann in einer ſonderbaren fremden Sprache, wovon man nur ein paar Worte verſtehen konnte, und am Ende fieng es an zu geigen allerlei Tänze und Lieder. So vertrieb das Spielmännlein den Sennen die Zeit, ſo daß ſie oft ihre Arbeit darüber vergaßen. Es gab aber Zeiten, da man das Männlein nirgend ſehen konnte, und doch hörte man ſein Saitenſpiel im Sagenboden bald diesſeits bald jenſeits des wilden Ägernbaches.

(Von Küenlin erzählt.)

141. Der erzürnte Berggeiſt.

Sechs Stunden ſüdlich von Freiburg liegt das Thal von Charmey (von den nahe wohnenden Deutſchen Galmis, Gaimitz genannt.) Unweit ragt die Hohmatt hervor, ein Berg, wel-

cher die Gränze bildet zwischen der deutschen und französischen Bevölkerung. An einigen gefährlichen Stellen dieser Hochmatte werden die Kühe gehütet. Dieses that nach der Aussage der Sennen früher meistens ein unsichtbarer Berggeist, der das Vieh besonders während der Nacht vor Schaden schützte. Zur Belohnung dafür füllte ein Senn jeden Abend eine hölzerne Schüssel mit Rahm und stellte sie auf das Dach der Sennhütte. [1]) Am andern morgen war sie stets durch den gefälligen Berggeist geleert. Ein Knecht unterließ es eines Abends, die Schüssel zu füllen, weil ihn der Milchrahm reuete und weil er über diese Gewohnheit ungläubig spottete. Statt der gewöhnlichen süßen Speise that der Knecht daher Kehricht in den Napf. In der Nacht aber rüttelte ihn eine unsichtbare Kraft unsanft auf. Unter heftigem Gepolter rief man ihm zu, sieben Kühe seien am steilen Felsen verunglückt und liegen erschlagen in der Tiefe. Darauf folgte ein Blitz und Donnerschlag, und der schlaftrunkene Knecht glaubte eine drohende scheußliche Gestalt zu sehen, die aber bald verschwand. Er raffte sich auf, tappte auf seinem Heuboden umher und fiel hinunter in die Küche. Dort blieb er, an allen Gliedern gelähmt, bis zum Morgen liegen. Als die andern Sennen mit den ersten Sonnenstralen erwachten, hörten sie die Unglücksgeschichte und vermißten wehklagend die sieben besten Milchkühe, die tot in der Felskluft lagen.

Der Berggeist kehrte von da an nicht wieder zurück, und nach sieben Tagen starb der Knecht.

(Schriftl. aus Freiburg.)

---

[1]) Götter ließ man die Speise und den feierlichen Trank mitgenießen. Vergl. Grimm Myth. 52.

142. Der Berggeist.

Vor vielen Jahren soll in der Umgegend von Zweisimmen, besonders auf dem Berge „Sattel", ein Berggeist mit Namen „Schwarzbart" gehaust haben.

Einmal gieng ein Jäger auf die Gemsjagd, und da sich auf dem genannten Berge viele Gemsen aufhielten, so bestieg er denselben. Es währte auch nicht lange, so hatte er schon eine Gemse geschossen; aber auf den Knall seiner Büchse kam der Berggeist zürnend herbei und würde ihn wohl über die hohen Felswände hinuntergeworfen haben, wäre nicht der Jäger klug genug gewesen, sich, wie er meinte, seiner zu bemächtigen, indem er ihm eine Kugel in den Leib jagte. Der Berggeist war aber dadurch nicht einmal verwundet, sondern wie die Kugel durch seinen Leib hindurch war, sah man nicht einmal mehr die Stelle, wo sie hineingegangen. Stampfend vor Wuth drang der riesenhafte Geist abermals auf den Jäger ein. Dieser, der gerade am Rande eines Abgrundes stand, machte einen Seitensprung und der Berggeist, welcher sich des Jägers bemächtigen wollte, stürzte mit fürchterlichem Gepolter in den tiefen Abgrund hinab. Im herabfallen schlug es ihn an eine Felsenwand so stark an, daß das Bild von seinen Gliedmaßen an dem Felsen zurückblieb. Noch jetzt ist das Bild sichtbar und der Felsen, an welchem es sich befindet, hat von ihm den Namen „Schwarzbarts Flue" erhalten.

(Mündlich aus Zweisimmen. Vergl. Grimm d. S. Nr. 301. Dieselbe Sage habe ich auf dem Straubnerkogl bei Gleichenberg gehört.)

143. Das Käsmandel.

Das Käsmandel, vorzugsweise im Lessachwinkel (Lungau) sichtbar, ist ein kleines Männlein von eisengrauer Farbe, mit

erdfalbem runzlichtem Gesichte. Zur Sommerszeit lebt es auf den höchsten Bergzinnen in unzugänglichen Gewänden und dunkeln Wäldern, wo es sich von Wurzeln und Kräutern nährt. Im Herbste, wenn der Senne von der Alm mit seiner Herde heim gefahren ist, kommt das Käsmandel aus seinem Schlupfwinkel zu den Almhütten, sucht und sammelt das was die Sennen und Hirten weggeworfen, verloren oder zurückgelassen haben. Das Mandel käset diese Überreste und lebt davon den ganzen Winter hindurch. Im Sommer bevor die Herde wieder auf die Alm zieht, verläßt das Käsmandel die Almhütte und flieht wieder in seine einsamen Schlupfwinkel. Eines Tages spät im Herbste, da niemand mehr in den Almen war, giengen einige Bursche zu einer Almhütte. Einer aus ihnen, welcher von dem Käsmandel nie etwas gehört hatte, schrie im vorbeigehen in eine Almhütte hinein, daß ihm das Käsmandel (im allgemeinen werden auch die Hirten Käsmandeln genannt) Milch herausbringen solle, obgleich er wuste, daß in der Almhütte niemand war. Da erschien ein eisengraues Männlein an dem Eingange der Almhütte, eine hölzerne Schüssel tragend, in welcher statt Milch gelbweißes Eiter war. Das Mandel wies ihm die Schüssel mit den Worten hin: Trink sie aus oder ich zerreiße dich. Zitternd nahm der Bursche die Schüssel, that als ob er tränke und goß den Unrat durch den aufgeknöpften Hemdbusen in seine Kleider.

Als einst ein Jäger einen Rehbraten am Spieße schmorte, kam auch das Käsmandel zutäppisch herbei, um einen Frosch zu braten. Der Jäger schlug es aber derb auf die Finger. Hund und Gewehr fürchtend, floh es zurück.

Ein Bauer sagte am Vorabend des Martintages zu seinem Knechte: Wenn du mir heut das Käsmandel vorbeigeigest, so gebe ich dir meine „blösadö" (roth und weißgefleckte

Kuh.) Der Knecht nahm seine Geige, setzte sich in den Hausgang und spielte fleißig bis zum Abende. Da kam das Käsmandel mit vielen schwarzen Kühen am Hause vorüber, und rief:

Geig' na brav zua,
verdöanst da'n Bauern
sei blösadö Kua.

Bauer und Knecht waren verwundert, daß das Käsmandel von der Absicht des geigenden Knechtes Kunde habe. Seitdem wird alle Jahre am Vorabende des Martintages in Lessach ein Aufzug veranstaltet. Alle jungen Bursche im Lessachwinkel versammeln sich an diesem Abende, und jeder bringt ein geräuschmachendes Instrument mit als: Schellen, Rollen, Pfeifen, Peitschen u. dgl.; sie gehen dann still und ruhig eine Strecke zum Winkel hinein, wo sie sich verkleiden und zur wilden Jagd anschicken. Auf ein Zeichen ziehen sie unter schreien und lärmen, unter Peitschenknall und pfeifen, unter nachahmen von Thierlauten ꝛc. heraus in das Pfarrdorf. Sowie die Dorfbewohner den Höllenlärm von weitem hören, ziehen sie sich in ihre Häuser zurück und verschließen Thüren und Fenster, weil sie nicht sicher sind vor Beschmutzungen aller Art. Nachdem der wilde Zug wieder in das Thal zurückgekehrt ist, heißt's bei dem Volke: Jetzt kommt's Käsmandel aus der Alm.

Noch heutiges Tages wird das Käsmandel zu Martini in die Alm eingeglöckelt, und zu Georgi, wann die Leute zur Alpe ziehen, von der Alm ausgeglöckelt.

(Vergl. Kürsinger, Lungau S. 408. Zingerle, Sagen aus Tirol (Innsbruck 1850) S. 85 das Kasermannl. Zingerle, Kinder- und Hausmärchen (Regensburg 1854.) S. 211 das Kasermännlein.)

144. Der lauernde Berggeist.

An einem Abgrunde in der Nähe des Schneeberges (N. Ö.) saß einst ein kleiner Berggeist auf einem großen mit Mos bewachsenen Steine und trocknete seinen nassen schmutzigen Anzug in der Morgensonne. Eine graue enganliegende Hose umhüllte seine dürren Beine, ein langer weiter Rock von demselben Tuche bedeckte seine ganze Gestalt. Auf dem Kopfe trug er einen hohen turmförmigen Hut. So lauert er den vorübergehenden auf. Sobald sich ihm jemand nähert, begibt er sich tiefer in den Wald und fängt dort mit der Stimme eines Kindes zu weinen an; der mitleidig vorübergehende folgt dem Tone und wird von dem Berggeist in Abgründe und Schluchten geführt. Alsdann tritt er ganz anders auf, er nimmt die Größe eines Riesen an und steht mit einem Fichtenstamme in der Hand auf dem Wege. Bei Sonnenuntergang ist er bei seinem großen Steine zu finden, entweder weinend oder um denselben freudig herum tanzend, je nachdem er den Menschen Leides zugefügt hat.

(Mündlich aus Reichenau in N. Österr.)

145. Ein Zwerg zerstört Erzwerke.

Schon vor Zeiten suchte man im Höllenthale (Nied. Öst.) Erz zu gewinnen, allein stets scheiterten alle Versuche; denn eine unsichtbare Macht vernichtete immer in der Nacht das bei Tage mit Mühe vollbrachte Werk. Auf dem höchsten Felsen saß bei Tage ein kleiner Beobachter des menschlichen Treibens: ein Zwerg. Sein Gewand war von violetter ein wenig in's röthliche gehender Farbe, so daß man ihn von dem Gestein wenig unterscheiden konnte. Seine Füße bedeckte eine enganliegende Hose, sein Rock war mittelst eines Gürtels um den Leib herum festgemacht; sein langer Bart hieng weit über die Brust

hinab. Er führte immer einen großen Hammer mit sich und kaum war die Nacht hereingebrochen als er ihn kräftig schwingend auf die Felsen niederfallen ließ, bis durch das herunterkommende Gerölle die Tagesarbeit der Menschen gestört war. Lange dachten die Menschen darüber nach, wie man wohl dieser Zerstörung entgegen wirken könne, bis man endlich darauf verfiel, einen großen Theil der Felsen zu sprengen. Die Mine ward angelegt und Abends angezündet; kaum sah der Zwerg die Menschen von ihrer Beschäftignng wegeilen, als er schon freudetrunken an sein Zerstörungswerk gehen wollte. Ein paar Augenblicke darauf flog ein großer Theil des Berges mit dem Zwerg in die Luft, und zerschellt fand man ihn später an einer Felsenspitze hängen, wo sein Körper den Raben als Speise diente.

(Mündlich.)

146. Das Gnomenkreuz.

Nicht weit von Judenburg in Steiermark liegt das Dörfchen Gail, rings von Gebirgen umschlossen.

In diesem Dorfe lebte ein armer Holzhauer, der nichts besaß als eine kleine hölzerne Hütte, die sehr ärmlich eingerichtet war. Er sehnte sich nach einigen Besitztum, allein er lebte ganz abgeschlossen von der Welt. Eines Tages gieng er in den Wald, um seine gewöhnliche Tagesarbeit zu verrichten. Auf dem Wege begegnete er einem seiner Nachbarn, welcher sehr reich war. Bei dem Anblicke desselben wurden seine Wünsche noch reger, und er gab sich düstern Gedanken hin. So fortschlendernd irrte er von dem rechten Wege ab und kam in eine wilde unheimliche Gegend. Er sah sich nach dem rechten Wege wieder um, doch der war entschwunden. Plötzlich vernahm er

in seiner Nähe ein Geräusch. Er achtete nicht gleich darauf, weil er meinte, es sei ein Hase oder ein anderes aufgescheuchtes Wild. Da plötzlich zupfte ihn jemand an seinem Rocke, er sah sich um und erschrack nicht wenig, als er hinter sich ein kleines häßliches Männlein mit struppigem rothem Haare und Barte gewarte. Das Männlein grinste ihn freundlich an und winkte ihm zu folgen. Der Holzhauer, welcher inzwischen seine Geistesgegenwart wieder gewonnen hatte, folgte demselben. Das Männlein führte ihn in eine tiefe Höhle. Diese war von einem Lämpchen, welches von der Decke der Höhle herunterhieng, matt erleuchtet; im Hintergrunde waren ganze Haufen Geldes aufgeschichtet. Das Männlein wendete sich nun gegen den Mann und sprach: Fülle dir alle Taschen mit diesem Gelde und thue damit was du willst; nur darfst du niemand sagen, auf welche Weise du in den Besitz desselben gelangt bist. Das Geld wird dir nie ausgehen und du bist von nun an reicher als alle deine Nachbarn. Verräthst du mich aber, so ist dein Leben in meine Gewalt gegeben. Der Mann, froh auf eine so leichte Art zu großem Reichtum zu gelangen, füllte sich die Taschen voll mit dem Golde und versprach dem Männlein mit niemanden von diesem Abenteuer zu sprechen. Darauf führte ihn das Männlein wieder hinaus. Draußen angekommen, wollte der Holzhauer sich bei dem Berggeist bedanken, allein wie staunte er, als er niemanden sah und der Felsen sich geschlossen hatte, als ob nie ein Eingang da gewesen wäre. Dieß kümmerte ihn jedoch wenig, er freute sich vielmehr seines Reichtums, und gieng in das Gasthaus, um sich einmal gütlich zu thun. Die Nachbarn staunten, als sie ihn eintreten sahen, und kaum hatte er sich niedergesetzt, so war er auch schon von allen umringt und freundlich begrüßt. Er dankte ihnen und lud sie ein, mit ihm zu speisen. Das staunen derselben wuchs und sie suchten ihn

betrunken zu machen, in der Absicht, daß er dann wohl manches offenbaren werde. Sie dachten auch ganz richtig; denn der Holzhauer, welcher noch nie Wein getrunken hatte, war schon, nachdem er einige Gläser Wein hinuntergestürzt hatte, viel redseliger und endlich plauderte er alles aus. Die Nachbarn, froh, das Geheimnis zu besitzen, verließen ihn nun einer nach dem andern. Der Holzhauer wollte auch nach Hause, allein in der Trunkenheit fiel er in einen Graben, welcher neben dem Wege war, und blieb lange Zeit ohne Besinnung liegen. Als er wieder aufwachte, sah er, daß es schon Nacht war. Er kroch nun auf Händen und Füßen fort; da plötzlich sah er am Ende des Grabens ein Licht; auf dieses gieng er zu. Er kam demselben immer näher; schon war er am Ausgange des Grabens, da bemerkte er, daß das, was er anfänglich für ein Licht gehalten hatte, ein Feuer war, an welchem das Männlein saß, so unbeweglich, wie ein Steinbild. Nun wollte er die Flucht ergreifen, sich erinnernd, daß er das Geheimnis verrathen habe, allein es war zu spät; denn das Männlein stand schon neben ihm, und sah ihn mit strafendem Blicke an. Es wuchs zu einem Riesen an und rief dem am ganzen Leibe zitternden Holzhauer mit schrecklicher Stimme die Worte zu: „Elender, so misbrauchst du meine Güte, wohlan, so empfange deinen Lohn.“ Mit diesen Worten nahm der Gnome denselben, riß ihn in zwei Stücke, und warf dieselben in das Feuer. Das Männlein verschwand. Des andern Tages wurde des Holzhauers Abwesenheit bemerkt; man durchsuchte seine Hütte, aber umsonst, man fand nichts von ihm. Man schickte in den Wald, da fand man wohl das Feuer, allein von dem Holzhauer selbst war nur die Asche seines verbrannten Körpers zu sehen. Die Bewohner begruben die Asche an demselben Platze und setzten zum Andenken an die Begebenheit ein Kreuz auf jene Stelle,

das ist noch heutzutage zu sehen und wird von den Bewohnern das „Gnomenkreuz" genannt.

(Mündlich.)

147. Die Zwergenwiese.

Ein Schnitter aus Krieglach (in Obersteier) gieng bei Sonnenschein früh Morgens nach seiner Wiese, um zu mähen. Er fährt weit aus mit der Sense, da hängt etwas schweres an derselben. Als er es näher betrachtet, ist es ein grünes Netz, worin viele kleine Zwerge sich befinden, welche kläglich zu ihm sprechen: „Ach, thu' uns nichts zu Leid', und laß uns wieder los, wir wollen dir für diese gute That viel Gold schenken." Der gute Mann lacht und sagt: „Nun meinetwegen, aber gebt mir was!" Morgen, komm morgen wieder! rufen die Zwerge freundlich und verschwinden sammt ihrem Netze.

Des andern Tags, da der Schnitter wieder zu seinem Wiesenstücke geht, liegen eine Menge häßlicher Torfknollen auf demselben umhergestreut. Er weiß nicht, wer ihm diesen Schabernack angethan, und stößt die Knollen mit dem Fuße zusammen. Da hört er beim anschlagen ein helles klingen. Es muß Gold sein, denkt er freudig und bückt sich die dicken Klumpen in seinen Korb zu raffen. In dem Augenblicke gewart er dicht neben sich das grüne Netz der Zwerge wieder, sieht diese darunter sitzen, und hört sie laut lachen. Dann kommen sie ihm entgegen, bitten ihn mitzugehen; sie wüßten noch viel schönere Sachen als da auf der Wiese wären. Sie führen ihn zu einer hell erleuchteten Höhle, in welcher eine Menge blinkendes Gold aufgeschichtet liegt. Sie füllen ihm seinen Korb damit, leiten ihn gutmüthig aus der Höhle und machen ihn durch ihre Gaben zum wohlhabenden Manne.

Auch am Berge spannten die Zwerge ihre Netze aus. Wer Nachts vorübergieng, blieb darin hängen, und der wurde dann von ihnen gefangen genommen. Auf dem Berge gibt es auch einen tiefen Brunnen, von dem die Leute glauben, daß er große Schätze enthalte.

(Mündlich.)

148. Hansel.

Zwei Hirten in der „Plecken" führten ein gar übermüthig Leben. Sie machten nämlich aus Reisich und Stroh ein Männlein und nannten es Hansel. Dem gaben sie von allem, was sie aßen und tranken, und hielten es gut, trotz einem Menschen, so daß viel edle Gottesgabe verwüstet ward. Eines Abends, da sie schon mit dem Hilfsbuben zu Bett lagen, fiel es ihnen bei, daß der Hapfel noch kein Abendessen bekommen, worauf sie hinausgiengen und dem Strohmännlein eine volle Schüssel vorsetzten. Aber zu ihrem Schreck hub das Männlein wirklich zu essen an und regte und bewegte sich. Sie flohen hurtig in die Kammer und schoben den schuldlosen Hilfsbuben im Bette der Thüre zunächst. Jetzt polterte das Strohmännlein zur Thüre herein, griff über das Bett und schrie:

Den ersten fint i
den zweiten schint i
den dritten wirf i iber die hitten abaus.

Und so geschah es. Seither heißt der Ort die Schintemunt-Alpe.

(Aus Kärnten.)

149. Die Viehhüter auf dem Olden.

Die Gränzscheide zwischen den Kt. Bern, Waat und Wallis bildet das Oldenhorn. Nordöstlich senkt sich thalähnlich der

Olben, der jeden Sommer drei Wochen lang beweidet wird. Auf ihm entspringt der Oldenbach, der sich dann mit der Saane vereinigt. Das kleinere Horn, der Oldenberg, soll ehedem von wilden Bergleuten bewohnt worden sein. Diese haben den Hirten das Vieh gehütet und zwar an den gefährlichsten Stellen. Zum Lohne hat man ihnen den Niedel [1]) mit geronnener Milch oder mit Ziger in Gefäßen auf die Dächer gestellt, was sie dann, wenn niemand in der Nähe war, geholt und verzehrt haben.

So sind diese Wilden lange des Viehes gute Hüter gewesen und niemals ist ein Thier beschädigt.

Einmal aber haben muthwillige Leute den Wilden in ihre Gefäße oder in eines derselben Koth geworfen, und von dieser Zeit an haben die Bergleute das Vieh nicht mehr gehütet, sich auch selten oder gar nicht mehr sehen lassen und nun ist den Leuten bald hier, bald dort Vieh verunglückt. Auch ist eine eigentliche Störung im Hirtenwesen eingetreten: das Vieh kam des Abends nicht mehr in guter Ordnung, oft blieben einige Stücke aus, und einmal wurden alle ihre Kühe in einem Zuge den westlichen Abhang im Oldenthale hinunter gezogen, bis außer den Olden in die steilen Abhänge des Homades, die in schwindelnder Höhe über dem sogenannten Bödemli und dem Bett des Oldenbaches sich befinden. Dort haben sie sich bis zum dritten Tage aufgehalten; zuweilen hat man sie gesehen, aber meist an solchen Stellen, daß kaum jemand zu ihnen hätte kommen können.

Nach drei Tagen endlich sind sie wieder gekommen, matt und erschrecklich mager, beinahe erguftet (milchlos), und zwi-

---

[1]) In Österreich Obers, Rahm, in Niederdeutschland Schmand.

schen ihren Zehen haben sie Grangel (schlechtes Fleisch) gehabt. Das Vieh soll wiederholt einen solchen Zug gemacht haben.

Dieß verursachte den Leuten Kummer und machte sie muthlos, und sie wünschten sehr, daß sie dieses Ungeschickes, das sie über den Verlust ihrer Hüter jetzt getroffen, doch los werden möchten. Sie wusten lange keinen Rath, zuletzt aber giengen sie zu Kapuzinern, sich Raths zu erholen und die empfahlen ihnen drei Stücke. Eines davon weiß ich nicht mehr genau; ich glaube, sie sollten den Kühen die Füße waschen und dabei beten; dann sollten sie für jeden Sommer einen Sonntag bestimmen, an dem sie den Armen vom Nutzen ihrer Kühe gutes erwiesen, und nie sollten sie an einem Bergfest-Sonntag spielen und tanzen lassen. Endlich sollten sie auch einen schwarzen Hahn [1]) auf dem Berge haben. Diese Vorschriften haben sie denn befolgt, und damit hat auch die Unordnung unter ihrem Vieh aufgehört.

Seit jener Zeit ist es Sitte, daß man am Bergfeste (dem s. g. Sauffonntage) den Armen Niedel gibt.

(Schriftlich aus Sitten in Wallis.)

150. Von den wilden Männlein in Graubünden.

Vorbemerkung. Über diese Wesen liegen noch zu wenig Überlieferungen vor. Folgende Mittheilungen sind theils aus Chur, theils sind sie andern zuverläßigen Berichten aus Graubünden entnommen. Dazu vergleiche man Grimm, Myth. 403. 451 ff; Vonbun, Sag. aus Vorarlberg (Fengga); Rochholz, Aarg. Sag. S. 318 u. 382; Wolfs Zeitschrift für deutsche Myth. III. 2 S. 196—203; Pröhle Harzsagen S. 257.

Es ist nicht zu übersehen, daß diese Mythe vorzugsweise in dem Alpengebiete von Wallis bis Vorarlberg zu Hause ist, insbesondere in den rhätischen Thälern.

[1]) Vergl. Kuhn nordd. Sag. Nr. 197, 1. und S. 540.

Eine genaue Kenntnis der Sprachverhältnisse ist bei Sagenforschungen durchaus nothwendig; darum wird es nicht überflüssig erscheinen, wenn ich hier einige ethnografische Bemerkungen anfüge über das Sprachengemisch in Graubünden.

1. Deutsch wird gesprochen von der Mündung des Hinterrheins in den Vorderrhein, also von Reichenau und Chur nord- und ostwärts, in Prättigau, Davosthale und Schalfikthale; im Südosten bilden die Filisur, Scaletta und Selvretta die Gränzen. Außerdem vereinzelt in den Thälern Savien, Valserthal (S. Peter), im Hinterrheinthal bis Rosla, ferner in einigen Gemeinden um Avers.

2. Oberländer-romanisch von Reichenau an, dem Vorderrhein entlang bis zum Gotthard; in den südlichen Seitenthälern: Medels, Sumvir, am Glenner südlich von Ilanz, im Domleschger Thale am Hinterrheine bis Rosla oder Andeer. Östlich von Thusis, der Albula entlang, beginnt das nahverwandte

3. Ladinisch (zwischen Oberhalbstein und Filisur) welches jenseit des Julier und Albula in das Engadiner-romanisch oder rhätische übergeht. Dieses Sprachgebiet erstreckt sich, durch Ober- und Unterengadin, von Maloja und Septiner dem Inn entlang bis Strada (oder Schleins). Der nordwestliche Theil von Martinsbruck (Compatsch) hat meist deutsche Bewohner.

4. Im Münsterthale nähert sich das romanische schon mehr dem italienischen, das entschieden vorwaltet in den südlichen Thälern: Puschlau (Poschiavo), Bergell (Bregaglia) und Misocco (südlich vom Bernhardin).

1. Die wilden Männlein oder Bergmännlein sind in Graubünden in neuerer Zeit wenig mehr gesehen worden; doch ist die Erinnerung daran noch nicht ausgestorben. Im 16. Jahrhundert sollen sie sich den Menschen noch angeschlossen haben. Fast ausschließlich sind es deutsche Thäler, wo diese kleinen Wesen sich dem Menschen genähert haben, und wo man von ihnen noch Überlieferungen besitzt: das Prättigäu, Schalfik, Davos, Savien, Rheinwald ꝛc.

Diese Männlein erreichten kaum die Größe von $3\frac{1}{2}$

Schuhen, die Weiblein blieben noch etwas kleiner, waren aber oft sehr schön und sangen lieblich. Ihre hellblonden, oft fast silberweißen, etwas straffen Haare ließen sie frei wachsen. Kinder, die neben ihnen herliefen, banden sie an ihren Ärmlein fest. Auf diese Weise konnten sie die steilsten Bergwände erklimmen. Sowohl Männlein als Weiblein waren sehr schnell im Laufe. Sie schnitten zu diesem Zwecke den Kindern die Milz aus. Man ließ die Kinder an gezähmten Gemsen saugen, und der Genuß dieser Milch nahm ihnen den Schwindel. Eltern und Kinder waren einander anhänglich. Das Männlein war seinem Weiblein treu, nicht immer umgekehrt. Die Männlein waren äußerst eifersüchtig und ließen sich von ihren Weiblein nicht selten hänseln und närrlen; oft kam es sogar vor, daß Männlein aus unglücklicher Liebe und aus Eifersucht am Nierenschwund starben.

Sie hielten sich nur auf den höchsten Alpen und Bergrücken auf, gewöhnlich über dem Waldwuchse, kamen aber auch oft weiter herunter. Sie nährten sich hauptsächlich von Gemsmilch, Eiern der Schnee- und Perlhühner, und zur Sommerzeit waren die Heidelbeeren ihnen ein Leckerbissen, weshalb man auch auf den Bergen so viele blaue Steine hin und wieder mit weißen Milchstreifen findet, welche nichts anderes sind, als versteinerte Abgänge (Exkremente) der mit Heidelbeeren gesättigten wilden Männlein und Weiblein.

Ihre Kleidung bestand höchstens in umgeworfenen Fellen von Füchsen, Dachsen, Mardern und anderen Thieren, und meist kleideten sich nur die Weiblein damit. Die Männlein waren so ziemlich über und über mit Haar bewachsen. Auch bereiteten sie aus dem Fette und dem Knochenmarke und der Galle verschiedener Thiere einen Firniß, mit welchem besonders die Weiblein sich überstrichen, und der sie gegen die strengste

Kälte unempfindlich machte, so daß sie im Falle der Noth sich im Schnee schlafen legen konnten. Sie gruben aber auch Höhlen oder benutzten natürliche Höhlen und Felsrisse und überhängende Felsen (Balmä) zu Wohnungen. Ihre gezähmten Gemsen ließen sie stets frei weiden und der Nahrung nachgehen. Morgens und abends pfiffen sie ihnen mit in den Mund gesteckten Fingern, daß man es stundenweit hörte und dann kamen die Gemsen an gewohnte Plätze, wo sie gemolken wurden.

2. Nie haben sie, weder Männlein noch Weiblein, irgend einmal jemand etwas zu leide gethan, außer wenn sie auf's höchste und empfindlichste gereizt worden sind. Wenn man sie aber erzürnte, dann kannte ihre Wuth oft keine Grenzen. So ereignete sich einmal folgendes Unglück. Eine Waldfenka (man nannte sie auch Waldmutern) sah neugierig, wie das Völklein allgemein war, einem Manne zu, der in einem Walde im Thal Churwalden Latten spaltete. Sie saß an einen Baumstamm gelehnt und da rief ihr der Mann, sie solle ihm doch ein wenig helfen und die Latten auseinanderhalten. Sie kam ganz bereitwillig und half aus allen Kräften. Da stach den Mann die teuflische Bosheit, plötzlich die Achst herauszuziehen. Die Latten schnappten zusammen und klemmten der Waldfenka eine Hand ein. Der große Schmerz und die Wuth über ihre so schlecht belohnte Hilfeleistung machten sie besinnungslos; sie riß die Hand heraus mit Zurücklassung von drei Fingern, ergriff die Achst, die der Mann im Schrecken über ihr entsetzliches Geschrei und ihre Gebärden hatte fallen lassen, und schlug ihn auf der Stelle tot. Dieser Mann war Vater von sechs Kindern und seit seinem Tode waren die Waldfenken in schlechterem Rufe als früher und man dichtete ihnen allerlei böses an, obgleich sie sehr dienstfertig und uneigennützig sind.

Sie schätzten die Schnelligkeit im laufen über alles, denn diese bedingte ihre Existenz. Erstlich waren sie dadurch Herren der Gemsen, welche sie beliebig fangen und dann zähmen konnten. Sodann war die Schnelligkeit im laufen auch ihre hauptsächlichste Waffe. Scheu blieben sie meist auch noch zu der Zeit, als sie sich öfter unter andere Menschen mischten und nur ungern betraten sie eine Wohnung. In Alphütten und Ställe wagten sie sich leichter. Sehr kundig waren sie in Bezug auf das Wetter und häufig kam es vor, daß sie die Leute vor Unwetter warnten, wo man kein solches erwartete, und daß sie über das Wetter befragt wurden und Auskunft gaben. In Savien hinten im Thal, bei den Häusern, wie man es nennt, war einmal eine Frau am käsen und hatte gerade den Kessel mit der Milch über dem Feuer und die Milch fieng an heiß zu werden. Da flog plötzlich ein Lederkäpplein in die Küche herein. Sie trat unter die Hausthür, um zu sehen, wer da sei, und siehe da, es saß ein wildes Männlein vor der Thür.

„Ei, liebe Frau — hub das Männlein an — gät mer doch äppas z'trinka, ich han an grusamma Durst und han noch wit hein und as kunt ananderanah as grusamms Wetter."

„Ach — erwiederte die Frau — du bist jez woll a gauchs Mannli, luag, z'Sunna schint a so wara und hüt kunt's gwüß niena ga regna, aber z'trinka willter ich scho gän, ich han grad z'Kessi über'm Für."

„So machet doch gschwint, liebe Frau, luaget, i muaß gan."

Die Frau lachte vor sich hin und dachte, du bist mir der rechte Wetterprophet, es ist der ganze Himmel heiter; sie schöpfte Milch aus dem Kessel und brachte sie dem Männlein.

„Ei, guate Frau — sagt jenes — gät mer doch as

größers Gebsi, daß d'Milch gschwinter z'erkuala kunt, i ka sövel nit lang macha."

Die Frau willfahrte und lachte, als sie sah, wie das Männlein in größter Eile die Milch in dem größern Geschirr umschwenkte und hineinblies, damit sie schneller kalt werde und wie es dann die Milch so schnell als möglich trank.

„Du häst — sagte sie — an tolla Stäcka, mit dem kust scho fürwärts, aber daß es hüt leit Wetter gäbi, wurtist jez du, schäzzi, nit grad wissa, sus trufst's mir au no as wiavalo Heu iz'thua."

„Ja so machet nu geschwint — sagte das Männlein — sus kunt ich der Rega dri und jez sägi Dank, wenn's dermit usgricht't ist", und mit diesen Worten eilte es den Berg hinan und hätte in der Eile sogar sein Lederkäpplein vergessen, wenn die Frau es ihm nicht nachgeworfen hätte. Die Frau käsete fort, aber kaum waren einige Minuten verstrichen, da zog eine schwarze Gewitterwolke über das Gletscherbachhorn herein und es fieng an zu blitzen und zu donnern und der Regen fiel in Strömen. Da kratzte sich die Frau hinter den Ohren, daß sie dem wilden Männlein nicht geglaubt und ihr Heu nicht eingethan hatte.

3. Wenn auch öfters die wilden Männlein längere Zeit mit andern Menschen in Berührung traten, so hielten sie sich dennoch stets in einiger Entfernung von ihnen und sahen zu, daß sie rückenfrei blieben, um allenfalls davonfliehen zu können, und nur selten gelang es, eines solchen Männleins habhaft zu werden, weil sie äußerst schnell waren und für ihre Größe auch sehr stark, so daß es schwer hielt, sie zu halten. Doch gelang es einmal einem starken Manne in Parpan, ein wildes Männlein zu fangen. Er band es an ein Heuseil und das wilde Männlein muste ihm folgen. Es machte zwar die

possierlichsten Sprünge und die verzweifeltsten Versuche zur Flucht; doch es half alles nichts, es konnte sich nicht befreien. Der Mann hielt es einige Tage gefangen, bis dann das wilde Männlein versprach, ihm, wenn er ihm die Freiheit wieder schenke, einen Rath zu geben, der ihm sehr zu statten kommen werde und wohl auch das Leben retten könne; doch bestand es darauf, er müsse es zuvor in Freiheit setzen. Der Mann gieng den Handel ein und als das wilde Männlein frei war, rief es ihm zu: „wenn du Fleisch issest, so thue's der Länge nach zerschniden und nit der Breite, sus könntest d'ran ersticken" und eilte davon so schnell wie die schnellste Gemse. So zog sich der Schalk aus der Schlinge.

An verschiedenen Orten ist es vorgekommen, daß wilde Männlein den Leuten das Vieh hüteten, zur Weide und wieder nach Hause trieben, oder die Geißen, daher sie dann öfters „wilde Küher" und „wilde Geißler" genannt wurden. Sie nahmen für ihre Dienste niemals einen andern Lohn an, als Milch und anderweitige Nahrung, denn des Geldes bedienten sie sich überhaupt nicht, und scheuten sich, Geld auch nur anzurühren. In Maladers hütete ein wildes Männlein längere Zeit einem Bauern die Kühe und besorgte ihm sogar noch Stallgeschäfte, und der Bauer gab ihm nur den Schaum von der Milch zum Lohn, und als er ihm einmal auch Milch vorstellte, so machte sich das Männlein davon und zeigte sich nicht mehr. Gewöhnlich stellte man ihnen die Nahrung, die man ihnen gab, irgendwo an einen bestimmten Ort hin, wo sie dieselbe dann abholten, denn sie näherten sich nur selten den Leuten. An verschiedenen Orten ist es vorgekommen, daß man den wilden Hirten Kleider oder Schuhe zum Geschenk hinlegte, welche sie dann auch nicht zu verschmähen pflegten. Aber gewöhnlich währte es lange, bis sie dieselben anziehen

lernten, ja öfters stellten sie sich dabei unbegreiflich linkisch an. Wenn es ihnen aber endlich gelungen war, sich in die Kleider zu finden, so betrachteten sie sich dann selbstgefällig, wurden stolz, hüpften davon und ließen sich nicht mehr blicken. So geschah es in Conters im Prättigäu, in Monbiel, in Savien und an andern Orten.

In Savien zuhinterst im Thal hütete ein wildes Männlein mehrere Jahre die Kühe, wofür man ihm dann Milch zu trinken gab. Die Kühe befanden sich sehr wohl dabei und gaben viel und gute Milch, denn das Männlein kannte die besten Weideplätze und Kräuter und war ein äußerst aufmerksamer Hirt. Endlich einmal verfertigte eine Frau ihm ein Paar lederne kurze Höslein und zog rothe Schnüre hinein und legte die Höslein dem wilden Männlein hin. Als dieses dieselben angezogen hatte und sich betrachtete, da fieng es an zu lachen vor Freude und wurde stolz, warf den Hirtenstab weit weg und eilte davon und ließ sich nicht mehr sehen.

In Monbiel hütete ebenfalls ein wildes Männlein jahrelang die Heimkühe. Man trieb sie ihm morgens hinaus bis zu einem großen Stein, wo es die Kühe in Empfang nahm und abends brachte es sie wieder bis dorthin zurück. Zu den Wohnungen kam es niemals. Man legte ihm dann oft Geschenke auf den Stein, unter andern stellte man ihm einmal einen Schoppen Veltliner hin. Das Männlein betrachtete den Wein und besann sich lange, ob es trinken wolle, endlich setzte es ganz vorsichtig die Lippen an und da mundete ihm der Wein äußerst wohl und es trank den ganzen Schoppen. Auch Speisen legte man ihm öfters hin, welche es sich schmecken ließ. Endlich kam man auf den unglücklichen Gedanken, ihm ein Paar Schuhe hinzustellen. Es währte lange, bis das Männlein begriffen hatte, wo sie hingehörten. Es entfernte sich dann aber und

kehrte nicht mehr zurück. Dieses Männlein hieß Uzy und der Stein trägt noch jetzt den Namen Uzystein.

Ebenso hütete auch in Conters ein wildes Männlein lange die Kühe. Als man ihm dann einmal ein Kleid gab und es dasselbe angezogen hatte, wurde es ebenfalls stolz, warf den Hirtenstab hoch durch die Luft und sang:

„Was wett au so na Weideleman
Meh mit den Kühen z'Weidele gan!"

hüpfte von dannen und kehrte nicht wieder.

So linkisch sie sich aber auch bei manchen Sachen benahmen, so wusten sie doch vieles was andere Leute nicht wusten. Sie sagten es aber niemand und waren äußerst karg mit der Mittheilung ihrer Geheimnisse. Deshalb stellte man ihnen öfters Wein vor. Hatten sie dann von diesem getrunken, dann wurden sie schwatzhaft und mittheilend, oder schwatzten die Geheimnisse so vor sich hin, ohne sie mittheilen zu wollen. Ja es kam sogar vor, daß sie dann ein Geheimnis ausplauderten und dann hinzufügten: „nicht wahr, das hättet ihr gerne von mir wissen mögen, aber das sag' ich keinem Menschen auf der Welt." Eben um der Geheimnisse willen, die sie besaßen, gab man sich auch alle Mühe, sie zu fangen, um solche von ihnen zu erfahren. In Conters hütete ein wildes Männlein die Geißen. In das Dorf kam es nie, sondern nur bis zu einem Stall oberhalb des Dorfes, bis wohin man ihm die Geißen austrieb. Es nahm öfters Geschenke an und auch Kleidung, ohne deshalb sich zu entfernen. Die Schuhe trug es lange an den Händen, die Hosen an den Armen. Die Knaben von Conters hätten es gerne gefangen, um allerlei von ihm zu erfahren, aber es war ihnen zu schnell und sie konnten es nicht bekommen. Da füllten sie zwei Brunnentröge, die bei jenem Stalle standen, den einen mit rothem Wein, den andern mit Branntwein. Als der

wilde Geißler nun abends zum Stalle kam, war er durstig und wollte trinken. Die Knaben hatten sich im Stalle versteckt und sahen ihm zu. Den Wein rührte er nicht an und sagte: „Röthi, Röthi, du bschiß'st [1]) mi nit." Hingegen vom Branntwein, der die Farbe des Wassers hatte, trank er und da fiel er dann berauscht um und schlief ein. Nun kamen die Knaben aus ihrem Versteck hervor, banden ihn und brachten ihn gefangen in's Dorf. Sie drangen dann stets in ihn, er solle ihnen dieses oder jenes Geheimnis mittheilen. Da versprach er ihnen einen guten Rath zu geben, wenn sie ihn zuvor in Freiheit setzten. Sie thaten es und er rief ihnen zu: „bim hübschen Wetter nemmet die Tschöpen [2]) mit ni und bim leiden haid [3]) er d'Wahl." Dann entfloh der Schalk und kam nicht wieder.

Zur Zeit als die Pest unter dem Namen „der schwarze Tod" in Graubünden war und unzählige Opfer forderte, so daß ganze Höfe ausstarben und in vielen Gemeinden man keinen Platz mehr auf den Friedhöfen hatte, um die Toten zu begraben, machte man die Entdeckung, daß gar keine wilden Männlein und Weiblein an dieser furchtbaren Krankheit starben, und man kam daher auf den richtigen Schluß, daß dieselben ein Geheimmittel dagegen besitzen. Aber niemand konnte dasselbe erfahren, denn sie wollten es durchaus nicht sagen. Da fiel einem Manne eine List ein. Ein wildes Männlein, welchem man für Hirtendienste, die es leistete, öfters Nahrung auf einen Stein legte, muste das Geheimnis ausplaudern. Jener Mann füllte ein Loch, das im Stein war, mit Wein an. Nach einer Weile trat der Mann aus dem Versteck hervor und fragte das Männlein, was gut sei gegen die Pestkrankheit. „Ich weiß es wohl — sagte das Männlein — Eberwürza und Bibernella, aber das

[1]) Betrügst. [2]) Zacken, Wämser. [3]) Habt ihr.

säg i dir no lang nit." Der Mann war über den Fund so erfreut, daß er es vergaß, noch nach mehrerem zu fragen, das ihm das wilde Männlein in diesem Zustande gewiß mitgetheilt hätte. Er eilte nach Hause, machte das Mittel bekannt und siehe, hierauf starben keine Menschen mehr an der Pest.

4. Merkwürdig ist, daß bei diesem wilden Völklein nicht selten schwere Geburten vorzukommen pflegten, während doch sonst unter Wilden dieß nicht der Fall ist. Wenigstens hat es sich an verschiedenen Orten ereignet, daß wilde Männlein Geburtshelferinnen aus den Dörfern ihren Weiblein zu Hülfe riefen. Das ist auf Furna im Prättigäu, in Churwalden und auch in Savien vorgekommen, wo man noch die Stelle weiß und zeigt, da das wilde Männlein mit seiner Frau gewohnt hat. — „Z'wilta Mannlis Balma", ein überhängender Felsen, unter welchem die Wohnung stand, liegt in der Alp Vallätscha und jeder Knabe aus den benachbarten Höfen kann einem dieselbe zeigen. Von dort kam einmal, es war schon in dunkler Nacht, ein wildes Männlein nach dem Hofe „Bühl" und klopfte leise an einem Hause an, wo eine Frau wohnte, welche im Thal als eine gewandte Geburtshelferin bekannt war. Als die Frau unter die Thüre trat, eröffnete nun das Männlein ihr sein Anliegen. Jene bezeigte aber keine Lust in tiefer Nacht dem Männlein zu folgen. Aber als dann das Männlein unter Thränen sie um ihrem Beistand bat, da willigte sie endlich ein. Das Männlein wartete vor der Thüre, bis die Frau kam. Die Alp Vallätscha und des wilden Männleins Wohnung waren nicht sehr weit; die Frau gieng so rasch sie konnte, aber es war ihr unmöglich, dem Männlein Schritt zu halten, welches stets voran lief und dann

wieder bis zur Frau zurückkehrte, weil dieses Völklein nur lief und niemals gieng. Bei der „Balma" angekommen, gelang es der Frau, das wilde Weiblein von einem Zwillingspärchen zu befreien, welches auch gleich nach der Geburt mit Händen und Füßen zappelte und am Boden herumzukriechen begann. Nun wollte sich die Frau entfernen. Da hieß das wilde Männlein sie ihre Schürze mit Kohlen füllen, die auf dem Feuerherde lagen. Die Frau that es auf wiederholtes zureden, um dem wilden Männlein zu willfahren, ließ dann aber aus der nachläßig aufgeknüpften Schürze unterwegs fast alle Kohlen herausfallen, welche dann das Männlein, das bis zu ihrer Wohnung ihr nachlief, auflas. Sie warf die drei Kohlen, welche sie noch übrig hatte, in der Küche auf den Herd. Am andern Morgen fand sie dieselben in Gold verwandelt; sie eilte zurück den Berg hinan, um die verlorenen Kohlen zusammenzulesen, aber das Männlein hatte sie alle sorgsam mit sich genommen.

Ganz so trug sich die Geschichte auch in Churwalden zu, wo dann das Männlein der Frau, welche die Kohlen halb absichtlich, halb aus Nachläßigkeit aus der Schürze fallen ließ, immer zurief:

„Je meh zerstraft,
Je minder d'hast."

Die Frau achtete aber nicht darauf und es gieng ihr wie der Savierin. Hingegen auf Furna war die Frau so vorsichtig und sparsam, die Kohlen wohlverwart nach Hause zu tragen und siehe da, am andern Morgen war sie eine reiche Frau.

Auf einer Alp lebte ein wildes Männlein auf ziemlich vertrautem Fuße mit dem Senn und empfieng von demsel-

den manches, was ihm Freude machte; dafür war er dem Senn sehr zugethan. Um ihn für seine Wohlthaten zu belohnen, sagte er einmal zu ihm, heute solle er es käsen lassen und solle ihm zuschauen, aber kein Wort sprechen, bis es fertig sei. Der Senn geht den Vorschlag ein, setzt sich auf einen Melchstuhl und schaut dem Männlein zu. Dieses macht alles in der Ordnung und zuletzt, als es nach der Meinung des Sennen fertig war, stellt es den Kessel mit Schotte wieder über das Feuer und schickte sich an, von neuem zu hantieren. Der Senn fieng an zu lachen und über das Männlein zu spotten, daß es aus der Schotte noch einmal käsen wolle. Da legte das Männlein die Kelle bei Seite und sagte:

„Wenn d'nüt weist,
So seist"

und eilte fort und ließ sie sich nicht wieder sehen. Hätte der Senn geschwiegen, wie die Verabredung lautete, so hätte er gelernt, welchen Nutzen man aus der Schotte ziehen kann, — aber so ist dieses Geheimnis noch bis auf den heutigen Tag ein Räthsel geblieben und man weiß mit der Schotte nichts anderes anzufangen, als den Durst der Schweine zu löschen und allenfalls das Blut zu reinigen.

5. In alten Zeiten kam im ganzen Land häufig Unglück vor beim Holzfällen. Das rührte davon her, daß die Leute allemal, wenn der Baum fiel, davon flohen, ohne darauf zu achten, auf welche Seite er fiel. Auf diese Weise geschah es dann häufig, daß sie vom Stamme oder von einem Aste getroffen und entweder tot geschlagen oder schwer verletzt wurden. Daher war das Holzfällen eine sehr gefährliche Arbeit, man fällte so wenig als möglich und behalf sich mit dem gefallenen und vom Sturm geworfenen Holze. Wie

man aber von einem wilden Männlein mit geringerer Gefahr Holz fällen lernte, das trug sich folgendermaßen zu. Man wuste zwar schon lange, daß die wilden Männlein ein solches Geheimmittel kannten. Sie theilten es aber nicht mit. Einmal nun, als ein Mann in einem Walde eine hohe, gewaltige Tanne fällte, welche zu einem Hauptbalken für einen Rathhausdachstuhl bestimmt war, gesellte sich ein wildes Männlein zu ihm und hüpfte um ihn herum, sprang wie ein Gemschen hin und her und wechselte viel lustige Reden mit dem Holzfäller. Als nun die Tanne fiel, da eilte dieser aus Leibeskräften fort, das Männlein aber floh gar nicht und doch wurde es von der Tanne nicht getroffen. Der Holzfäller kam mit der Angst davon, er merkte aber nicht, wie das Männlein es gemacht hatte, daß es so sicher in der Nähe geblieben war. Nächster Tage kam der Holzfäller wieder an die nämliche Stelle, um eine andere Tanne zu fällen und das wilde Männlein stellte sich auch wieder ein. Der Holzfäller wuste wohl, daß er das Männlein vergeblich um sein Geheimnis anfragen würde und fieng daher die Sache anders an. Er sagte ganz frisch zu dem Männlein: „jetzt weiß ich denn, wie ihr es anfangt, daß ihr nicht ungefällig (unglücklich) werdet beim Holzfällen, ich habe es das letztemal, als du da warst, gesehen, jetzt ist mir nicht mehr bange bei dieser Arbeit.“ Da gab das Männlein zur Antwort: „ja gelt, du hast gesehen, ich bin neben dem Stamm geblieben und habe geschaut, wo die Tanne hinfalle und da bin ich bloß auf die Seite gewichen und so konnten mich weder Stamm noch Äste treffen.“ Seit dieser Zeit wurden dann weniger Leute beim Holzfällen unglücklich.

Auf ähnliche Weise lockte man aus einem wilden Männlein ein anderes Geheimnis heraus. In alten Zeiten bohrte

man die Wasser-Teuchel immer nur von einer Seite und so wurden die Teuchel natürlich sehr kurz. Es kamen dann manchmal in den Wäldern wilde Männlein zu den Arbeitern und lachten und kicherten in ihre Fäustchen, wenn sie sahen, daß man die Teuchel nicht länger machen konnte, als es der Bohrer erlaubte. Sie verstanden es wohl besser, aber sie sagten es nicht aus. Da sagte einmal ein Arbeiter zu einem wilden Männlein: „jetzt weiß ich denn, wie man längere Teuchel machen kann, einer von euch hat es meinem Vetter gesagt und der hat es mich gelehrt, heute sollst du mich nicht mehr auslachen." — „Ja, gelt, — sagte das Männlein — du kehrst das Holz um und bohrst auch von der andern Seite." So war das Geheimnis ausgeplaudert.

151. Die Dialen.

Im Unterengadin und im Münsterthal erschienen vormals gewisse feenhafte weibliche Wesen, wie die Sage auch in andern Thälern Graubündens noch von solchen unter dem Namen „Waldfänken" erzählt. Es sind nicht die nämlichen, wie die „wilden Männlein und Weiblein". Es kamen stets nur weibliche Wesen vor. Im Unterengadin und Münsterthal hießen sie „dialas". Es waren weibliche Wesen von leiblicher Schönheit, sehr freundlich und gutherzig. Ein Umstand aber entstellte sie in den Augen mancher Leute, sie hatten Ziegenfüße. Sie erschienen öfters den Hilfsbedürftigen, geleiteten verirrte Wanderer auf den rechten Weg und bewirteten hungrige und durstige. Armen Leuten, die im Schweiße ihres Angesichtes arbeiteten und nach einer Labung lechzten, erschienen sie hin und wieder, breiteten ein weißes Tuch vor ihnen aus und trugen auf blendend weißem silbernen Geschirr

Speise und Trank auf. Es fürchtete sich auch niemand vor ihnen, denn man kannte ihre gute Gemüthsart.

Einmal gieng eine arme Frau durch einen Wald. Müde setzte sie sich einige Augenblicke auf einen Stein; sie befand sich in gesegneten Umständen und war lüstern nach einem Stückchen neugebackenen Brotes. In ihrer Heimat, wo man nur einigemal im Jahr backt und darum das Brot gewöhnlich sehr hart ißt, gehörte, wie auch noch heutzutage, neugebackenes Brot zu den Leckerbissen. Sei es nun, daß sie ihre Lüsternheit laut werden ließ, sei es daß eine Diale ihre Gedanken belauschte, als sie sich aufrichtete um weiter zu gehen, duftete ihr der Geruch von neugebackenem Brot entgegen und sie erblickte ein solches noch dampfend neben sich im Mose liegen.

In neueren Zeiten sieht man keine Dialen mehr. Die böse Welt hat sie verscheucht. Einst arbeitete eine Familie auf dem Felde und nachdem sie recht fleißig gewesen war, erblickte sie plötzlich ein Tuch ausgebreitet und silberne Gefäße mit Speise und Trank darauf. Die Dialen hatten es aufgedeckt und hießen die Arbeiter sich lagern und essen und trinken, mit ihrem gewöhnlichen Ausdrucke: „iß und laß" das wollte soviel sagen, als man solle sich gütlich thun, das Silbergeschirr aber nicht antasten. Der Knecht der Familie aber war ein böser Mann, der steckte den silbernen Löffel in die Tasche. Sogleich verschwand das Gedeck, der Löffel ward zu Feuer und seither erschienen in jener Gegend die Dialen nicht mehr.

Die Dialen pflegten in Grotten zu wohnen, die sie schön ausschmückten. Auch hatten sie weiche, reinliche Lagerstätten von Mos. Einst kam ein Mann zu einer solchen Grotte, sah sie leer, trat ein und legte sich verwegen auf eine Lagerstätte. Als die Dialen kamen und ihn erblickten, entfernten sie sich eiligst und wurden dort seitdem nicht mehr gesehen.

In Guarda lebte ein Mann mit seiner Frau in Unfrieden und als er auf seiner Bergwiese sein Heu aufladen sollte, um es nach Hause zu führen, hatte er niemand, der ihm dabei Hülfe leistete, denn seine zänkische Frau wollte ihm nicht beistehen. Da erschien eine Diale und half ihm sein Fuder laden. Er hielt sie für ein gewöhnliches Weib. Als sie aber auf dem Fuder stand, bemerkte er ihre Ziegenfüße und dachte bei sich selbst, nun sei er übel daran, der Teufel stehe auf seinem Fuder. Die Diale fragte ihn nach seinem Namen; er dachte, dem Teufel wolle er seinen Namen nicht sagen und antwortete: ich heiße „ich selbst" (eug suess). Und als das Fuder geladen war, stach der Mann der Diale die eiserne Heugabel durch den Leib, in der Meinung, es sei der Teufel, und fuhr dann rasch davon. Die Diale ließ einen durchdringenden Schmerzenston hören und bald sammelte sich eine große, unabsehbare Menge Dialen um sie herum und fragten: wer hat das gethan? Sie gab sterbend zur Antwort: „ich selbst". Da sagten die andern: „was man selbst thut, genießt man selbst" (chi suess fà, suess giauda). Seit dieser Zeit aber wurden in Wald und Feld keine Dialen mehr gesehen und nunmehr sind sie längst spurlos verschwunden.

(Mündlich, von Chr. Tester in Chur. Vergl. Rochholz, Aargauer-Sagen S. 318 und 382.)

152. Die Wildleute.

Die Älplerkilwi (Kirchweih) in Stans in Unterwalden ist ein altes, volksthümliches Fest. An einem Herbsttage, nachdem die Herden ins Thal zurückgekehrt sind, begibt sich die Vorsteherschaft der Sennen und Älpler in festlichem Schmucke zur Kirche, wo sie ihren Ehrenplatz einnehmen, nachdem das Bild des Schutzheiligen Wendelinus auf den Altar gestellt ist.

Nach dem Gottesdienste erwartet sie auf dem Platze vor der Kirchenthür eine ländliche Musik, und zwei oder mehrere als Bergmänner verkleidete und mit Tannenbäumchen oder Grotzen bewaffnete Hirtenbursche, Wildmannli und Wildwib genannt, kehren vor ihnen die Straße und halten Ordnung. Es beginnt dann der Zug in paarweise geordneten Reihen. In Mitte derselben schwebt die Älplerfahne mit dem Bilde des Schutzheiligen; dann und wann wird sie geschwungen. Der Zug nimmt die Ortsgeistlichen in Empfang und zieht mit diesen zum Gasthofe. Alles jauchzt und lärmt, bis die Wildmannli den letzten Scherz vollführt haben und hinter der Thüre des Gasthofs verschwinden; dann wird eine Mahlzeit gehalten. Tags darauf wird getanzt.

In Obwalden treten einige Abweichungen ein. Während der Mahlzeit kommen die wilden Leute, Wildmann und Wildwib, und bringen scheinbar mit großer Anstrengung, unter seufzen und schwitzen, zur Belustigung der anwesenden und unter den jolen der Menge, den Kapuzinern, die ebenfalls zu Gaste sitzen, zwei etwa 2 Pfund schwere nicht eßbare Käslein zum Geschenke. Dagegen machen diese Gegengeschenke mit Lebkuchen ꝛc., dann führen die Wildleute Klage wider einander. Der Wildma wirft dem Wildwib in Versen alles vor, und das Wildwib verteidigt sich ebenfalls in Versen. Beide machen einander Grobheiten.

Jetzt dienen Wildmann und Wildwib und ihr Kind, das s. g. Lumpenditti, zum Scherze.

(A. Businger, Kant. Unterwalden. Vergl. Gr. Myth. 454.)

153. Wie ein wildes Männchen Wort hält.

(Z' wild Mandle het sis Wort g'halte.)

Auf dem Berge, der Saanen und Abländschen von einander trennt, liegt eine Bergweide, der s. g. Rudersberg.

Nahe daselbst ist auch die nach ihm benannte Rudersberg-Fluh. Diesen Berg hat mein Ahngroßvater manchen Sommer mit seinen Kühen bezogen. Einst ist im Herbste ein wildes Bergmännchen zu ihm gekommen, und hat verlangt, daß er ihm von seinen Kühen ein Stück den Winter über zu nutzen gebe. Er getraute sich anfangs nicht darauf einzugehen; das Bergmännchen aber ist mehrmals gekommen, und hat immer mehr angehalten, bis er zuletzt gedacht, wenn er ihm nicht willfahre, so werde er mit seinem Vieh nachher desto weniger Glück haben, und endlich könne er den Verlust noch wohl ertragen, wenn er auch sein Kühlein nicht wieder sehen sollte. Er nahm sich vor, aus seinen Kühen das geringste Stück auszulesen, und es dem Männchen anzuvertrauen, und entließ dasselbe mit dem Versprechen, zur Abfahrt wolle er ihm eines geben. Am Kühscheid [1]) ist das Männchen gekommen und hat das Kühlein, das er ihm an einem Seile dargereicht, furchtsam zur Hand genommen, und ist damit gegangen und hat es durch die Felswände der Rudersberger Flühe, wo nur Gemsen gehen können, ohne Gefahr hinweg geführt.

Im andern Jahre, als er wieder auf den Berg gefahren, ist das Männchen mit dem Kühlein wieder gekommen, und hat auch ein Kälblein von demselben mitgebracht. Auch im herkommen hat es denselben schauerlichen Weg gefahrlos zurückgelegt. Das Kühlein am Seile führend hat es ihm dasselbe, wie beim Empfange, furchtsam an die Hand gegeben, ihm aber dann sehr gedankt und gesagt, jetzt habe es Käse für sein Lebtag gemacht. — Da hat er es gefragt, wie es dasselbe gewintert habe; und auf dieses hat es zur Antwort gegeben: bei lauter Würzlein, die es den Sommer hindurch ge-

[1]) Abschied der Kühe von der Alpe, die Thalfahrt.

graben und getrocknet habe. Darnach ist es wieder gegangen, aber nie mehr gekommen.

(Mündlich, aus Sitten in Wallis.)

154. Die Wibli.

Im Kt. Glarus erzählt man von Bergfräulein. Das Wydewibli [1]) zwischen Schwanden und Nidfuhren führt in der Nacht die heimkehrenden vom rechten Weg ab und leitet sie irre. Das Pulsterewibli [2]) in der Pulstere bei Engi, und das Wibli mit großem Schatthut und rothen Strümpfen; letzteres schwebt zeitenweise längs der Speichenruns in Engi herunter.

(O. Heer, Kt. Glarus.)

Im Rosenthale am rechten Ufer der Drau zwischen dem Felsenschlosse Hollenburg und Feistriz in Kärnten liegt ein Sumpf, genannt das Weizelsdorfer Mos. Hier hauseten einst wilde Weiber, die aber ganz nach menschlicher Art wirtschafteten; nur ihre Wohnorte waren von denen der Landleute abgeschlossen. Diese Wesen waren den Menschen gemeiniglich nicht gram und verkündeten singend, welcher Art Getreide in jeglichem Jahre vorzüglich gedeihen werde.

155. Die wilden Frauen im Untersberge.

Die Grödiger Einwohner und Bauersleute zeigten an, daß um das Jahr 1753 vielmals die wilden Frauen aus dem Wunderberge zu den Knaben und Mägdlein, die zunächst dem

[1]) Weidenweiblein. [2]) Pulsterweiblein. Pulstere sind Pflanzen, eine Art Hufelattich.

Loche innerhalb Glanegg das Weidvieh hüteten, herausgekommen, und ihnen Brot zu essen gegeben.

Mehrmals kamen die wilden Frauen zu der Ährenschneidung. Sie kamen früh Morgens herab, und Abends, da die andern Leute Feierabend genommen, giengen sie, ohne die Abendmalzeit mitzuessen, wiederum in den Wunderberg hinein.

Einstens geschah es nächst diesem Berge, daß ein kleiner Knabe auf einem Pferde saß, das sein Vater zum umackern eingespannt hatte. Da kamen auch die wilden Frauen aus dem Berge hervor, und wollten diesen Knaben mit Gewalt hinwegnehmen. Der Vater aber, dem die Geheimnisse und Begebenheiten dieses Berges schon bekannt waren, eilte den Frauen ohne Furcht zu und nahm ihnen den Knaben ab, mit den Worten: „Was erfrecht ihr euch, so oft herauszugehen und mir jetzt sogar meinen Buben wegzunehmen; was wollt ihr mit ihm machen?“ Die wilden Frauen antworteten: „Er wird bei uns bessere Pflege haben und es wird ihm besser bei uns gehen, als zu Haus; der Knabe wäre uns sehr lieb, es wird ihm kein Leid widerfahren.“ Allein der Vater ließ seinen Knaben nicht aus den Händen, und die wilden Frauen giengen bitterlich weinend von dannen.

Abermals kamen die wilden Frauen aus dem Wunderberge nächst der s. g. Kugel-Mühle oder Kugelstadt, so bei diesem Berge schön auf der Anhöhe liegt, und nahmen einen Knaben mit sich fort, der das Weidvieh hütete. Diesen Knaben, den jedermann wohl kannte, sahen die Holzknechte erst über ein Jahr in einem grünen Kleide auf einem Stocke dieses Berges sitzen. Den folgenden Tag nahmen sie seine Ältern mit sich, um ihn am Berge aufzusuchen, aber sie giengen alle umsonst, der Knabe kam nicht mehr zum Vorschein.

Mehrmals hat es sich begeben, daß eine wilde Frau

aus dem Wunderberge gegen das Dorf Anif gieng, welches eine gute halbe Stunde vom Berge entlegen ist. Alldort machte sie sich in die Erde Löcher und Lagerstätte. Sie hatte ein ungemein langes und schönes Haar, das ihr beinahe bis zu den Fußsohlen hinabreichte. Ein Bauersmann aus dem Dorfe sah diese Frau öfter ab- und zugehen, und verliebte sich in sie, hauptsächlich wegen der Schönheit ihrer Haare. Er konnte sich nicht erwehren zu ihr zu gehen, betrachtete sie mit Wohlgefallen, und legte sich endlich in seiner Einfalt ohne Scheu zu ihr in ihre Lagerstätte. Es sagte eins zum andern nichts, viel weniger, daß sie etwas ungebührliches getrieben. In der zweiten Nacht aber fragte die wilde Frau den Bauern, ob er nicht selbst eine Frau habe? Der Bauer aber verläugnete seine Ehefrau, und sprach „nein". Diese aber machte sich viel Gedanken, wo ihr Mann Abends hingehe und Nachts schlafen möge. Sie spähete ihm daher nach, und traf ihn auf dem Felde schlafend bei der wilden Frau. „O behüte Gott," sprach sie zur wilden Frau, „deine schönen Haare! was thut ihr da mit einander?" Mit diesen Worten wich das Bauersweib von ihnen, und der Bauer erschrack sehr hierüber. Aber die wilde Frau hielt dem Bauern seine treulose Verläugnung vor, und sprach zu ihm: „Hätte deine Frau bösen Haß und Ärger gegen mich zu erkennen gegeben, so würdest du jetzt unglücklich sein und nicht mehr von dieser Stelle kommen; aber weil deine Frau nicht bös war, so liebe sie fortan und hause mit ihr getreu, und untersteh dich nicht mehr daher zu kommen, denn es steht geschrieben: „Ein jeder lebe getreu mit seinem getrauten Weibe. Die Kraft dieses Gebotes wird freilich sehr in Abnahme kommen, aber zugleich auch aller zeitliche Wohlstand der Eheleute.

Nimm diesen Schuh voll Gold mit dir, geh hin und sieh dich nicht mehr um."

(Brixener Volksbuch vom Untersberg. Vergl. L. Bechstein, Volkssagen Österr. S. 85.)

156. Die Alfrauen.

In Kärnten erzählt das Volk von Alfrauen. Unter dem Jaukenberge steht ein Fels, der heißt Romaskofl. Er hat viele Höhlen und scheint wie von Blutstreifen überzogen. Aus diesem Felsen hörten einst die Hirten Kindergewimmer. Einer der Hirten füllte seine hölzerne Schüssel mit Speise und setzte sie an den Stein. Als er wieder hingieng, funkelte es in der Schüssel von lauterm Silber. Diesen Dank der Alfrauen nahm der Hirt mit sich, und als das sein Genosse sah, setzte er ebenfalls eine hölzerne Schüssel — aber mit Steinen gefüllt — an den Felsen. Als er nachsehen wollte, schmetterten ihn die Alfrauen an den Felsen, dass das Blut hinabrann.

(Mitgetheilt aus Klagenfurt.)

157. Die Elbputzen.

Wenn die Sennen am St. Kilianstag auf die Alpen fahren, welche auf dem Bergzuge liegen, der vom Rothhorn sich rechts vom großen Walserthale bis gegen den Rhein hin erstreckt, und im Besitze der Gemeinden Schwarzenberg, Bezau und Mellau sind, werden sie von einer Prozession mit Kreuz und Fahnen begleitet. Es geschieht dieß um die Weiden zu weihen, welche von den Elbputzen arg heimgesucht werden, so dass oft in einer Nacht die Quellen versiegen, Gras und Kraut verdorret, und Vieh und Menschen elend dahinsiechen. Manchmal muß auch der Kapuziner von Bludenz in solcher

Noth gerufen werden, dessen kräftigem Segensspruch es eher gelingt die boshaften Kobolde zu bannen, welche öfter Menschen und Vieh in Abgründe locken, wo sie jämmerlich umkommen.

(Mündlich, aus dem Bregenzer Walde.)

Am Niederbauen (der Tellsplatte in Uri gegenüber) hat vor Zeiten der Elbst gehauset und den Hirten viel Schabernack angethan. Man hat ihn gesehen in der Gestalt einer schwarzen Sau, meistens aber als mosbewachsenen („übermieseten") Wurzelstock, zuweilen auch als morschen Baumstamm. Die Selisberger haben den Elbst sehr gefürchtet.

158. Der Hausgeist erlangt eine Kleidung.

Im Siebenthale lebte einst ein guter, einfältiger Mann, Namens Jörg. Dem hatte sein Vater ein wenig Land hinterlassen und eine Stampfmühle, Hafer oder Gerste zu stampfen. Nebenbei verdiente sich Jörg etwas durch taglohnen. Wenn er aber außen arbeitete, so ward die Mühle nicht in gutem Gang erhalten, oder es wurde nichts aufgeschüttet oder die Mühle ward nicht zur rechten Zeit gereinigt. Jörg vermochte keinen Knecht zu halten. Darum gieng eine Zeit lang der Erwerb mehr hinter sich als vor sich und Jörg hatte Lust die Stampfmühle gänzlich aufzugeben. Da geschah es, als er eines Abends heim kam, dass er die Mühle sauber gereinigt fand, alles Geräth an seinen Ort gebracht und das Wasser abgestellt, weil die Stampfe nichts mehr zu schaffen hatte. Das gefiel Jörgen und er hätte wohl gern gewust, wer ihm diese Gefälligkeit erwiesen. Nachbarn konnten es nicht gethan haben, weil die Mühle abseits in einem Tobel lag, und das nächste Dörflein war fern. Der freundliche Dienst kehrte wieder; besonders am Samstage fand er, vom Dorfe zurückgekehrt, alles

in der Ordnung, ohne die mindeste Spur von Bosheit oder Ungeschick. Das fieng ihn an zu wundern, und anstatt nach wie vor seinem Tagewerk obzuliegen, begann er zu grübeln, wer wohl der unsichtbare Helfer sei. Oft kam er in der Mitte des Tages heim, um ihn zu überraschen, lag Stunden hindurch im Hinterhalte, und sah doch weder jemanden kommen noch gehen. Da schien ihm's nicht recht heimlich, und anstatt fernerhin draußen zu lauschen, verbarg er sich oben auf dem Estrich unter dem Dache, hob einen Laden in die Höhe und blieb mäuschenstill niedergelegt, um hinabzuspähen in den Mühlenraum.

Es war an einem Samstage, wo das Fegemännchen allemal zur Arbeit kam. Da gieng im Fußboden der Mühle ein Brett in die Höhe. Ein Spitzkopf guckte, gleich einer Fledermaus, schüchtern aus dem Loche hervor, niesete, wie wenn die Oberluft ihm die Nase kitzelte, fuhr dann vollends in die Höhe, und es zeigte sich ein bewegliches Männchen, das, kaum drei Fuß hoch, an allen Gliederchen aber derb und gewandt, mit Behendigkeit zur Arbeit schritt. Im Nu war jedes verrichtet. Gerste, die noch vorräthig in den Säcken stund, ward hurtig eingeschüttet, die Stämpfel hämmerten rasch, das zermalmte kam wieder in die Säcke, die Hämmer wurden gesäubert, der Stampftrog ausgefegt, alle Getriebe mit Öhl gesalbt, aller Staub hinweggewischt, jeder Abgang in einen Kasten geworfen, und endlich das Wasser abgestellt durch einen Ruck an der Kurbel, welche nach außen mit Rad oder Rinne zusammenhieng.

Der einfältige Jörg wuste nichts vom Erdvölklein; er dachte keinem Menschen ein Wort zu sagen, aber von der Sache waitlich Gewinn zu ziehen. Während Jörg noch verwundert gaffte, stellte das Fegmännchen alles Geräthe an

seinen gehörigen Platz, hockte dann possierlich auf den Stampfertrog, wiegte das Köpflein in den Händen und summte:

Fehlt das Kleidchen, fehlt der Kranz,
fehlen Schühlein mir zum Tanz,
rührt' ich doch mich, heissassa!
lustig in der Mühle da.

Hui war's verschwunden, in den Boden hinab, und der Laden gieng wieder in seine Fugen, so dass Jörg, als er hinabgeschlichen, ihn nicht mehr von den übrigen zu unterscheiden vermochte.

Die Neugier trieb Jörgen nun oft, den lustigen Mühlknappen zu beschauen, und als dieser einst wieder aus dem Loche aufduckte, ward Jörg gewar, daß Hütlein, Mäntelchen und Schühlein erbärmlich abgetragen waren. Er nahm sich also vor, dem Männlein neue Kleidung machen zu lassen. Diese hängt er eines Samstags in der Stampfmühle an einem niedrigen Nagel auf und meint wunder was er kluges angestellt habe. Von fern beobachtet er nun wieder, wie das Fegmännchen hervorkommt und im Hui sich an die Geschäfte macht. Alsdann gewart es den Putz, springt freudig in die Höhe und legt alles an. Endlich fängt es an zu hüpfen und singt ganz laut:

Ig nit meh Gerste stampfe ma (mag);
ig schön Chleideli ha (habe),
ig jitz tanze ga! [1])

Da sprang der Laden auf, das Männlein schloff in seinem saubern Putze hinab und ließ die Fetzen liegen. Und seit jener Zeit hat es sich nie wieder sehen lassen.

(Von Wyß erzählt.)

[1]) Nach einer andern Erzählung geschah dieß in einer Öhlmühle. Hiernach lautet das Sprüchlein: Nei, e söttige Ma (solch ein Mann), i söttigem Chleid, putzt kei Öhli meh!

159. Der kleine Futterknecht.

Zu einem Bauern im Kanton Bern, der sein Heu an einem abgelegenen Orte verfütterte, kam eines Abends ein Männlein und bot sich ihm an als Futterknecht. Der Bauer nahm ihn an. Das winzige Männlein pflegte das Vieh seines Meisters sehr gut, und brauchte doch wenig Futter, so dass sein Meister sagte, er habe bei so viel Vieh noch nie so wenig Futter gebraucht. Im Frühling ließ er dem Gehilfen eine neue Kleidung von Zwillich machen. Als er sie das erste Mal anzog, sagte er: „Nui Hosa ha, wißi Hosa ha, nüt meh ga futtren ga," gieng sogleich fort und nachher sah man ihn nie wieder.

(Mündlich, von einen Berner Lehrer.)

160. Die Nachtfrau.

Wenn in den Haushaltungen des Kantons Zürich etwas verrichtet ist und niemand weiß wer es gethan hat, so sagt man: die Nachtfrau hat es gethan. Ist ein Geschirr gebrochen oder etwas verlegt, und niemand will etwas davon wissen, so heißt es: dann wird's wohl die Nachtfrau gethan haben.

(Mündlich, aus Zürich.)

161. Die Gottwährinnen fürchten den Wind.

In den Schründen des vielfach zerklüfteten Gebirges der Visperthäler (in Wallis) soll es wilde Leute geben, welche den Wind nicht ertragen können und das Sprüchlein haben:

„Alle Wetter angenehm,
wenn nur kein Wind käm!"

Dieses koboldartige Geschlecht „Gottwährinnen oder Gottwährinnen" genannt, das zuweilen mit den Thalbewoh-

nern verkehrt, zeichnet sich durch seine kleine Leibesgestalt aus und ist den Menschen zuthunlich und hülfereich.

(Mündlich, aus Wallis.)

162. Ein Gottvährinne als Mühlbursche.

In der Mühle zu Täsch im Zermattthal (Kt. Wallis) diente ein Gottvährinne als Mühlbursche. Da sein Kittelchen so sehr zerrissen war, ließ ihm die Dorfgemeinde ein neues machen, worauf das Männlein für immer verschwand, vor sich hinmurmelnd:

Hübsche Man, arme Man,
jez nimme Mülli mehle gan!

(Eine ähnliche Sage fand ich im großen Walserthale im Vorarlberg, wo eine Bäuerin mir versicherte, ihre Mutter habe oft mit diesen wilden Leuten verkehrt. Dort ist der Mühlbursche in einen Sennen verwandelt.)

163. Ein Gottvährinne ist Pathe.

Ein Gottvährinne gieng viel aus und ein in einem Hause im Dorfe Fee, das hoch oben zwischen dem Alphubel, Saas und dem Dorfe Fee liegt. Als die Hausfrau in die Wochen kam, gewann ihn der Mann zu Gevatter, worauf er die Wöchnerin einlud, ihn in seiner Felsschlucht zu besuchen, um das Pathengeschenk zu holen. Diese fand sich auch willig ein, erhielt aber nur einige Kohlen, welche sie auf dem Rückwege, verdrießlich über die geringfügige Gabe, bis auf eine von sich warf. Aber siehe da, des andern Tages hatte sich diese eine in blinkend Gold verwandelt; die übrigen waren nicht mehr aufzufinden.

(Mündlich, aus dem Thal der Saasen-Visp in Wallis.)

164. Der Traubenhanſel.

Wenn die Trauben reifen, ſo drohet man im Zürichgebiete den Kindern mit dem Trubehanſl: Wänd' in d'Räbe gahſt un Trube nimmſt, ſo chunt de Trubehanſl mit dem Hake und zert (zerrt, zieht) di in Boden ie, d. h. Wenn du in die Reben gehſt und Trauben nimmſt, ſo kommt der Traubenhanſl mit dem Haken und zieht dich in den Boden hinein.

(Alſo eine Art „Hakemann" nicht bloß für die Gewäſſer, ſondern auch für die Erde. Es mag wohl die Idee vom Waſſermann auf einen Traubengeiſt übertragen ſein. Mündlich aus Rickenbach.)

165. Die Quelljungfer.

Am Fuße des majeſtätiſchen Calandaberges über dem Dorfe Haldenſtein (bei Chur) ſteht die Ruine der Burg gleiches Namens. Sie iſt großentheils zerfallen, ein Theil iſt mit dem Felſen, auf dem er ſtund, in die Tiefe geſtürzt. Unweit von der Ruine ſprudelt eine reiche Quelle mit herrlichem Waſſer, Dort ſieht man zu Zeiten eine weibliche Geſtalt, weiß angethan, neben der Quelle ſitzen. Es iſt die Quelljungfer, die Seele des Brunnens, die dem Waſſer Kraft verleiht, Kranke zu heilen. In früheren Zeiten wallten viele zu der Quelle und vielen ſchenkte ſie die verlorene Geſundheit wieder. Die Quelle fließt heute noch ſo klar wie vor Jahrhunderten; die Quelljungfer hat man aber lange nicht mehr geſehen und das Waſſer ſcheint ſeine Heilkraft verloren zu haben.

(Mitgetheilt von Chr. Teſter in Chur.)

166. Der Wildſee-Nichs.

Dem Säntisberge gegenüber erhebt ſich ein Gipfel, genannt der alte Mann, an deſſen Oſtſeite der Wildſee iſt, ein

mit Waſſer und Eis erfüllter, unergründlicher Felſentrichter. Ein Hirtenknabe, der ſeine Tiefe unterſuchen wollte, vernahm, als er an den Rand des Waſſers trat, eine dumpfe Stimme, die ihm zurief: „Laſs mich oder ich faſs' dich."

In Glarus u. a. O. warnt man die Kinder vor dem Waſſer, indem man ſagt: der Haggäma (Hakemann) kommt. Dieſer Hakemann zog einen Hirten in die Tiefe, als er über den Oberblegiſee ſchwimmen wollte.

(Mündlich, aus Sargans.)

V.

Mythiſche Thiere. Perſonifikazion. Mythiſche Auffaſſung und Deutung von Naturerſcheinungen.

167. Die Hausnattern.

In Österreich hat man vor den „Hausadern" eine fromme Scheu. Diese Thiere halten sich in den Wohnhäusern auf und zeigen sich manchmal mit ihrer gelben Krone auf dem Haupte. Die Bewohner thun ihnen nichts zu leide, denn sie bringen Glück und Segen. Die abgelegte, fast silberweiße Haut der Nattern hat eine heilende Wirkung; nur darf man sie nicht mit der bloßen Hand berühren, sonst geht die Kraft verloren. Wo die „Hausadern" ihre Kronen ablegen, da bringen sie unermeßlichen Reichtum.

Will man ihrer Krone habhaft werden, so muß man ihr aufpassen, wann sie zum trinken geht. Dort legt sie die Krone ab. Man breitet vorher ein weißes Tuch aus und sobald die Krone abgelegt ist, schlägt man das Tuch zusammen [1]) und fliehet, denn wenn die Natter jene Person erreichen kann, so versetzt sie ihr einen gefährlichen Biß. Hat eine Natter ihre Krone auf diese Weise verloren, so wird sie von den jungen Nattern so lange verfolgt, bis sie getötet ist.

(Mündlich. S. Grimm Myth. 650.)

168. Das Natternkränzchen.

Der Sage nach gibt es Nattern, welche auf dem Kopf ein silbernes Kränzchen haben. Diese Nattern sind aber sehr

[1]) Dieß geschieht bei Hebung eines Schatzes überhaupt s. Grimm Myth. S. 923. Vergl. S. 929. 650.

selten und haben die Eigenschaft, daß sie sich in jedem Jahre nur einmal baden und zwar jedesmal an einem Sommermorgen in einer Quelle, aus der an demselben Morgen noch kein Thier getrunken hat. Wenn sich eine solche Natter baden will und eine geeignete Quelle gefunden hat, so löst sich das silberne Kränzchen von ihrem Kopfe und sie legt dasselbe während des badens auf einen trockenen Stein; sobald sie aber die Quelle verläßt, drückt sie ihren Kopf auf das Kränzchen, worauf dasselbe wieder so fest anwächst, als ob es noch nie abgelegt worden wäre. Ist jemand so glücklich ein solches Kränzchen zu bekommen während die Natter noch im Bade ist, so kann er mit demselben nicht nur sein Gut erhalten, sondern auch vermehren; denn wenn er diesen Schatz zu seinem Gelde legt, so kann er davon ausgeben, so viel er will, ohne das es weniger wird; legt er das Natternkränzchen zu seinem Getreide, so kann er davon immer wegnehmen, ohne daß er nur den geringsten Abgang bemerkt; nimmt er aber das Kränzchen wieder vom Getreide weg und legt es zu einem andern Gegenstand, so geht die merkwürdige Eigenschaft auf diesen über, u. s. w. Die Wirksamkeit der Natternkränzchen hört mit dem Tode des Besitzers nicht auf, daher kann es von einem Menschen auf den andern übergehen, der letzte Besitzer desselben gehört aber dem Teufel.

Eines Morgens ritt ein armer Bauer durch einen Wald, und weil ihn dürstete, so stieg er von seinem Esel, um zu einer nahen Quelle trinken zu gehen. Der Bauer erschrack heftig, als in dem klaren Wasser eine große Natter sich winden und drehen sah, denn er hielt dieß für eine üble Vorbedeutung; alsbald gewarte er aber auf einem neben der Quelle liegenden Steine ein herrlich glänzendes silbernes Ringlein. Schnell fiel ihm ein, daß das ein Natternkränzchen sein könnte,

hob es auf, sprang auf seinen Esel und ritt vergnügt davon. Als die Natter bemerkte, daß ihr das Kränzchen gestolen war, fuhr sie zischend aus dem Wasser und sprang in großen Sätzen dem Bauer nach, der auf seinem Esel nicht schnell genug vorwärts kommen konnte; er sprang ab und lief davon; als er sich wieder umsah, bemerkte er zu seinem Schrecken, daß sich noch mehrere Nattern zur beraubten gesellt hatten, und ihn mit gleicher Wuth verfolgten; endlich erreichte er eine Eiche, an der ein Heiligenbild befestigt war. Erschöpft klammerte sich der verfolgte an dasselbe. Die Nattern konnten ihm hier nichts anhaben, aber sie legten sich zischend am Fuße der Eiche hin; sobald der Bauer das Heiligenbild aus den Händen gelassen hätte, wäre er des Todes gewesen. Der unglückliche glaubte sich schon verloren, denn die Schlangen wollten die Eiche nicht verlassen. Da kam ein altes Weib und wollte bei der Eiche ihre Andacht verrichten; als sie den Bauer in seiner Todesangst erblickte, fragte sie ihn, wie er an diesen Ort gekommen sei. Der unglückliche erzählte ihr kurz sein Abenteuer und war sehr erstaunt, daß die Nattern der Alten nichts thaten. Diese sagte ihm, daß sie im Stande sei, Nattern zu bannen, und deshalb sei sie unbeschädigt geblieben; sie versprach auch ihn von seinen Verfolgern zu retten, wenn er ihr sein Natternkränzchen zum Lohne geben wolle. Anfangs besann sich der Bauer; als er aber einsah, daß sich nichts anderes machen lasse, willigte er ein. Das alte Weib murmelte einige Formeln und die Schlangen stoben zischend auseinander. Kaum sah sich der undankbare frei, so dachte er, das Kränzchen sei ein zu kostbarer Preis für so geringe Mühe, und gab es der Alten nicht, welche sich nicht rächen konnte, da sie wohl Schlangen bannen, aber nicht berufen konnte. Der Bauer nahm sie in sein Haus und ließ ihr nichts abgehen. Mehrere Jahre

benützte er das Kränzchen mit dem glänzendsten Erfolge; seine Getreideböden waren immer gefüllt und sein Geld gieng nie zu Ende. Er war aber immer so vorsichtig, daß er der Alten nie sehen ließ, wohin er das Kränzlein legte; einmal aber erlauerte sie es doch, und kaum hatte sich der Bauer entfernt, als sie ihn seines kostbaren Schatzes beraubte und davongieng. Der Bauer merkte alsbald seinen Verlust; er hatte sogleich die Alte in Verdacht, denn außer ihm und dieser wuste niemand sein Geheimnis, allein alle Bemühungen, die Zerstörerin seines Glückes zu finden, blieben fruchtlos. Dieser gieng es unterdes sehr gut, denn sie benützte ihr Kränzchen wie ihr Vorgänger und ward dadurch sehr reich. Einmal legte sie ihr Natternkränzchen in ihren Schüttboden, und begann ihr Getreide in die Mühle zu führen; da geschah es, daß sie, ohne es zu wissen, das Natternkränzchen mit wegführte; der Müller schüttete das Getreide nach und nach in die Gosse; als aber das Natternkränzchen in dieselbe kam, wollte sie gar nicht leer werden. Der Müller konnte das nicht begreifen; er wartete noch einige Stunden; als aber schon alles mit Mehl gefüllt war und die Gosse noch immer so voll blieb als sie im Anfange war, so hob er dieselbe ab und durchsuchte sie; da fand er ein silbernes Ringlein. Sogleich fiel ihm ein, daß dieß ein Natternkränzchen sei; erfreut nahm er es zu sich und legte es zu seinem Gelde; bald darauf kam die Alte und verlangte mit Ungestüm ihr Kränzchen. Der Müller stellte sich als wüste er gar nichts davon, ließ von der Alten die ganze Mühle durchsuchen und betheuerte, daß er kein Natternkränzchen gesehen habe. Betrübt gieng sie fort und starb bald darauf. Der Müller machte sich sehr wenig daraus, als er hörte daß die Alte tot sei und legte sein Kränzchen bald da bald dorthin. Da kam ihm der Gedanke, das Kränzchen statt in einen Schüttboden gleich in eine volle Gosse zu legen, und zu malen.

Er that es; einige Tage gieng die Mühle ununterbrochen fort und der Müller war ganz glücklich über seinen guten Einfall; da aber kam das Kränzchen immer näher zur Öffnung der Gosse, und auf einmal war es zwischen den Mühlsteinen, welche es zu Pulver zermalmten. Alsbald war die Gosse leer. Der erschrockene Müller sah nach, suchte sein Kränzchen, aber er fand nichts mehr. Kaum gewarte er seinen Verlust, als sich ein fürchterliches Gewitter zusammenzog. Der Blitz schlug in die Mühle ein, und sie verbrannte; der Müller fand unter ihren Trümmern sein Grab und gehörte als letzter Besitzer des Natternkränzchens dem Teufel.

(Mündlich, aus Stockerau in Nied. Österr.)

169. Die Natternkönigin.

Zu Schnifis bei St. Gerold (Vorarlberg) erzählt man von „Odern" (Nattern), die goldene Krönchen auf dem Kopfe haben. Ein Hirtenbube soll einst ein ganzes Nest voll solcher Nattern entdeckt haben. Von weitem fiel ihm besonders ein Krönchen ins Auge, das wie Diamanten funkelte. Die Nattern lagen gerade so über einander, daß sie ihn nicht bemerkten. Er schleicht näher heran, um das Krönchen der Königin zu erhaschen, und sieht, wie diese zu einem Brunnen sich begibt und vor dem trinken das Krönchen ablegt. Im Nu erhascht er die prächtige Krone und macht sich schnell auf und davon, den Berg hinunter nach Schnifis zu. Als er schon weit unten war, bemerkt die Natter, daß ihre Krone fehlt, und pfeilschnell schießt sie dem Buben nach. Es wäre ihm übel gegangen, wenn er nicht schnell die Krone weggeworfen hätte und davon gerannt wäre. So wenig als der Snifiserbub hat sonst jemand ein „goldi

Krönele" erwischt. Die Nattern dürfen es nicht zurücklassen, sie wehren sich auf Tod und Leben.

(Mündlich.)

170. Die Königsschlange.

Bei einem Dorfe an der ungarisch-steierischen Grenze ist ein großer Sumpf, welcher der Aufenthalt vieler Schlangen war, die unter der Herrschaft einer Königsschlange stunden. Es war diese eine große schöngefleckte Schlange, welche am Kopfe eine goldene Krone hatte, die sie ablegen und aufsetzen konnte. Diese Krone hatte die Eigenschaft, dass derjenige Gegenstand, unter welchen man dieselbe legte, nie weniger ward, wenn man auch noch so viel davon wegnahm. Dieß war im Dorfe allgemein bekannt, und lockte einen habsüchtigen Bauernjungen an, sich in Besitz der Krone zu setzen, es koste was es wolle. Zu diesem Zwecke stellte er in der Nähe des Sumpfes einen Tisch auf, breitete ein Tuch darüber und stellte einen großen Topf mit Milch darauf. Nachdem er dieses gethan hatte, versteckte er sich hinter einem nahen Busch, wo er ein schnelles Pferd in Bereitschaft hatte. Es dauerte nicht lange, so kam die Königsschlange, durch den Geruch der Milch angelockt, auf den Tisch zugekrochen, legte ihre Krone auf das ausgebreitete Tuch, und fieng an die Milch zu verzehren. Als der Bauernjunge dieses sah, schlich er leise hinzu, schlug das Tuch zusammen und lief mit der Krone in dem Tuche dem Busche zu, schwang sich auf das Pferd und ritt im strengsten Galopp seiner Hütte zu. Die Schlange aber, als sie sich der Krone beraubt sah, ließ einen durchdringenden Pfiff hören, auf den allsogleich hunderte von Schlangen aus dem Sumpfe kamen und dem Reiter unter fürchterlichem Gezische nachsetzten.

Als der Bauernjunge in die Nähe seines Hauses kam, schrie er laut, worauf der Knecht das Thor öffnete und den Jungen hereinließ und dann das Thor fest verschloß. Ganz erschöpft stieg der kühne Reiter ab, das Tuch mit der Krone noch in der Hand haltend. Dem schweißtriefenden Pferde strich er mit der Hand über den Rücken, aber siehe da! die Schlange, welche sich in den Schweife des Pferdes verborgen hatte, sprang auf ihn los, umringelte ihn und biß ihn in die Brust. Auf sein Geschrei eilte der Knecht mit einem Messer herbei und tötete die Schlange. Allein es war zu spät, der junge Bauer endete bald darauf sein Leben unter fürchterlichen Qualen. Der Knecht nahm jetzt die Krone für sich, legte sie unter sein Geld, wurde immer reicher und kaufte sich ein Grundstück nach dem andern; dabei aber wurde er alle Tage geiziger, so daß sie ihn nur den reichen Filz nannten. Vor seinem Tode vergrub er die Krone, von der ihm sein Reichtum gekommen war, in seinem Walde, welcher seit der Zeit außerordentlich wildreich sein soll.

(Mündlich.)

171. Die Schlangenkönigin.

a. Vor vielen Jahren giengen mehrere Leute von St. Georgen nach dem benachbarten Dorfe Geinberg in Ober-Österreich, um dem dort stattfindenden Kirchweihfeste beizuwohnen. Ihr Weg führte sie an einem Teiche vorüber. Die meisten hatten ihn schon im Rücken, als plötzlich einer, welcher etwas zurückgeblieben war, ausrief: Ei seht, was liegt denn hier! Und er hob ein glänzendes Stück vom Boden auf. Das Stück hatte die Gestalt einer Krone, und alle, welche auf den Ruf herbeigeeilt waren, betrachteten es mit Verwunderung. Da kam auch ein alter Mann, um zu sehen, was es sei. Kaum hatte

er den Fund erblickt, als er rief: Lauft was ihr könnt, und verliert das Stückchen nicht; es ist die Krone der Schlangenkönigin, und mehr wert als ein Königreich. Sogleich ergriff nun alles die Flucht, denn jedermann wuste, daß wenn sie nicht aus dem Gebiete der Schlangenkönigin eilten und diese ihren Verlust bemerkte, es vielleicht um ihr Leben geschehen wäre. Schon waren sie auf der Grenze, als ein eigenthümlicher Pfiff erfolgte. Von allen Seiten erhoben sich jetzt Schlangen, welche zischend durch die Luft fuhren, und den flüchtigen nacheilten. Schon hatten sie die hintersten erreicht, allein sie achteten dieser nicht, und jagten nur demjenigen nach, welcher die Krone hatte. Der hatte schnell einen kleinen Vorsprung gewonnen. Schon glaubte er der Gefahr entgangen zu sein und wollte eben den letzten Sprung über einen kleinen Bach thun, als eine große dicke Schlange sich um seine Füße wand. Eilig zog er sein Messer, um sich zu befreien, allein es war zu spät. Es hatten ihn schon mehrere Schlangen erreicht, die seinen Körper umringelten. Er stürzte nieder. Immer fester zogen dieselben sich zusammen, und der Mann glaubte schon, seine letzte Stunde habe geschlagen, als ihm einfiel, dass wenn er die Krone herausgäbe, das Ungeziefer ihn vielleicht loslassen würde. Gedacht, gethan. Kaum war die Krone wieder am Boden, als auch die Thiere nachließen, und sich nach und nach zurückzogen. Eine von ihnen nahm die Krone, und brachte sie der Königin. Die übrigen Leute hatten sich beeilt, über die Grenze zu kommen, und sahen von hier aus den Kameraden in seiner mislichen Lage, ohne ihm helfen zu können. Einen andern, der sich hinüber gewagt, hatte ein gleiches Schicksal getroffen. Nachdem nun diese beiden erlöst waren, begaben sich alle auf das Kirchweihfest, wo der Vorfall viel Aufsehen machte. Mehrere Männer giengen mit geladenen

Gewehren nach dem Schauplatz, allein es war nichts mehr zu sehen.

b. Von der Schlangenkönigin erzählt die Sage noch folgendes:

In dem benachbarten Baierlande lebte in uralter Zeit ein mächtiger König. Dieser hatte keine Kinder außer eine Tochter. Das machte ihm viel Kummer, da er gern gesehen hätte, daſs ein Sohn nach seinem Tode den Thron bestiege. Oftmals hatte er schon zu Gott um die Erfüllung dieses Wunsches gebetet, allein er blieb unerhört, und so wandte er denn seine ganze Liebe und Sorgfalt seiner Tochter zu. Einstmals gieng er mit ihr spazieren; auf dem Wege begegnete ihnen ein altes Weib, welches eine kleine Natter liebkoste. Ach wie abscheulich, rief die Königstochter aus, als die Alte eben die Natter küßte. Bei diesen Worten fuhr das Weib auf, betrachtete längere Zeit die Königstochter, und sagte dann zu ihr: Nun, weil du das arme Thier gar so abscheulich findest, so sei von dieser Stunde an auch ein solches, und bei diesen Worten berührte sie das Mädchen mit einem Stäbchen, welches sie in der rechten Hand hielt. Der König hatte es nicht hindern können und er gewarte nun mit schaudern, wie aus seiner geliebten Tochter eine Natter wurde, welche sich zu seinen Füßen legte, und die kleinen Augen wie bittend zu ihm erhob. Dann sprach die Hechse: auch hier bei deinem Vater, wo man dich hegen und pflegen würde, sollst du nicht bleiben, sondern über das Wasser, welches die Grenze eures Landes ist, must du hinüber, damit du alle Mühen und Plagen fühlst, welche ein so armes Thier, das du verachtest, auszustehen hat. Und abermals berührte die Hechse mit dem Stabe die zur Natter gewordene Königstochter, und schnell wie der Blitz schoß diese in der angezeigten Richtung fort. Nun aber erhob sich der König, welcher während dieses Vorganges

kaum seiner Sinne mächtig gewesen war, und stürzte mit gezücktem Schwerte auf die Hechse los. Diese aber hielt ihm einfach den Zauberstab entgegen, und sagte, wenn er sich nicht gleich zurückziehe, so werde er mit seiner Tochter gleiches Schicksal haben. Der König, welcher sah, dass hier mit Gewalt nichts auszurichten sei, nahm nun zu Bitten seine Zuflucht. Allein die beleidigte Hechse wollte durchaus ihre Verwünschung nicht mehr zurücknehmen. Da jedoch der König immer mehr in sie drang, dass sie ihm sein geliebtes Kind wiedergeben möge, und ihr dafür Reichtum, Ehre und Ansehen versprach, sagte sie endlich zu ihm: Ich besitze wohl die Macht jemanden zu verwünschen, nicht aber, die Verwünschung wieder zurückzunehmen. Das einzige, was ich für dein Kind thun kann, ist, dass ich es zur Schlangenkönigin erhebe, und ihm dadurch ein erträgliches Loß bereite. Laß daher eine ganz kleine goldene Krone verfertigen, und bringe sie nach drei Tagen auf diesen Platz, ich werde sie holen und deiner Tochter geben. Diese muß die Krone so lange tragen, bis sie durch die Strömung des Wassers ganz verschwunden ist. Sorge daher, dass das Gold rein sei, denn je lauterer dasselbe ist, desto eher verschwindet es, und du kannst daher das Leiden deiner Tochter abkürzen. Traurig gieng der König nach Hause, und ließ eine Krone von dem reinsten Golde fertigen. Nach drei Tagen erschien die Hechse wirklich auf dem Platze, wo der König sie erwartete. Er übergab die Krone und bat die Alte noch einmal, dass sie seiner Tochter gnädig sein möge.

Nach dem Volksglauben nun hat diese Krone den Wert eines Königreiches, und die Schlange lege dieselbe ab, wenn sie an warmen Tagen manchmal aus dem Wasser hervorkomme. Hat nun jemand zu rechter Zeit ein weißes Tuch ausgebreitet, so legt sie die Krone darauf. Ist einer so glücklich, und kommt

ohne von der Schlange bemerkt zu werden, außer eine gewisse Grenze, so ist die Königstochter erlöst, und die Krone gehört ihm. Bemerkt ihn aber die Schlange, so ist sie gezwungen einen Pfiff zu thun, und dann kommen von allen Seiten Schlangen herbei, um die Krone ihrer Königin zu retten.

(Mündlich, aus Obernberg an der baier. österr. Grenze.)

172. Die Schlange schenkt eine Krone.

a) Vor alten Zeiten lebte zu Bützberg (Kt. Bern) ein reicher Bauer, dessen Magd alle Tage auf eine etwa eine Viertelstunde entfernte Matte hinaus muste, um das Vieh zu melken. Da kam allemal eine große Schlange zu ihr auf die Matte und trank von der Milch. Nach einiger Zeit verheiratete sich diese Magd. Und als sie beim Hochzeitsmale saß, kam dieselbe Schlange langsam zur Thür herein, und legte der Braut eine prächtige goldene Krone vor die Füße. Darauf machte die Schlange eine Verbeugung und wand sich wieder zur Thür hinaus.

(Mündlich. Vergl. die bekannte Sage von Karl d. Gr. Grimm Sagen. Nr. 453 Auch Nr. 220.)

b) Im Walserthale (Vorarlberg) erschien einst im Stalle, während man die Kühe molk, eine Natter. Alle erschracken, jedoch zeigte sich dieselbe sehr gutmüthig. Sie kehrte von Zeit zu Zeit wieder, und man gab ihr Milch zu trinken. Dieß veranlaßte sie öfter wiederzukehren, und sie wurde sehr vertraut. Dann aber blieb sie längere Zeit aus. Endlich zeigte sie sich wieder, als das Mädchen vor dem Stalle mit dem Kinde spielte; sie legte demselben eine Krone in den Schoß, gleichsam zum Danke. Seit der Zeit kam sie nicht mehr.

(Mündlich.)

c) Ein Bauer im Thale Pillersee (im nordöstl. Tirol) hatte auf einem grasreichen Bergrücken eine Alm. Da wurde

alle Feiertage in Saus und Braus, mit singen, spielen und tanzen zugebracht. Einmal bekam die Gesellschaft Lust zu kegeln, allein es fehlten Kegel und Kugeln. Was sollte man anfangen? Der Melker war ein findiger Kopf, der nicht leicht in Verlegenheit gerieth. Er machte aus frischer Butter Kegel und Kugeln. Dann wurde auf der Diele der Hütte darauf losgespielt. Nun begann plötzlich das Gebäude zu sinken; wo es gestanden, bildete sich ein kleiner See, der noch jetzt zu sehen ist. Alle ertranken, außer dem Spielmann; dieser schwamm auf seinem Stuhl aus dem Wasser: er hatte nur wider Willen mitgehalten. Weil dieser See oft stockt, braust oder — wie das Volk sich ausdrückt — pillt (brüllt), so hat er — sagt man — den Namen Pillersee erhalten und sei das ganze Thal nach ihm geheißen. Bis jetzt weiß niemand, wie tief er ist. Einer suchte ihn zu ergründen, da vernahm er aus der Tiefe eine dumpfe Stimme:

Ergründest mich,
so schlünd ich dich!

Wer an seinen Ufern sich ins weiche Gras streckt und einschläft, der ist beim erwachen stets mit den Füßen im Wasser. Einmal setzte sich ein Bauer da nieder, um zu rasten. Er schaute auf den klaren Spiegel hin und machte sich allerhand Gedanken. Es fiel ihm auch sein Unglück ein, daſs er keine Kinder hatte. Wenn mir der liebe Gott noch diesen Stein vom Herzen nähme, seufzte er, dann wär' ich ganz glücklich! Da kamen zwei Nattern aus dem See und jede gab dem Bauern ein Krönlein, die eine ein weißes, die andere ein rothes. Das weiße, sagten sie, sollte er seinem Weibe bringen, dann würde ihm alles nach Wunsch gehen. Der Mann eilte nach Haus und reichte dem Weibe das Krönlein. Nun bekamen

sie mit der Zeit mehrere Kinder und waren glücklich ihr Leben lang.

173. Die Frau mit der Schlange.

Etwa 3 Stunden von Stein (an der Donau) stund ein kleines Haus, welches von einer reichen Bauerswitwe bewohnt wurde, die bei den dortigen Leuten in sehr schlechtem Rufe stand. Einst schickte sie am Pfingstsonntage ihre Magd auf die Wiese, für das Vieh einiges Gras zu holen; kaum aber hatte die Magd auf der Wiese Hand angelegt, so kam eine große Schlange auf sie zugekrochen, und befahl ihr nach Hause zu gehen, indem man an einem Feiertage keine knechtlichen Arbeiten verrichten dürfe. Als dieses die Magd hörte, lief sie eilends nach Hause und erzählte es ihrer Frau. Diese aber schalt sie eine faule Dirne, die nicht arbeiten wolle, und befahl ihr mit auf die Wiese zu gehen, und ihr die Schlange zu zeigen. Sie giengen jetzt beide auf die Wiese, die Bäurin fieng an Gras zu schneiden und augenblicklich war auch die Schlange wieder da, und gebot ihr aufzuhören, wo nicht, so müsse sie schwer dafür büßen. Als die Bäurin diese Drohung hörte, wurde sie böse und wollte mit der Sichel nach der Schlange hauen. Kaum aber hatte sie die Sichel erhoben, so sprang ihr die Schlange auf die Brust und wand sich um ihren Hals. Jetzt war die Bäurin in Ängsten und versprach nicht zu „grasen" und nach Hause zu gehen. Die Schlange aber erwiederte: jetzt ist es zu spät, du mußt mich sieben Jahre an deinem Halse tragen. Die Bäuerin mußte sich in ihr Schicksal fügen. Kurz vor Ablauf der sieben Jahre erkrankte sie, und am Morgen des Pfingstsonntages war sie eine Leiche. Von der Schlange aber sah man keine Spur

mehr, nur der Hals der Bäurin war furchtbar angeschwollen und zeigte mehrere mit Blut unterlaufene ringartige Eindrücke.

(Aus Stein in Nied. Österr.)

174. Der Schlangenbanner.

Ein fahrender Schüler soll vor langen Jahren alles giftige Gewürme in dem Saasthale (in Wallis) gebannt haben, so dass es den Triftbach nicht zu überschreiten vermag. Wird eine giftige Schlange weiter hinauf in das Thal gebracht, so ist sie augenblicklich des Todes.

(Mündlich. Über Schlangenbannung s. W. Menzel, christl. Symbolik II. S. 331.

175. Die Bergli-Ateren.

Es ischt e Mal e fährede Schueler i Bergli ufe chu und ine Hütte g'gange. Es wird schätz kei ryche gsi si [1]) (sie chänd nu ander Lüt rych mache), drum het er dem Sänn etis z'Esse gheuschet, der Gottswille. Aber der Senn ischt e herte Dingeler [2]) gsi und het gseit: chum mer a b'Chilbi, [3]) du Strolch. Uf das gat der Schueler i Chräuchthel [4]) übere-n-und tänkt: sine gänds [5]) mer da au nüt? Aber die i Chrauchtel heid em g'gi so viel er het möge, Schotte-n-und Ziger und vum überbliebne Fänz [6]) und heidne gefraget, eb er well übernacht si. Abem z'Nacht sitzet der Sänn und der Zusänn und b'Chnecht mit dem Schueler um b's Für umme und heid Churzwyl. Der Schueler seit: E schüneri Alp gits doch wyt umme keini as

[1]) Wie ich schätz (glaube) kein reicher gewesen sein. [2]) Harter Kerl. [3]) Kirchweih. [4]) Krauchthal, vom Krauchbach durchflossen; gegenüber ist die Berglialp; bei Matt fließen der Krauchbach und Berglibach in den Sernf. [5]) Geben sie mir. [6]) Alpenspeise aus Meh und Butter.

Chrauchtel. Wer meintsds au, seit der Säuu, wämmer nu nüd mit dene Tunstigsatere [1]) plaget wäred. Die Chöge [2]) byßed d's Veh id Bei und fugeb de Chüene d'Milch ußem Uter use. Das ertigist ist, daß die i Bergli kei heid. So? heid sie kei dänne? fraget der Schueler. Sußt seit er nüt. Aber am Morged ist er us=ne Büchel [3]) use gstande und het allerhand Faxe g'macht und Ring g'schlage und d'Atere us Chrauchtel i Bergli übere b'bannt, as me=n=jez i Chrauchtel kei meh gseht und all überänne [4]) sind.

(Kleinthalmundart. O. Heer, im „Kant. Glarus.")

176. Die weiße Natter.

Im Walserthale (Vorarlberg) zeigten sich einst viele Nattern. Mit Hilfe der Bergmännlein wurde man ihrer Meister. Ein solches Männlein machte nämlich ein Feuer an, that einen grellen Pfiff, und im Nu flogen die Nattern ins Feuer. Unglücklicherweise befand sich aber auch eine weiße darunter, die ihn tödlich verwundete.

(Mündlich.)

Zu Salzburg rühmte sich ein Zauberer, er wollte alle Schlangen, die in derselben Gegend auf eine Meile Wegs wären, in eine Grube zusammenbringen und töten. Als er es aber versuchen wollte, kam zuletzt eine große alte Schlange hervorgekrochen. Da er auch diese mit Zauberworten in die Grube zwingen wollte, sprang sie auf, umringelte ihn, so dass sie wie ein Gürtel sich um seinen Bauch wand. Darnach schleifte sie ihn in die Grube und tötete ihn.

(Joh. Weier von Teufels-Gespenstern S. 95. Austria 1846 S. 42.)

[1]) Donnerstagsnattern, milder für: verfluchte Nattern. [2]) Die verdammten Thiere beißen. [3]) Bühel, Bühl. [4]) Da drüben.

177. Abt Hugo bannet Schlangen.

Im südlichen Theile des Kt. Freiburg ist das vom Jaunbach bewässerte Bellegardethal. Hier liegen die Trümmer des Schlosses Bellegarde und der Schwarzensee. In diesem durften bis 1798 die Mönche von Altenryf frei fischen. Diese Gerechtsame hat folgende Veranlassung.

Vor alten Zeiten bewohnte ein wahres Schlangenheer die Alp les grosses Combes, die in dem Gerichtsbanne des Klosters Altenryf liegt. Das Ungeziefer biß Menschen und Vieh und stiftete viel Schaden. Bei jedem Schritte, den man that, wurde man von Schlangen angezischt. Sie drangen in den Staffel, soffen Rahm und Milch, stalen Brot, Käse, Ziger, und wanden sich um die Hälse der heulenden Kühe, welche dann blutigrothe Milch gaben. Kaum wagten sich die Kühe noch dorthin. Betrübt giengen nun die Älpler nach Altenryf zu dem ehrwürdigen Abt Hugo, der im Rufe der Heiligkeit stund und erzählten ihm ihr Herzeleid. Den folgenden Sommer kam der Mönch, wie er's versprochen, nach les grosses Combes. Unerschrocken trat er mitten in das Schlangenheer, das ihn nicht berühren durfte, aber hoch sich bäumend ihn umzingelte und geifernd anzischte. Der Himmel verfinsterte sich und ein fürchterliches Gewitter nahete heran. Es donnerte und blitzte ohne Unterlaß, die Erde dröhnte, es fielen nußgroße Schloßen, mit Menschenhaar vermengt.

Die Sennen sahen von fern mit grausen und entsetzen zu. Ruhig und ernst verrichtete der Mann Gottes seine Gebete, besprengte die giftigen Schlangen mit Weihwasser, beschwor sie, streckte gebietend seine Hand aus und verbannte sie sammt und sonders in den tiefen Grund des nahen Sees. Vor Grimm spieen die Schlangen Gift und Feuer aus. Kaum hatte Hugo

die letzten entscheidenden Beschwörungsworte gesprochen, so klumpten sich die Schlangen kugelrund zusammen, und rollten mit fürchterlichem Getöse die steilen Berghalden über Stock und Stein hinunter in die Tiefen des nahen Sees, dessen Grund von da an ganz rabenschwarz aussieht, weswegen man ihn auch den Schwarzen- oder Mönchssee nennt.

Der Abt winkte die erstaunten, frohen Älpler zu sich. Mit dem Ungeziefer war auch das Gewitter verschwunden. Freudig bezeigten die Sennen dem Manne Gottes ihren Dank, und aus Erkenntlichkeit für den geleisteten Dienst gelobten sie jährlich von ihrer Alp einen schweren fetten Käse im Kloster Altenryf auf dem Altare des heil. Bernhard zu opfern.

Zum Zeichen, daß beides, Wunder und Gelübde wahr sei, drückte der Abt seinen rechten Fuß auf einen nahen Block von Kalkstein, wo heut zu Tage noch der Mönchstritt zu sehen ist.

(Schwab, Ritterburgen und Bergschlösser III. 125.)

178. Der Schlangenbanner in der Wenzelskapelle.

[Diesen Schlangensagen schließe ich eine ganz eigentümliche Überlieferung an, die wahrscheinlich slavischen Ursprungs ist. Ich habe sie mir von einem Manne aus Humpoletz (im südöstl. Böhmen) erzählen lassen, und theile sie genau und ausführlich mit. Zu vergleichen: Simrock, Mythol. 514. Grimm, Myth. 651.]

In der Nähe von Humpoletz in Böhmen steht ein Berg, der den Namen Henkersberg führt. Auf demselben ist die Ruine eines Kirchleins, bekannt unter dem Namen Wenzelskapelle. Hier sollen vor Alters Schlangen gehauset haben, die eine Königin hatten. [1]) Wenn diese starb, wählten sie eine

[1]) Eine solche ist auch in Nr. 220 der deut. Sag. von Grimm auch ein König kommt vor; s. Gr. Myth. 650.

andere und zwar die giftigste und schönste; sie müsse das meiste Gold besitzen, damit sie eine prächtige Krone sich verschaffen könne. Nach der Wahl galten alle übrigen als ihre Diener, die alles thun musten, was die Königin wollte. Nur dann konnten die Schlangen sich an der Königsschlange vergreifen, wenn sie das Gemeingut schlecht verwaltete. Die Diener der Königin waren nicht alle gleich, sondern es bestund eine strenge Rang-Abstufung; die schönsten und reichsten waren in ihrer unmittelbaren Nähe, während die minder schönen und reichen jenen dienten, welche die ersten Diener der Königsschlange waren. Wenn nun jemand, um die Goldkrone zu erlangen, die Königsschlange bannen wollte, so muste er zuerst den Namen des letzten Dieners wissen. Ward der unterste Diener gerufen, so kam er blitzschnell herbei, sagte den Namen des folgenden Dieners, und dieser nannte den nächstfolgenden u. s. w. Die Namen — bis hinauf zur Königsschlange — musten von dem Banner genau nachgesprochen werden. Endlich erscheint die Königin mit der Krone, und nachdem der höchste Diener ihren Namen genannt hat, redet der Banner sie an und bittet um die Krone. Wird dieß alles nicht genau eingehalten, so ist der Banner verloren.

Unterhalb der Wenzelskapelle ist ein Brünnlein. Zu diesem kamen vor vielen Jahren die Mägde von den Pachthöfen, um Wasser zu holen. Als eines Tags Martha, die Hausmagd des Pächters Simon, mit mehreren Mägden der Umgegend dort zusammenkam, erschien auch ein ehrwürdiger Alter mit schneeweißem Haar und Bart. Er bat Martha um den Krug, und nachdem er getrunken hatte, erzählte er folgendes:

Auf dem Pachthofe, der dem Simon jetzt gehört, lebte vor langer Zeit ein goldgieriger Pächter, der hieß Bohuslav. Er hatte gehört, daß in der Nähe zwei Königsschlangen hau-

seten, von denen jede eine Goldkrone mit Diamanten trage. Diese hätte er gern gehabt, und es rieth ihm einer, er möge im Frühjahre, in der ersten Vollmondnacht um 12 Uhr, einen Kreis mit geweihter Kreide vor dem Altare machen und zwar in der Wenzelskapelle. Er that es und dann stellte er sich in den Kreis und sprach einige Zauberformeln. Dann rief er: Du unterster der Diener erscheine und sage mir den Namen des folgenden! Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so erschien eine schöne Schlange, welche den Namen des folgenden Dieners aussprach. Der Banner Bohuslav sprach den Namen genau nach und so bei allen folgenden. Zuletzt ward ihm die Krone in den Kreis geworfen und er entließ die Schlangen mit huldvollen Worten.

So erzählte der Alte und als Martha nach Hause kam, theilte sie alles ihrem Herren mit, dem Pächter Simon. Dieser nahm sich vor, in den Besitz der Krone zu gelangen, welche die zweite Königsschlange trug. Er ließ darum den Alten zu sich rufen. Der machte ihn auf alle Gefahren aufmerksam. In der ersten Vollmondnacht des künftigen Frühjahrs setzte der Pächter Simon sein Vorhaben ins Werk, ungeachtet das Wetter sehr stürmisch war. Zur bestimmten Stunde begab er sich nach der Wenzelskapelle, machte vor dem Altare einen Kreis mit geweihter Kreide und stellte sich mit einer Laterne hinein. Jetzt aber ward dem Frevler bange, nur der Gedanke an den großen Reichtum ermuthigte ihn wieder. Als die Uhr der Wenzelskapelle zwölf schlug, rief er die unterste Schlange Mjnovral. Wie ein Blitz schoß sie herbei; sie nannte die folgende und der Banner sprach denselben Namen aus. Es kam dann auch eine ungeheure Schlange, die Simon bei dem Namen nannte, welchen die vorige ausgesprochen hatte. Sie kam aber herbei unter einer andern Schlange, und diese obere war

die Königsschlange. Dießmal nämlich wandten die Schlangen eine List an, indem sich die Königsschlange auf ihren ersten Diener legte, und sie kam, mit ihrer Krone geschmückt, wie eine Schlange daher. Glaubt nun der Schlangenbanner, es sei eine einzige und spricht er den Namen der sichtbaren Königsschlange aus und sagt: „Königin, gib mir die Krone und sei meine ergebene Dienerin", so hat er sich mit diesen Worten sein Urtheil gesprochen; denn der Banner darf die Königsschlange nicht früher ansprechen, bis er alle ihre Diener gebannt hat. Bemerkt der Banner aber die List, so ist alles Gold sein, was die Schlangen noch besitzen. Simon hatte die List nicht bemerkt; er sah sich schon im Besitze der schönsten Krone und rief aus: „O Königin, wirf die Krone zu mir herein und sei meine ergebene Dienerin!" Mit diesen Worten aber hatte sich Simon sein Urtheil gesprochen, denn sogleich stürzten alle Schlangen auf ihn zu und zerrissen ihn in Stücke. Darauf fielen sie über die Königin her und zerrissen sie, weil dieselbe das Gemeingut (das Gold) schlecht verwaltet hatte. Das Gift aus der Königsschlange floß in das Brünnlein unter der Wenzelskapelle, und vergiftete das Wasser auf 300 Jahre, bis ein Pilger aus Jerusalem dasselbe wieder trinkbar machte.

In dem Hause des Pächters waren alle bestürzt, weil der Pächter schon einen Tag ausgeblieben; deshalb brach Marta mit den übrigen Mägden auf, um ihren Herrn zu suchen, fanden ihn jedoch mit zerstückeltem Leibe auf dem Wenzelsfelsen hängen. Trotz aller Mühe gelang es nicht den Leichnam ihres Herrn von dem Felsen herab zu bringen, um ihn in geweihter Erde zu begraben. Sie nahmen deshalb Leute aus dem nahen Dorfe

Plackov mit, und gaben an, ihr Herr wäre von dem Felsen herunter gestürzt.

Als die Leute aber hinkamen, bemerkten sie keinen Leib aus Fleisch und Blut, sondern einen zerstückelten Leib aus Stein. Der Leib hatte sich nämlich während der Nacht in Stein verwandelt. Diese Steintrümmer sind noch sichtbar, und trotzen Sturm und Wetter.

179. Krone und Lebensdauer der Schlangen.

[Über den Schlangenmythus kann ich noch einige wertvolle Züge aus Böhmen mittheilen, die ich von einer Frau aus Scheibradaun (bei Neuhaus) hörte. Das böhmische war ihre Muttersprache. — Man darf als gewis annehmen, daß die Verehrung der Schlange beiden Nazionen eigen war, den Deutschen wie den Slaven. Bezeichnend ist es, daß die Schlange, das uralte Prinzip des Bösen, das Licht scheuet und in die Hölle fliegt.]

Als ich noch ein Kind war — so erzählte die Frau — hatte mein Vater zwei Kühe, von denen die eine süße und fette Milch gab, die andere aber magere und schlechte. Jedesmal nach dem melken wurde die Milch von jeder einzelnen Kuh in ein eigenes Gefäß geschüttet und ich hatte sie dann in den Keller zu tragen. Immer aber, wenn ich die Milch wieder holen wollte, war die Hälfte von der bessern Milch fort, und kein Mensch im ganzen Hause wuste, wohin sie gekommen war. Das gieng nun so durch zwei bis drei Monate fort, obwohl die Milch mit einem hölzernen Brette zugedeckt wurde, damit nicht etwa die Katze dazu kommen könne. Eines Tages aber gieng ich wieder in den Keller, um die Milch zu holen, nachdem ich schon Tags zuvor alle Augenblicke gelaufen war um zu sehen

ob niemand im Keller wäre, der die Milch naſche. Ich ſtand einen Augenblick vor der Kellerthüre ſtill, um zu horchen, ob ſich nichts vernehmen ließ, konnte aber nichts hören, und öffnete ganz leiſe die Thüre. Wie erſtaunte ich aber, als ich eine große weiße Schlange erblickte, die ſich an dem Geſtell, auf welchem die Milchtöpfe ſtunden, hinauf wand, mit dem Kopfe das Brett in die Höhe hob, und aus dem einen Topf, in welchem die ſüße Milch war, trank. Als die Schlange mich erblickte, ergriff ſie die Flucht, und verlor ſich in langen Krümmungen in dem Gewölbe. Außer mir vor Schreck lief ich zum Vater, und erzählte ihm, was ich geſehen hatte. Dieſer durchſuchte das ganze Haus von oben bis unten, fand aber nirgend eine Spur von der Schlange. Seit dieſem Tage wurde im Hauſe nie mehr ein Tropfen Milch vermiſſt, und die Schlange ward von niemand mehr geſehen. Später einmal gieng mein Vater zu einem ſteinalten Manne, der in Scheibradaun wohnte, und erzählte ihm den Vorfall. Dieſer ſagte, das ſei die Hausſchlange geweſen, denn in jedem Hauſe halte ſich eine Schlange auf.

Alte Leute im Dorfe erzählen:

Wenn eine ſolche Hausſchlange zehn Jahre in einem Hauſe ſich aufhalten kann, ohne daß ihr jemand etwas zu Leide thut, ſo wächſt ihr auf dem Kopfe eine goldene Krone. Dieſe Krone entſteht aus den Blumen, welche die Schlange während dieſer zehn Jahre friſſt. Die Blumen verwandeln ſich in dem Leibe der Schlange zu Gold, und aus dieſem fängt nun die Schlange an eine Krone zu machen. Jeden Morgen nämlich noch vor Sonnenaufgang kommt die Schlange aus ihrem Loche hervor, und wartet ſo lange, bis die Sonne einen kleinen Fleck beſcheint. Auf dieſen Fleck legt nun die Schlange die angefangene Krone, und arbeitet ſo lange daran, bis die

Sonne vollends aufgegangen ist. Sobald diese aber mit ihren Stralen die ganze Erde beleuchtet, nimmt sie ihre Krone wieder und schlüpft in ihr Loch zurück, weil sie das Sonnenlicht nicht vertragen kann. Wer nun einer Schlange die Krone abnehmen kann, der wird sein Lebenlang von großem Glücke begünstigt. Zu diesem Zwecke aber muß man ein rothseidenes Tuch, das noch ganz neu ist, mitnehmen, und dieses auf dem Fleck ausbreiten, wo die Schlange die Krone gewöhnlich hinlegt. Sobald dieselbe die Krone auf das Tuch hingelegt hat, muß man alles schnell zusammenpacken und forteilen, weil einen die Schlange sonst töten würde. Kaum aber hat eine Schlange ihr zehntes Jahr erreicht, so hat sie auch ihre Krone fertig und fliegt mit derselben in die Hölle, weil keine Schlange länger als zehn Jahre auf Erden weilen darf.

180. Drei goldfressende Drachen.

Im obern Saasthale, gegen den Monte Moro hin, hausten drei Drachen in einem Berge über Almagell, welche eitel Gold fraßen, und den Berg so aushölten daß er zusammen stürzte. Eines der Ungethüme wurde erschlagen, die beiden andern flogen auf das Mittagshorn und den Schild, wo sie heute noch sind; der Ort aber, wo der dritte begraben liegt, heißt der Moosguffer.

(Von einem Führer im Thale der Saasen-Visp, Wallis.)

181. Die Spieler.

Es waren einmal einige Jünglinge, die täglich, selbst am Sonntage zusammen Karten spielten. Sie suchten immer einen sichern entlegenen Ort, um ungestörter spielen zu können. Einmal, da sie an einem Samstag am eifrigsten wa-

ren, kam eine Eidechse auf den Tisch, hatte etliche Spielkarten im Maul und lief einige mal vor ihnen auf dem Tische hin und her, dann verschwand sie aus ihren Augen, und bald nachher hörten sie eine leise Stimme, die sagte, es sei jetzt genug. Sie hörten etwas bei dem Ofen wegstoßen, ohne etwas zu sehen. Von da an war dem Spiel ein Ende gemacht, und die Jünglinge hatten seit der Zeit die gröste Abneigung dagegen.

(Mündlich, aus Bern.)

182. Die Heggoas.

Die Heggoas [1]), glaubt das Volk in Vorarlberg insgesammt, hat ein Gerippe, welches „das ganze Leiden und Sterben" Jesu Christi, d. h. alle Marterwerkzeuge darstellt: Hammer, Nägel, Leiter, Kreuz, Geißelstock und Dornenkrone.

Das kommt, nach dem Volksglauben daher: Als Christus so ganz verlassen am Kreuzholze hieng, und alles ihn verließ, soll eine Heggoas herbeigekrochen sein, die heiligen Blutstropfen mit ihrer Zunge aufzulecken.

Zum Danke für diese Theilnahme hat Christus dem Thierle zu ewigem Andenken sein ganzes Leiden in die Gebeine (Böaner) hineingelegt. Daher, warnt das Volk, solle man das Thierchen ja nicht beleidigen, das sei eine Sünde.

(Mündlich, aus Lustenau. Vergl. Vonbun, Sagen aus Vorarlberg S. 56.)

183. Der Bergstutzen in Steiermark.

Dieser Stutzen soll eine Art Drache sein mit vier Füßen, mit einem Katzenkopf, mit einem langen Schweif und mit giftigen Zähnen. Er greift die Menschen nicht von freien Stücken

[1]) Heggoas, Heckengeiß. (Eidechse.)

an; kommt man aber auf ihn zu, so beißt er, und der gebissene muß sterben.

Vor Jahren hat Erzherzog Johann einen Preis von 30 Dukaten auf die Erlegung und Einbringung eines solchen Stutzen ausgesetzt.

(Schriftlich aus Steiermark.)

184. Über Schlangen und Drachen in der Schweiz.

Friedr. v. Tschudi („Thierleben der Alpenwelt") versichert, daß in der Bergwelt des deutschen Südens sehr wenige Schlangen anzutreffen seien. Und doch wissen die Bergbewohner so vieles und merkwürdiges über allerlei Schlangenthiere zu erzählen. Vor Alters soll es nach dem Volksglauben in der Schweiz von ungeheuern und schauderhaften Schlangen gewimmelt haben. Lintwürmer und Drachen, welche harmlose Bauern und ganze Herden verschlangen, bewohnten nicht nur das Drachenloch und den Pilatus, sondern hundert Thäler und Schluchten aller Berge. Furcht und Aberglaube liehen diesen Unholden bald Flügel, bald Klauenfüße und Ringelschwänze, bald feuersprühende Augen und Rachen. Ritter, wie z. B. Arnold Struthan, bestunden Kämpfe mit ihnen. Einige dieser Schlangen haben goldene Kronen auf dem Kopfe.

Wagner (in seiner historia naturalis Helvetiae curiosa) aus dem 17. Jahrh. erzählt eine Menge Geschichten über derlei Thiere, die er in geflügelte, befußte und fußlose eintheilt.

Im Berner Oberlande und im Jura findet man noch heute den Glauben verbreitet, daß es „Stollenwürmer" gebe, d. h. 3—6 Fuß lange, dicke Schlangen mit 2 kurzen Füßen, die nur bei anhaltender Trockenheit vor Eintritt des Regenwetters zum Vorschein kämen.

Scheuchzer in seiner Alpenreise sagt:

Die meisten dieser Ungeheuer sollen sich im Luzerner Gebiete aufgehalten haben; jedoch erzählte man früher auch in andern Gauen davon.

Die meisten schweizerischen Drachen sind mit Füßen begabt gesehen worden.

C. Gilg in Bonstetten (Zürich) will einen schwarzen Drachen gesehen haben der 4 Schuh lang war, 4 Füße hatte, einen armesdicken Hals mit einem gelben Ringe, mit einer gelben Krone auf dem Kopfe.

Bei Weiningen (Zürich) hat man im Anfange des 18. Jahrh. eine schön gefärbte schlangenförmige Bestie gesehen, mit einem Katzenkopf und einem Busche.

Oberhalb des Thunersees liegt die Höhle des Einsiedlers Beat, welcher die Bewohner zum Christentum bekehrt hat. Ehe Beat die Höhle bewohnte, soll dort ein Drache gehauset haben. Man sagt, der Einsiedler habe ihn durch Gebet und Kreuzeszeichen erlegt.

Viele Drachengeschichten erzählt man im Kant. Luzern. Ein gewisser Kircher erzählt: Als ich im Jahr 1649 bei Nacht den hellen Himmel betrachtete, sah ich einen glänzenden Drachen aus einem Loche einer sehr großen Felsklippe am Pilatusberge mit schneller Bewegung der Schwingen vorüber fliegen Im fliegen warf er Funken von sich wie das glühende Eisen, wenn es geschmiedet wird.

Die Geschichte von dem Luzerner Böttcher oder Küfer ist bekannt (Grimm S. I. 216.) Wir fügen nur noch hinzu, daß er nach 2 Monaten nach seinem Ausgange aus der Drachenhöhle gestorben ist, weil sein Magen die menschliche Speise nicht mehr gewohnt war. Die Sage erinnert an Daniel und Vitalis, die in Löwengruben zubrachten.

Ein Jäger Namens Paul Schumperlin bestieg auf der Jagd eine Flue. Dort traf er 1654 am St. Jakobstage am Eingange einer großen Höhle einen Drachen. Der hatte einen Schlangenkopf, Hals und Schwanz waren gleich lang, er hatte 4 Füße, die höher als ein Schuh waren; der ganze Leib war schuppig und mit bunten Flecken besprengt. Sobald er den Jäger sah, schüttelte er die Schuppen und begab sich in die Höhle.

In Graubünden erzählt man folgendes: Im J. 1696 trieb ein Kuhhirt aus dem Plurser Gebiet die Kühe auf den Berg Joppatsch zu Weide. Auf dem Gipfel des Berges sah er in einer tiefen Grube eine zusammen gewundene Bestie, die von den Sonnenstrahlen roth aussah. Bald sah er das Thier mit aufgerichte-

tem Leibe, ungefähr 2 Ellen lang, mit einem etwas zusammengedrückten Katzenkopf. Anstatt der Füße hatte es schuppige Absätze wie ein Fisch, eine Zunge wie eine Schlange, und einen in zwei Theile getheilten Schwanz. Erschrocken floh der Hirt, aber das Thier verfolgte ihn. Der Hirt flüchtete sich hinter einen Hügel, über welchen der Drache nicht kommen konnte; er wand und wälzte sich aber ganz rasend auf dem Hügel herum. Indessen greift der Mann zu seiner Büchse, welche die Alphirten oft mit sich zu führen pflegen, und schießt die Bestie mit einer Kugel; sie war aber davon nicht tot, sondern verfolgte darauf ihren Feind, auf welchen sie wie ein Pfeil in einer geraden Linie zuschoß. Darauf hat er sie mit Steinen tot geworfen. Die Anwohner bezeugen, daß man oft solche Drachen von dem Berg Joppatsch auf den vorüberstehenden Utgeis wie Pfeile hinfliegen gesehen.

In der Landschaft Gaster sah ein Mann einen Drachen, welcher Füße und Flügel hatte, die mit rothen Flecken bezeichnet waren und schier wie Silber glänzten. Zwei Tage hernach erfolgte ein Gewitter mit Hagel. Die gemeine Sage der Älpler bestätigt, daß insgemein schwere Gewitter entstehen, nachdem sich ein Drache hat sehen lassen.

Zu Nr. 216 ff. Sagen bei Grimm fügen wir folgendes:

In Luzern ist ein Drachenstein, welcher rund, sehr hart und verschieden gefärbt ist. Er soll heilsam sein gegen die Pest u. a. Krankheiten. Man bestreicht eine schadhafte Stelle mit demselben oder bindet ihn eine Zeitlang darauf. Scheuchzer (Naturgesch. der Schweiz) erzählt mehrere Geschichten von Heilungen. In einer derselben heißt es, ein Mann habe denselben beim henen gefunden, da sei ein Drache durch die Luft gekommen so daß er vor Schrecken in Ohnmacht gefallen. Als er aufstund, fand er Blut, das von Drachen gespritzt war. In diesem Blute sei der Stein gelegen. Der Besitzer hat diesen Drachenstein, der 9 Unzen wog, wie ein Kleinod aufbewart.

185. Die Rochelmore.

In Grindelwald spricht man von der s. g. Rochelmore, einem rochelnden, d. i. lärmenden und gespenstigen

Mutterschwein, welches auf den Alpen oftmals mit fürchterlichem Geräusch und deutlichem grunzen durch die Lüfte ziehe, oder selbst fühlbar den Leuten um die Beine fahre. Zuweilen geschieht es bei der Sennhütte, dass die Schweine ganz ohne merkbaren Grund von ihrem Lager aufschießen, verwildert schnauben und schnauzen, und wie verwirrt in das Freie jagen. Alsdann heißt es bei den Hirten: die Rochelmore wird gehört, oder: die Rochelmore ist da.

Von einer Kuh, welche siecht, sagt man, sie sei in einen böſen Wind gerathen, und dann werden Heilmittel versucht.

(Mündlich. Vergl. Rochholz, Aarg. Sag. S. 93. 100.)

186. Der Stollenwurm.

Die Nachkommen der Edlen von Düdingen (bei Freiburg) nannten sich Velga oder Velgen. Unter einem Schlosse in der Nähe von Düdingen, am steilen Felsen ob dem Gatternbache, befindet sich ein tiefer, enger Balm [1]) den man das Fantomenloch nennt.

In dieser Höhle hauſete ein ungeheurer Stollenwurm, der besonders dem Vieh vielen Schaden verursachte, es entweder bresthaft machte oder erwürgte und dann sein Blut aussog; den Menschen aber that das Ungethüm nichts zu Leide. Man hatte schon längst alle möglichen Mittel versucht, um ihn zu töten oder zu besänftigen, aber alles umsonst. Oft wenn der Herr Velga mit einem Knechte das steile Tobel (den Hohlweg) auf dem schmalen Fußpfade in das enge Thal hinunter gieng, um im Bache zu fischen, sah er vor der Höhle des Fantoms einen schwarzbraunen Klumpen, mit grünen, rothen und weißen Streifen; wenn er aber näher treten wollte, so rollte

[1]) Höhle, überhängender Fels, Felsenhügel.

sich die Schlange blitzesschnell auseinander, erhub sich bäumend, zischte und pfiff, streckte ihre spitzige Zunge aus dem ausgespreizten Rachen, der mit einer Doppelreihe schneidender Zähne versehen war, und verschwand in einem hui wieder im feuchten Loche. Man hat mit Pfeilen und Kugeln auf sie geschossen, große Steine gegen sie geschleudert, aber sie prallten stets an den glatten und dicken Schuppen ihrer zähen Haut ab. Man hat auch mehreremale versucht, dem Wurme vergiftetes Ochsenblut in einer Schüssel hinzuschieben, aber kaum berührte er es mit der Zunge, so spie er es wieder aus. Mehrere geistliche und weltliche, die man wegen dieser schrecklichen Plage um Rath gefragt, versicherten, es sei kein eigentlicher Stollenwurm, sondern ein als solcher verwandelter Geist, der irgend eine schwere Sünde auf dieser Welt abzubüßen habe.

Ein kurzer, dicker Fuß heißt „Stollen."

Man schildert die Stollenwürmer als schlangenartige Unthiere mit Raupenfüßen und Katzenkopf. Ein Hirt im Gadmenthal erzählte folgendes:

Es gibt zwo Arten Stollenwürmer: weiße mit Krönlein auf dem Haupte, und schwarze, die gemeiner und häufiger sind. Ein verwegener Mann, der Zauberei verstund, zog eines Tags, um seine Kunst zu zeigen, einen Kreis um sich, und bannte darauf mit pfeifen das Gewürme in solcher Menge herbei, daſs es rings um den Kreis wimmelte, doch pfiff er trotzig fort, bis ein paar Würmer aus der Ferne auf ihrem Rücken einen besonders dicken und abscheulichen daherbrachten. Sie warfen ihn über den Kreis hinein gegen den Zauberer, der laut ausrief: ich bin verloren! Und im Augenblicke ward er von dem Ungeheuer zerrissen.

Nach der Meinung der Alpenbewohner bei Bridel saugen die Stollenwürmer oftmals den Kühen auf der Weide die Milch

aus. Das Volk glaubt sich gegen sie durch einen weißen Hahn bei dem grasenden Vieh zu schützen.

(Nach mehreren gedruckten Mittheilungen, hauptsächlich nach Fr. Luenlin. Andere Erzählungen in Königs Alpenreise S. 127, in J. R. Wyß Reise in das berner Oberland 2. Abth. S. 423)

187. Das Galgenlölithier.

In Gutenburg, Gemeinde Lotzwyl, Amtsbezirk Aarwangen, war vor alten Zeiten ein Twingherrenschloß, von welchem noch jetzt Ruinen zu sehen sind. Dieses Schloß stand auf einem Hügel, an einem Walde. Am Fuße des Hügels liegt die Straße von Lotzwyl nach Madyswyl. Jenseit des Weges befindet sich eine große Wiese. Man sagt, die gottlosen Twingherren, die früher auf diesem Schlosse wohnten, kommen aus dem jenseitigen Leben zurück und erscheinen in Gestalt eines vierfüßigen braunen Thieres, von welchem man folgendes erzählt. Einmal, zur Zeit der Heuärnte, waren Leute auf der Wiese, um Heu zu sammeln. Sie hatten ein kleines Kind bei sich, welches sie auf einen Heuschober setzten. Während sie an ihrer Arbeit waren, brauste der Sturm sehr. Plötzlich kommt das Thier, Galgenlölithier genannt, in der Luft daher, nimmt den Schober, ohne dem Kinde etwas zu thun, weg und fliegt mit ihm davon.

(Mündlich, von Jos. Brugger aus dem bernischen. Loli d. i. Popanz, Maulaffe Hanfloli ist: Vermummung in Gestalt einer zerlumpten Person, um aus dem Hanfe die Vögel zu verscheuchen.)

188. Der Basilisk.

Nach der Baseler Sage ist der Basilisk (Baselist) die Frucht der Begattung eines Hahns mit einer Schlange. Er ist im Wappen des Kantons Basel. Im Jahre 1474

fiel eine Sentenz des Senats zu Basel, nach welcher ein Hahn verurtheilt wurde, als ein Hechsenmeister verbrannt zu werden, weil er ein Ei gelegt. Dieses ward ebenfalls ins Feuer geworfen.

In Appenzell gilt der „Baselist" für eine Art Ungeheuer. Man glaubt dort: Wenn en Baselist enn aluega cha, 's öb ma ehna cha gsie, mosma sterba (Wenn ein B. ehe man ihn zu sehen bekommt, einen anschauen kann, so muß man sterben).

(Schriftlich.)

189. Die schwarzen Ochsen.

Nahe bei der Kirche St. Leonhard nächst Tamsweg im Lungau sieht man an einem Felsenabhange eine Öffnung, von welcher die Sage folgendes erzählt. Als der Bau der Kirche begonnen und jeder Gläubige durch Hand- und Spannfronen die Baustoffe zuzuführen bemüht war, da kamen zwei schwarze stattliche Ochsen aus dieser Felsenöffnung hervor. Täglich zu einer bestimmten Stunde verrichteten sie die schwersten Spannfuhren. Die Ochsen hatten eine solche Stärke, dass sechs Lungauer Ochsen das nicht zu ziehen im Stande waren, was diese zwei Wunder-Ochsen allein zogen. Als der Kirchenbau vollendet war, zogen diese zwei schwarzen Ochsen wieder in ihr Felsenloch ein, und seither hat sie niemand mehr gesehen. Die Ochsen, so erzählt die Sage, waren so gescheite Thiere, dass, wenn es am Vortage eines Sonn- oder Feiertages zu Tamsweg um 1 Uhr Mittags Feierabend läutete, sie mitten im Zuge stehen blieben und keinen Schritt mehr zogen.

(Lungau von Kürsinger, S. 280. Vergl. Panzer, bair. Sag. II. 36. I. 162.)

190. Das Gespensterthier.

In Bern herrscht seit langer Zeit der Glaube an das s. g. Schaalthier. Vor etwa 50 oder mehr Jahren lebte in der Stadt ein Metzger, der die Thiere, die er schlachtete, zuerst aufs grausamste quälte. Einst soll er z. B. einem Kalbe die Haut lebendig abgezogen, es dann an die Sonne aufgehängt haben, und es so jämmerlich umkommen laßen. Nun soll seine abgeschiedene Seele nimmer Ruhe finden; sie irrt nachts in der Gestalt eines grauenvollen Thieres in der Stadt und besonders in der Gegend des Schlachthauses umher, und erfüllt mit seinem Geheul die vom Schlafe aufgeschreckten mit Schrecken und Grauen. Nach der Aussage vieler Leute, die es gehört haben wollen, soll es ein so abscheuliches Geschrei sein, daß man mit demselben nichts vergleichen könne, und es scheint als komme es von allen Seiten zugleich her. Besonders um die Weihnachtszeit soll es sein Wesen treiben.

(Mündlich.)

191. Der Milchisbach-Hund.

Am rechten Ufer des Brienzersees sind zwei Orte, fast zwo Stunden von einander entfernt, der eine ob Ringgenberg, der andere unter Brienz. Zwischen diesen beiden Plätzen zeigt sich ein Hund, der etwa 4 Fuß hoch sein soll. Er ist unter dem Namen Milchisbachhund bekannt. Wenn er in ein Haus geht, so zittern alle Fenster, und das ganze Haus scheint sich zu bewegen. Im Sommer 1840 trat er im Dorfe Elbligen, an einem hellen Sonntag Morgen, in ein Haus ein, und stellte sich vor das Bett eines Kranken. Dieser, ein beherzter Mann von 32 Jahren, hieß ihn hinausgehen. Das Ungeheuer schüttelte sich, daß das ganze Haus einzustürzen drohte, und

unter furchtbarem Klirren schlossen sich die Thüren wieder hinter ihm zu. Sein erscheinen ist an diesem Orte so oft, daß man seiner fast nicht mehr achtet.

Zwei furchtlose Männer giengen eines Abends von Oberried nach Elbligen. Auf einmal stand derselbe Hund vor ihnen in der Straße, kehrte den Kopf gegen sie, und machte alle ihre Bewegungen mit. Als alle Versuche vergebens waren neben ihm vorbei zu kommen, kehrten sie um und ließen sich über den See fahren.

Einem Bauer zu Niederried stellte er sich immer auf den Weg, wenn er Abends zu seinem Nachbar gieng. Dieser fällte einmal eine junge Buche, und als der Hund wiederkam, ergriff er die Buche am obern Ende, und traf den Hund an die Seite, aber es war als hätte er in einen Schatten geschlagen. Er wurde noch am gleichen Abend krank, und konnte nur mit Noth vom Tode gerettet werden. Frühe und späte Viehhirten sehen ihn oft in einem einzigen Winter etliche mal.

Alte Leute erzählen, es sei früher eine Weibsperson wegen Unsittlichkeit gerichtet worden. Kurz vor dem Tode soll sie gesagt haben, sie wolle zwischen obigen Punkten eine Erscheinung hinterlassen, die jeden nächtlichen Herumschwärmer von bösen Verirrungen zurückschrecken möge.

(Mündlich, von einem Sennen aus Ringenberg. Vergl. Kuhn, nordd. Sagen Nr. 287 (Welthund) und Anmerk. Seite 500.)

192. Die weißen Tauben.

Im alten Zürichkriege verteidigten sich Wildhans von Breiten-Landenberg und die kleine Zahl der getreuen Besatzung Greifensee (Kt. Zürich) vier Wochen lang gegen das Heer der belagernden Eidgenossen. Die belagerten musten sich endlich ergeben und es wurden 62 Mann enthauptet.

Nun erzählt die Sage folgendes: Es geschahen merkliche Wunderzeichen. Als man den Hauptmann köpfte, war da von Stund an ein wundersamer schneeweißer Vogel gleich einer schönen Taube. Als man nun den Kupferschmied auch enthauptete, der von Schwyz war und einen leiblichen Bruder im Heere hatte, da kam ein anderer Vogel gleich dem vorigen, und beide flogen ob der Walstatt herum. Und so mancher nun enthauptet wurde, so mancher weiße Vogel, dem ersten ähnlich, kam und flog um den Leichnam ob allem Volke. Man stellte dann die Häupter in einen Ring, eins an das andere, und da wohin man ein Haupt gestellt hatte, wächst noch heute kein Gras, und um die Kapelle herum sieht man, wo jegliches Haupt gestanden, während rings um die Stätte das schönste Gras wächst.

Da luden sie die Toten auf Karren und führten sie nach Uster, allwo sie begraben wurden (1444).

(G. Edlibachs Chronik aus dem Anfange des 16. Jahrh. Vergl. Mittheil. der Zürch antiq. Gesellsch. 4. Bd. Der Gedanke an die Walkyrien liegt nahe; Grimm Myth. 635 und 389.)

193. Personifikazionen.

Mythen sind Naturdichtungen. Poesie und Sage schaffen Personengebilde, die nur der Künstlerhand bedürfen, um augenfällig zu werden. (Gr. M. 834). Manche Erscheinungen in der Sprache, z. B. das genus, haben nur ihren Ursprung in dieser mythisierenden Dichtung; dieselbe Fantasie entfaltet eine personifizierende Thätigkeit und aus ihr sind die Gottheiten der Naturvölker hervorgegangen. (Gr. M. 836.) Selbst tote Naturerscheinungen verfallen diesem Zuge der Fantasie, bei uns wohl am deutlichsten in der Alpenwelt, und darauf mag sich wohl der Ausspruch A. W. Schlegels beziehen, den

er 1813 in den „Alpenrosen“ (S. 97) niederlegte: „Im innersten der Schweiz wird es einem recht anschaulich, was Mythologie in ihren Quellen und ihrem Wesen eigentlich sei.“

Die Winde ringen nach der Vorstellungsweise der Älpler mit einander. Der Föhn regiert. Im Unterwalden heißt er der „graue Thalvogt.“ Der See zürnt, tobt, speiet Schaum. Es gibt sanfte und schlimme Seen. Der Gletscher gräbt Felsen aus; er duldet keinen Schmutz; er leidet's nicht. Wenn der eisige Wind vom Gletscher ins Thal herunter fährt, so sagen sie: der Gletscher bläst. Wenn eine Wolke sich auf einen Gipfel festsetzt, so sagen sie: der Berg setzt seinen Hut oder seine Nebelkappe auf. Hüllt eine Wolke einen Berg ganz ein, so hat dieser einen Mantel umgelegt.

Hat der Riesen (oder Pilatus u. a.) einen Hut,
wird das Wetter schön und gut.
Hat der Riesen einen Kragen,
darfst du's eben auch noch wagen.
Hat er Mantel um und Degen
gibt es kalten Wind und Regen.

Am Titlis heißt die Witterungsregel: Hat der Nollen einen Bart (Nebelanflug) so wird das Wetter ure (d. i. wild).

Die Gipfel der Berge sind Köpfe, ein in den See vorspringender Fels ist eine Nase, felsige Spitzen heißen Hörner oder Zähne — überall zerstreute Glieder eines gewaltigen Riesen. Irrlichter hielt man für feurige Männer (fürige Mannli) die hin und her springen. Man glaubte, es seien verstorbene, von der Hölle oder dem Fegefeuer angeflammte Geister derer, die sich mit Versetzung von Marksteinen versündigt.

Von den ungestüm anlaufenden Bergwassern sagen die Älpler, es sei ein Drache ausgefahren.

Am Zugersee sind 1435 mehrere Häuser in das Wasser gesunken und dabei viele Leute umgekommen. Auch an andern wird ein gleiches erzählt z. B. von Gottlieben am Bodensee u. a. Die Anwohner schreiben solches Unglück den Karpfen und Forellen zu, welche nach und nach den Grund der Häuser nntergraben haben.

Das Rothenthal ist ein hohes, vergletschertes Thal an der Südwestseite der Jungfrau. Dort hört man oft ein knallen, ein donnerähnliches spalten der Eismassen, und man glaubt dieses geisterartige treiben komme von gewaltigen Rittern her. Auch das Landvolk zu Bleienbach, eine Stunde von Langenthal will in der Nähe ein seltsames jagen und tosen durch die Luft vernehmen, und man schreibt dieß einem großen Reiterzuge, namentlich den Herren von Rothenthal zu.

Bei den Schauumzügen werden Winter und Sommer als Männer (im Gespräch oder kämpfend) vorgestellt.

„Ein kalter Mann ist draußen" — sagt man in der nördlichen Schweiz den Kindern, wenn sie im Winter in der Stube bleiben sollen. „Madame la neige" kommt — sagt man in der wälschen Schweiz, wenn es anfängt zu schneien.

In Untersteiermark, wo die windischen Weiber bei Leichenbegängnissen weiße Kopftücher tragen, hört man, wenn bei Sonnenuntergang viele weiße Wölkchen erscheinen, vom Volke sagen: Die Wolken gehen abends ihre Mutter (die Sonne) zu begraben und kehren am andern Morgen weinend zurück (d. h. es gibt Regen). [1])

---

[1]) Nebenbei bemerke ich noch einiges über die Personenbenennung und Bildung der Eigennamen.

Häufig vorkommenden Taufnamen wird der Name des Vaters und oft auch des Großvaters noch vorgesetzt, z. B. der Sohn Heinrich oder Daniel heißt im Zürichgebiete:

194. Die Kreuzfluh.

An der Kreuzfluh (an der Hohgant im Bern. Oberlande) bilden die Felsenriffe, von weiten gesehen, die Gestalt eines aufrecht stehenden Kreuzes. Nach der Volkssage ist einst ein

---

(Großvater)	(Vater)	(Sohn).
's Jockeli	Jokobe	Heiri.
's Jockeli	Daniele	Daniel.

Anstatt des Großvaters wird oft auch das Gewerbe genannt, z. B. Küfer Hans Ulreche Jokob. Der Name eines Großvaters (Hugo) wird noch lange auf die Familie übertragen: 's Hugeli's.

Im äußersten Süden, z. B. in Wallis ist es nicht anders. Dort werden einzelne Personen auch nach ihrem Taufnamen und dem Namen des Vaters benannt. Gibt's mehrere von diesem Namen, so kommt der Taufname des Großvaters hinzu, z. B. in Niederwald: D's Lenz-naz-toni (Lorenz hieß der Großvater, Ignaz der Vater, Antoni der Sohn). Wo in Wallis mehrere zu einer Familie gehören, werden sie durch ihr Geschlecht mit angehängtem — igen bezeichnet, z. B. d'Muttrigen (Familie Mutter), d'Ritzigen (Fam. Ritz), d'Guntrigen (Fam. Gunter). Die Silbe — igen wird auch angewendet, wenn eine Familie im Binnerthal (Zehnten Gombs) eine Alpe besitzt. Diese heißt z. B. d' s' Schinnerigen, d' s' Tchampigen nach den Geschlechtern Schinner, Tschamp. Alpen die aber einer ganzen Gemeinde gehören, werden bezeichnet nach dem Namen der Gemeinde mit Anhängung der Silbe — eren, z. B. Fiescheren d. h. Alpen der Gemeinde Fiesch, Laggeren (Alpen der Gem. Lax), Graenieren (Alpen der Gem. Grangiols).

Die Namenabkürzungen gehen, wie überall, bis zum unkenntlichen, z. B. Maria Katharina wird (bei Sitten) Micki. Die genaue Verzeichnung anderer Namen würde in sprachlicher Hinsicht sehr lehrreich sein, z. B. die 4 Theile Dorfes Rickenbach (Kt. Zürich) heißen: Dorf, Hueb, Hell (Vertiefung), Schweizi. Äcker heißen dort Chellebinz, Motlibuck (Rebberg), Asp (Höhe), Aspbinz (in der Tiefe, schlammig, ahd biniz, Binse). Das glarnerische Mittlödi (ahd. mitilôdi, mhd. mittelôde u. s. w.)

Entlebucher, als er auf dem äußersten Rande jenes Felsens in frechem Übermute der Gefahr gespottet, von einem schwarzen Ziegenbocke hinaus in den entsetzlichen Abgrund gestoßen worden. In diesem Schreckensaugenblicke entfuhren seinen Lippen noch die Worte: „Potz Chrütz!" und zum Zeichen dieses Ereignisses sei jenes Kreuz in der Fluh entstanden. Die zwei darüber sichtbaren Streifen sollen die Stelle bezeichnen, wo sich der unglückliche im hinabstürzen mit den Absätzen der eisenbeschlagenen Schuhe festzustemmen versuchte.

(G. Studer.)

195. Die Nidelgrete.

In Uri war einst ein Weib das man für eine Hechse hielt, weil sie von einer Kuh so viel Nidel (Rahm) machte als andere von zwanzig Kühen. Ein Mann, begierig das Geheimnis zu erlauschen, schlich sich einst in den Stall und sah wie die Hechse allerlei Zeichen macht, Sprüchlein brummt und das Zauberliedchen summt:

„Hei, Astaroth! flink auf und hol'
von jeder Kuh zwei Löffel voll,
als Hechsengut und Sennenzoll."

Darauf schwoll der Nidel bis zum Rande des großen Gefäßes. Der Küher horchte und schlich von dannen. Als er nach Hause kam, versuchte er das gleiche, denn er hatte sich alle die Zeichen und Sprüche gemerkt.

Er nimmt ein wenig Nidel in ein großes Gefäß, und macht Zeichen und summt:

„Hei, Astaroth! flink auf und hol'
von jeder Kuh zwei Löffel voll,
als Hechsengut und Sennenzoll."

Da bringt's plötzlich rauschend durch das Dach als käme die Sintflut. Der Rahm floß in Strömen herbei, immer höher und höher, so daß der arme Küher bald bis zum Kinne darin stak. Dem ersticken nahe hörte er von oben her die Worte: „Der thut mir's nicht mehr nach!" Aber auch die rufende sollt es nicht mehr thun; denn plötzlich entsteht ein donnern und blitzen, der Platz erbebt und das Haus sinkt in den Grund. Statt seiner ragt ein weißer Block empor, ein „Ankenstock", der zu Stein geworden ist, und den man heute noch zeigt. In demselben steckt die böse Nidelgrete mit sammt dem Küher. Die Grete muß ihn hüten bis zum jüngsten Tage. Oft hört man Abends im Steine ein schauerlich Gestön.

(Schriftlich aus Bürgelen.)

196. Die Spielmäuer.

Südlich von Mariazell in Obersteier erhebt sich ein halbmondförmiger Gebirgszug „Tonion" genannt. Dieses Gebirge senkt sich unweit Wegscheid und bildet eine Ebene „schöne Eben" genannt. Auf dieser Ebene stehen mehrere Felsstücke, von denen die Umwohner folgendes erzählen: An einem Ostersonntage giengen die Bergknappen aus dem dort befindlichen Bergwerke zum Gottesdienste nach Wegscheid. Sieben Bergknappen blieben aber zurück und spielten Karten. Sie saßen ganz fröhlich beisammen, als sich plötzlich ein Gewitter erhob, es donnerte und blitzte, und die sieben Bergknappen wurden in Felsen verwandelt, welche man noch heute zeigt und die Spielmäuer oder kurzweg Mäuer genannt werden.

Nach andern waren es Holzknechte.

Steingruppen, die in diesem Sinne vom Volke gedeutet werden, trifft man in den Alpen sehr häufig. Unweit Weg-

scheid sieht man auch ein Felsengebilde, das Ähnlichkeit hat mit einem Tische, um welchen Personen sitzen in Gesellschaft einer Spinnerin, die des Gottesdienstes gespottet haben und zur Strafe in Stein verwandelt sind.

Bei Admont in Steiermark ist ein Felsen, vom Volke nur der „buckliche Schneider" genannt. Dieser Schneider war aus Johnsbach; er verschrieb sich dem Teufel, der ihm 4 Jahre lang diente und ihm einen eisernen Ring gab. Wenn er diesen am Zeigefinger drehete, so besaß er des Satans Macht, während dieser alle Macht verlor. Als der Schneider 4 Jahre geschwelgt hatte, erwürgte ihn der Teufel, entführte seine Seele in einer Nadelbüchse, während der Leib in Stein verwandelt wurde. So steht nun der buckliche Schneider für alle Zeiten da als Wache am Johnbacher Felsenthor.

(Mündlich.)

197. Die Eulenmutter.

Im Pinzgau liegt der Marktflecken Zell. Auf der nach diesem Orte führenden Straße bemerkt man zwei große Steinblöcke, welche neben einander stehen und von denen die dortigen Einwohner folgendes erzählen: Einst lebte in diesem Orte ein Bauer mit seiner Frau und seinen zwei Kindern. Er war sehr reich und in der ganzen Umgebung als ein rechtschaffner Mann bekannt. Nach einiger Zeit wurde er krank und starb. Nach seinem Tode übernahm seine Frau die Führung der Wirtschaft, kam aber durch ihre Verschwendung so in Schulden, daß sie Haus und Hof verkaufen muste. Endlich brachte sie es so weit, daß alle kein Obdach mehr hatten und gezwungen waren, sich auf die Güte anderer Leute zu verlassen. Die zwei Kinder schickte sie täglich aus, und das Geld, welches sie

von andern Leuten erbetteln mußten, ward sogleich wieder verprasst. Die grausame Mutter peinigte die Kinder auf jede Art, und als sie einst nicht so viel Geld nach Hause brachten als gewöhnlich, wurden sie mit Verwünschungen und Schmähungen überhäuft, und erhielten nichts zu essen. Als sie um etwas baten, womit sie ihren Hunger stillen könnten, fluchte sie: Ich wollte ihr wäret Steine, dann wäre ich von euch befreit. Kaum hatte sie diese Worte ausgesprochen, so bedeckte sich der Himmel mit schwarzen Wolken, ein fürchterliches Ungewitter brach los, der Donner rollte und Blitze erleuchteten die ganze Umgebung des Dorfes. Nachdem das Wetter sich verzogen hatte, erblickte man statt der Kinder zwei Steine die ihrer Gestalt ähnlich sahen. Als die grausame Mutter ihren Wunsch erfüllt sah, erwachte die Mutterliebe in ihrer Brust; sie weinte, jammerte, allein alles war vergebens. Einige Tage darnach erblickte man eine Eule, welche fortwährend die Steine umkreiste und ihr eintöniges Geschrei ausstieß. Diese Eule ist niemand anders als die Mutter der beiden Kinder, die bei Tage als Eule lebt, bei Nacht aber in ihrer ursprünglichen Gestalt umherwandelt. In manchen Nächten soll man sie bei den Steinen sehen, wo sie um ihre Kinder weint und klagt.

(Mündlich aus Zell.)

198. Die Blutstreifen.

Wenn man aus dem Domleschger Thale gegen Reichenau wandert, wo die beiden jungen Rheine sich vereinigen, und hinüberblickt an die Gebirgskette, welche die Scheidewand zwischen Graubünden und den Kantonen Glarus und St. Gallen bildet, so fällt der Blick auf einen gewaltigen Stein, der über den zu Flims gehörigen Höhen Fidaz hervorragt und sich an

die dahinter liegenden höhern Bergrücken anlehnt. Dieß ist der Flimser Stein, auf welchem drei Alpen liegen und wo an 200 Kühe jährlich übersommert und gemolken werden. Auf drei Seiten hat der Stein unzugängliche schroffe Wände. In der Mitte der vordern dem Thale zugewandten Seite sieht man auf viele Stunden weit rothe Streifen sich über die senkrechte, mehrere hundert Schuh hohe Wand herunterziehen. Der Wanderer fragt verwundert nach dem Ursprunge dieser Streifen an der grauen Kalkfelswand. Wer nicht genauer unterrichtet ist, wird glauben, es sei ein röthlicher, eisenhaltiger Niederschlag eines Wassers, das unter der Erdrinde auf der Krone des Steines hervorquillt und über die Felswand herunterrinnt. Die Sage gibt aber andern Aufschluß. In alten Zeiten führten die Bewohner des bündnerischen Oberlandes und die Glarner öfters Fehde gegen einander. Da begab es sich einmal, daß die Glarner über das Gebirg hereinzogen, die Alpsennen und Hirten auf dem Flimser Stein überfielen und ihre schönen Kühe als Beute forttrieben. Einer der Sennen eilte hinaus auf den Rand des Steines und blies in das Alphorn um Hülfe, so heftig, daß ihm seine Brust zersprang und er sterbend niedersank. Das Blut, das aus seiner Brust quoll, rieselte über die Felswand herab und färbte sie roth, und weder Regen noch Sonnenschein können diese Blutstreifen bleichen und verwischen. Sie sollen und müssen roth bleiben zum ewigen Andenken an den treuen Senn, der es sich so sehr angelegen sein ließ, die Eigenthümer der Kühe im Thal von der Gefahr und dem Raube zu benachrichtigen. Sein Hülferuf war vernommen worden. Einige rüstige Männer machten sich alsbald auf und setzten den Räubern nach. Diese thaten sich im glarnerischen Dorfe Elm gütlich und ließen unterdessen die geraubten Kühe auf einer Wiese weiden. Die Bündner näherten sich in der Dunkel-

heit der Nacht und nahmen, während die Räuber zechten, den Kühen die Schellen ab, hängten sie alle der Heerkuh an und trieben dann im Stillen die ganze übrige Herde wieder zurück über das Gebirg. Die Räuber, welche alle Schellen fortwährend tönen hörten, glaubten alle Kühe seien beisammen und erst bei Tagesanbruch gewarten sie zu spät ihren Irrtum und sahen zu ihrem großen Ärger eine einzige Kuh über und über mit Schellen behängt auf dem grünen Wiesenplan weiden. —

(Mitgetheilt von Chr. Tester in Chur. Vgl. Kuhn, nordd. S. Nr. 202.)

199. Büßende Seelen.

Von Zeit zu Zeit trifft man in Bünden, an der Furka zwischen Ursern und Oberwallis u. a. O. Schneeflecken, die so roth aussehen als wenn sie mit rothem Weine getränkt wären. Man bemerkt sie nicht bloß auf der Oberfläche sondern selbst tiefer hinab. Nach der Auslegung der Landleute kommt das von den Seelen trunkliebender Säumer her, welche mit Saumrossen italienischen Wein über den Berg holen und oft durch Untreue oder Nachläßigkeit ihn auf dem Wege austropfen laßen. In den Schnee gebannt müßen die durstigen rothfarbigen Seelen jetzt büßen, und dankbar retten sie denjenigen auf gefährlichem oder verirrlichem Pfade, der ihnen einige Tropfen des Rebensaftes, nach welchem sie lechzen, mitleidig ausgießt.

Auf ähnliche Weise erklären die Einwohner von Oberwald jenes schreckliche donnern und krachen, welches oft im benachbarten Rhonegletscher vernommen wird. Es trägt sich wie sie behaupten, dieses tosen allemal zu, wenn Menschen, die in zügelloser Üppigkeit ihre Tage verlebt haben, endlich bei ihrem Tode verdammt werden, hier in der frostigen Behausung des Eispallastes ihre Sünden abzuverdienen. Einem frommen Geist-

lichen ist auf seiner einsamen Wanderung zu dem Gletscher eine solche Seele unter der Gestalt eines reizenden Weibes erschienen, und hat sich als eine Marquisin zu erkennen gegeben, welche 3000 Jahre lang unter einer Eiskuppe ihre Wohnung haben müße. Nachdem die arme Büßerin dieß kund gethan, verschwand sie, mit fürchterlichem Gekrach, in dem Gletscher.

Das Dorf Merligen liegt am Thunersee zwischen der Beatenhöhle und dem Schloß Ralligen. An den Rebhalden bemerkt man ein gesflecktes Erdreich. Zwischen dem grün der Pflanzenwelt ist die gelblich abgestorbene Farbe des Herbstes auch mitten im Sommer schon sichtbar. Die Volkssage berichtet von tödlicher Feindschaft zweier Brüder. Der Satan, in dem Streite geschäftig, brachte Gift und ließ es niederträufeln zur Erde. Da blieb für ewig versengt und unfruchtbar, was von dem Gifte berührt worden.

Man erzählt den Merligern nach, sie hätten einen Salzacker, wo sie vor Jahren in bester Zuversicht Salz gesäet. Auch andere Streiche bürdet man ihnen auf. Einen am Wasser stehenden, übergebeugten Nußbaum wollten sie tränken und hängten sich in langer Reihe an die Füße des Bürgermeisters, der oben den Wipfel des Baumes umfieng.

(Nach schriftlichen Berichten.)

200. Die Templerhöhle.

Im süd-östlichen Theile Niederösterreichs liegt das Dorf Sebenstein. An der Südseite desselben steht ein Wald, in welchem sich eine Höhle befindet, an der sich Spuren menschlicher Arbeit erkennen lassen. In dieser Höhle ist ein kleiner Hügel von rother Erde. Der Hügel hat oben eine kleine Vertiefung, in der eine rothe Flüssigkeit enthalten ist. Von dieser Höhle erzählt man in Sebenstein folgendes:

Zur Zeit, als die Tempelritter hart verfolgt wurden, hatten sich mehrere derselben in diese Höhle geflüchtet. Sie blieben lange unentdeckt; als ihnen aber die Lebensmittel ausgiengen, muste täglich in der Dämmerung einer von ihnen in das nächste Dorf gehen, um für sich und seine Gefährten Nahrung zu holen. Als eines Abends wieder einer dieser Templer um Speisen gieng, fiel einem Krieger die gebieterische, edle Haltung desselben auf, und er vermuthete, daß dieser ein Tempelritter sei. Deshalb schlich er ihm bis zur Höhle nach, in welcher die unglücklichen bei einem spärlichen Feuer saßen, nicht ahnend, daß ihr Schlupfwinkel entdeckt sei. Der feige Späher hatte sich lautlos wieder fortgeschlichen, in mehrere Bäume Zeichen eingehauen um den Weg zur Höhle wieder finden zu können. Des andern Morgens kam er mit einer Schar Bewaffneter, um die arglosen gefangen zu nehmen. Als die Tempelritter gewar wurden, daß sie umzingelt seien war es schon zu spät zur Flucht; die Zahl der Feinde war überdieß so groß, daß die Helden sich vornahmen als solche zu sterben. Jeder, der in ihre Nähe kam, wurde niedergehauen; endlich aber erschlafften ihre Glieder, und sie musten sich in die Höhle zurückziehen, wo sie alle erschlagen wurden; ihr Blut aber, welches unschuldig vergossen war, konnte deshalb nicht vertrocknen, und es ist noch heute in der Vertiefung jenes kleinen Hügels als rothe Flüssigkeit enthalten.

(Mündlich. Vergl. Wolfs Zeitschrift für Mythologie. II. 4. S. 413.)

Bei St. Florian in Steiermark sollen nach dem Glauben des dortigen Volkes in den Kriegen zwischen den Türken und Österreichern hunderte von wehrlosen, insbesondere weiblichen Geschlechts, im s. g. Wolfsloch umgekommen sein. Später fand man an der Stelle den Boden mit rothen Blumen

bedeckt, die den Namen „Jungfernblut“ (Rhododendron) erhielten.

201. Das Wildmannli.

Auf der Südostseite der großen Windgelle (Kt. Uri) erhebt sich ein seltsamer Felsstock, der, in einiger Entfernung gesehen, einem aufrecht stehenden Manne gleicht. Die Jäger nennen diesen Fels das Wildmannli, und sie erzählen, es habe einst in grauer Vorzeit ein wilder und frecher Jäger in dieser Gegend gelebt, der keinen Sonntag achtete und dem kein Feiertag heilig genug war, wenn es galt seiner unbändigen Jagdlust zu frönen. Einst trieb ihn seine Jagdliebe an einem hohen Feiertage auf die Windgelle, und als er auf der Stelle, wo jetzt der Felsstock steht, eben im Begriff stund einen wohlgezielten Schuß auf die flüchtige Gemße zu thun, so erreichte ihn die Strafe des Himmels und verwandelte ihn in diesen Stein. So steht er nun seit Jahrhunderten zum warnenden Beispiele da.

(Mündlich aus Uri.)

202. Der verwandelte Fischer.

In der Nähe von St. Egidi in Steiermark befindet sich ein Bach, welcher durch das versinken und wieder emporquillen seines Wassers bemerkenswert ist, und über welchen sich die Bewohner folgendes erzählen.

Ein Hirtenknabe, der an dem weiden seiner Herde nicht genug Zerstreuung fand, versuchte einst in dem naheliegenden Bache zu angeln; als er den ersten Fisch fieng war er sehr erfreut, richtete seine ganze Aufmerksamkeit auf diesen und merkte nicht, daß sich ihm der Fischer, der das Wasser gepach-

tet hatte, näherte. Als er nahe genug bei ihm war, fragte er den Knaben mit barscher Stimme, wer ihm hier das fischen erlaubt habe. Der Knabe erbebte vor Schreck und konnte keine Antwort geben. Da griff der zornentbrannte Fischer nach seinem Messer, schleuderte den unschuldigen Knaben zu Boden und beraubte ihn seiner Augen. — Seit dieser Zeit sieht man den Fischer in Stein verwandelt an jener Stelle stehen, an welcher er dem Knaben das Augenlicht raubte; an derselben Stelle versinkt auch das Wasser in die Erde und fließt unter derselben so weit vor, als der Schmerzensschrei des Hirtenknaben reichte; dort sprudelt es wieder in solcher Menge empor, daß es gleich nach seinem Austritt aus der Erde eine Mühle treibt.

(Mündlich.)

203. Die Teufelshufeisen.

Im Thale Ramsau (in der Nähe des Thorsteines an der salzburgischen Gränze) lebten einst mehrere liederliche Bursche und Bauern, welche das ganze Jahr hindurch die Kirche mieden, dafür aber im Wirtshause zechten. Eines Nachts, als sich schon alles zur Ruhe begeben hatte, hörte der Wirt ein sonderbares klirren in der Gaststube, und als er aufstand, um nachzusehen, was es sei, fand er alles ruhig, aber die Stube war leer, und vor dem Fenster wiederholte sich das Geräusch, welches er gehört hatte. Er trat zum Fenster, öffnete den Laden, und erblickte vor dem Hause ein Pferdegerippe, auf welchem eine lange, hagere Mannsgestalt saß, welche wie weißglühendes Eisen aussah, und von welcher ein Licht ausgieng, das die ganze Gegend blutroth wie der Schein einer Feuersbrunst beleuchtete. Der Kopf der Gestalt war vollkommen fleischlos,

und mit einer durchscheinenden Haut überzogen, hinter welcher man deutlich den grinsenden Schädel sehen konnte. Aus den leeren Augenhölen zuckten blaue Flämmchen. Auf dem Scheitel war ein Hütchen, auf welchem eine rothe Feder stak. An den Schwanzwirbeln des Pferdegerippes war eine Kette befestigt, an welcher die Gäste des Wirtes, einer hinter dem andern, angehangen waren. Der Wirt sah, wie die Peitsche des Reiters durch die Luft fuhr, hörte aber keinen Knall, er sah wie das Pferdegerippe zu laufen anfieng, und stürzte dann ohnmächtig nieder. Als er wieder zu sich kam, war der Höllenspuk verschwunden. Zur selben Zeit erwachte der Schmied des Ortes und gieng von einer ihm unerklärlichen Gewalt dazu gezwungen, in die Schmiede, nahm daselbst sechs Paar Hufeisen und die Werkzeuge, welche man zum Beschlage eines Pferdes nöthig hat, trat vor die Thüre, wo der Zug stand, mit dem unheimlichen Reiter voran. Als wenn es so sein müste, gieng er auf die sechs Bauern zu, welche an der Kette angehängt waren, und beschlug die Füße eines jeden mit einem Paare Hufeisen. Als dieses geschehen war, flog aus der Hand des Reiters ein Beutel zu Füßen des Schmiedes.

Dieser sah, wie das Pferdegerippe gegen die Scheichenspitzebene (so heißt diese Hochebene) die sechs kreidebleichen Bauern mit sich fortreißend hinlief, dann schwanden ihm die Sinne. Zum Beweise, daß er nicht geträumt habe, fand er neben sich den Beutel, in welchem zwölf Goldstücke waren. Als er des Morgens die Lade, in welche er sie gelegt hatte, öffnete, drang ihm aus derselben ein widriger Geruch entgegen, und als er den Beutel aufmachte, hatten sich die Goldstücke in Unrath verwandelt.

Dieselbe Nacht zog von der Scheichenspitzebene ein

furchtbares Hagelwetter herunter, welches die Saaten der Ramsauer auf das schrecklichste verwüstete. Der erste Gemsenjäger welcher sich wieder auf die Scheichenspitzebene hinaufwagte, sah auf derselben sonderbare Eindrücke, welche früher nicht da waren und welche Pferdehufen ähnlich sind. Auch brachte er mehrere Hufeisen mit, welche er oben gefunden hatte. Diese konnten nicht von Pferden herrühren, da der Mensch Mühe hat, auf diese Stelle hinauf zu klettern.

Der Wirt und der Schmied starben kurze Zeit darauf in Folge des Schreckens.

Die sechs Bauern hat niemand mehr gesehen. „Die hat der Teufel wegen ihres sündhaften Lebenswandels geholt."

(Mündlich, von einem Führer auf dem Dachsteingebirge. Eine sehr verzerrte Göttergestalt. Der Teufel tritt nicht selten an die Stelle des reitenden Wuotan.)

204. Die Teufelstritte.

Zwischen Klagenfurt und St. Veit (in Kärnten) steht auf einer Anhöhe die uralte Kirche Maria Saal, welche der Sage nach die letzten Überreste von einer einstmaligen Stadt gleiches Namens sein soll. In dieser Kirche sieht man, wenn man den südlichen Eingang überschreitet und den mit Quadersteinen gepflasterten Fußboden betrachtet, die Klauen eines Bockes in den Steinen eingedrückt. Über den Ursprung derselben erzählt die Sage folgendes.

Es lebte vor vielen Jahrhunderten in derselben Gegend eine junge Bäuerin, welche einen reichen Bauernsohn heftig liebte. Die arme Bäuerin sann auf verschiedene Mittel, um den Gegenstand ihrer Sehnsucht zu erhalten, indem ihre Armut vor den Augen der Eltern des jungen Burschen das Hindernis ihrer Vereinigung war. Da kam sie auf den Gedanken

den Teufel am Kreuzwege zu beschwören, um von ihm so viel Geld zu erhalten, daß sie, als eben so reich, auf den Besitz ihres Geliebten Anspruch machen könnte. Das führte sie in der Thomasnacht auch wirklich aus.

Jedoch bald kam die Reue, und am Tage vor ihrer Vermählung, da sie zum erstenmal seit jener Nacht die Kirche betrat, um zerknirscht vor Gott ihre schwere Schuld zu beichten, gewarte sie den Teufel vor dem Eingange im Begriffe sie zu verfolgen. Im grösten Schrecken ergreift sie die Flucht, und rettet sich gerade noch zur rechter Zeit in den Beichtstuhl, wo schon der Priester ihrer harrte, und den heiligen Segen über sie sprach. Dadurch ward die Macht des Teufels abgewendet, und er verschwand. Jedoch seine Fußstapfen sind seit jener Zeit in der Kirche bis auf den heutigen Tag sichtbar geblieben.

(Mündlich. Vergl. Gr. Myth. 947. Den Ausdruck Hellebock hört man noch in Westfalen als Schimpfwort für den welcher zu häufig in den Spiegel schaut. Wo unweit Füssen der Lech sich durch Bergschluchten windet, soll Jul. Cäsar mit seinem Roß hinüber gesetzt haben („fauces Julii"); die dort sichtbaren Fußspuren werden auch dem h. Magnus zugeschrieben („St. Mangentritt; St. Mangensessel"). Vergl. Panzer bair. Sag. II. S. 77. Weber, Tirol I. 217. Über Fußtritte mit heidnischem Charakter s. W. Wenzels christl. Symbolik S. 306.)

205. Das Rasenkreuz und das Gerölle im Weichselboden.

Unweit Mariazell in Steiermark liegt der durch seine wilde Naturschönheit berühmte kleine Gebirgskessel Weichselboden genannt. Derselbe ist von hohen Gebirgen umschlossen, welche fast senkrecht abstürzen, und das Gerölle, welches von ihnen herabrollt, scheint den Weichselboden von Jahr zu Jahr zu verkleinern. Der höchste dieser Berge ist der Hochschwab, welcher die nördliche Seite des Weichselbodens begränzt. Eine beiläufig 2000′ hoch liegende Voralpe dieses

Berges heißt Hochebel. Dieselbe bildet eine kleine eigentümliche Hochebene; ihre Fläche nämlich ist völlig kahl, und nur an einer Stelle bildet das frischeste Grün ein etwa 3 Klafter langes und $1\frac{1}{2}$ Klafter breites Kreuz. Über diese sonderbare Erscheinung erzählen die Führer folgendes:

Vor vielen Jahren lebte im Weichselboden ein Bauer, der für den wohlhabendsten in der ganzen Gegend galt. Seine Küche enthielt das schönste blanke Zinngeschirr, seine Ställe bewarten schönes Vieh, die Wäschschränke seiner Frau waren mit dem feinsten Linnen vollgepfropft, auch lag darinnen manche Schnur köstlicher Perlen. Es wurde auch viel von einer großen Truhe gemunkelt, welche voll Silber und Gold unter dem ungeheuren Bette in der Schlafstube stehen sollte. Was der „Thalbauer" (so wurde er genannt) nur angriff, das glückte. Er hatte die Holzschwemme zu eigen, und schwemmte jährlich viele 1000 Stämme die Salza hinunter, und brachte dafür manchen Gulden heim. So lebte er manches Jahr froh und glücklich mit den seinen, bis endlich schweres Unglück hereinbrach. Das Hochwasser, welches jährlich eintrat, und welches zum schwemmen des Holzes benützt wurde, blieb aus, und tausende Klafter Holz verfaulten unverkauft in seinen Wäldern, eine böse Seuche raffte das Vieh dahin, und so traf's Schlag auf Schlag den Thalbauern, welcher endlich gänzlich verarmt von Haus und Hof gehen muste. Da wandte er sich in seiner Verzweiflung an den Teufel, welcher auf dem Hochebel im Frühjahre sein Wesen trieb. Auf den Ruf des Bauern erschien er auch, und dieser verschrieb ihm seine Seele für 10,000 Gulden. Nach einem Jahre sollte ihn der Teufel auf dem Hochebel abholen, aber unter der Bedingung, daß der Teufel das, was der Bauer mitbringen würde, heben könne. Vergnügt gieng der Bauer heim, ließ das Geld vom

Pfarrer segnen, daß es nicht in der Tasche zu toten Kohlen würde — und binnen Jahresfrist war der Thalbauer reicher denn zuvor. Der Jahrestag rückte immer näher. Der Thalbauer ließ sich ein großes hölzernes Kreuz machen, und begab sich damit getrost auf das Hochebel. Der Teufel erschien, lachend forderte ihn der Thalbauer auf, das zu heben, was er mitgebracht habe. Doch der Teufel fuhr zurück, denn das heilige Zeichen des Kreuzes darf er nicht berühren. Da er sah, daß er angeführt war, fuhr er heulend von dannen. Als der Bauer sein Kreuz aufnehmen wollte, war es verschwunden, und an der Stelle desselben prangte auf dem nackten Fels ein Kreuz aus dem schönsten Rasen gebildet. Fröhlich kehrte der Bauer zu den seinen zurück, und lebte noch viele Jahre glücklich und zufrieden. Der Teufel soll aber noch immer am Jahrestag dieser Begebenheit (im Anfange des Frühlings) auf dem Hochebel wüthend darüber, daß ihm sein Opfer entgangen sei, das Gerölle in den Weichselboden hinunterstürzen, und ihn so zu zerstören suchen.

(Mündlich.)

206. Der Zaubertrank.

Als Theophrastus Paracelsus in seinem Hause zu Salzburg, das noch heute zu sehen ist, auf dem Todtenbette lag, rief er seinen Famulus, gab ihm ein Fläschlein und befahl ihm, hinzugehen und die darin enthaltene Flüssigkeit in die Salzach zu gießen.

Der Famulus wollte aber das Fläschlein für sich behalten, weil er den Zaubertrank darin vermuthete, mit welchem Theophrastus die großen Herrn von dem Podagra geheilt, und zu so großem Reichtum gekommen war. Er kehrte daher nach

einer kurzen Weile wieder zurück, und berichtete, daß er den Auftrag vollzogen habe.

Da fragte ihn Theophrastus, was denn die Tinktur im Wasser gemacht, und wie der Famulus ganz erstaunt „nichts" erwiederte, fuhr der alte Wunderdoktor zornentbrannt empor, nannte ihn einen nichtswürdigen Diener, und drohte, ihn empfindlich zu strafen.

Der Famulus, dem wohl der Zorn seines Herrn bekannt sein mochte, machte sich, so schnell als möglich, zur Thüre hinaus und that, wie ihm befohlen war.

Als sich nun der Zaubertrank mit der Salzach vermischte, ward diese plötzlich helles, lauteres Gold, und seit dieser Zeit führt sie Goldkörner in ihrem Grunde.

(Austria 1844.)

207. Der Ahornbaum.

Bei Millstadt in Ober-Kärnten ist ein See. An seinem Ufer steht ein Baum, von dem folgende Sage geht.

Ein Mädchen, dessen Vater gestorben war, verliebte sich in einen Soldaten. Die Mutter wuste von diesem Verhältnisse nichts; endlich merkte sie es und das Mädchen gestand alles. Erzürnt spricht die Mutter einen erschrecklichen Fluch über die Dirne aus: ich wollte, spricht sie, du wäreſt ein Ahornbaum und verdorreteſt wie das grün an seinen Ästen. Und siehe da, plötzlich erstarrt das Mädchen, sein Leib wird zäh wie Ahorn, die Brust wird knorrig, die Haut zur Rinde, die Hände werden ästig und die Haare Laub. Darüber entsetzt sich die Mutter, die ihren Fluch so in Erfüllung gehen sieht.

Nach einiger Zeit hörte man einen Fiedler spielen, der saß unter dem Ahornbaum. Er spielte so kräftig, daß ihm

der Bogen brach. Der Fiedler nahm sein Messer, um einen Zweig als Bogen zu schnitzen. Und wie er in den Baum schnitt, troff Blut heraus. Als der das Blut sieht, fällt ihm das Messer aus der Hand. Er hebt es auf und schneidet wieder. Da hört er eine Stimme welche spricht: Mein Blut ist versöhnt, schneide dir einen Bogen und spiele mir mit demselben ein Grablied, gehe dann vor das Bleicherhaus, und siehst du meine Mutter dort, so geige ihr ein Stücklein und sage, daß der Bogen von ihrem Kinde sei. Der Geiger gehorcht und geht in das Dorf vor's Bleicherhaus. Die Mutter stund gerade unter dem Thore; da nahm er seinen Bogen und spielte ein Lied. Noch nie hatte sein Bogen solche Töne hervorgebracht wie dießmal. Als die Mutter das Spiel hörte, ward ihr Antlitz plötzlich blaß; versöhnt und reuevoll rief sie aus: Fürwahr ein gefallenes Kind ist besser als keines.

Noch sieht man den Baum, vertrocknet und in zwei eiserne Ringe gefaßt am Ufer des Sees stehn.

(Schriftlich aus Millstadt. Die poet. Züge scheinen slavisch. Ein Lied ähnlichen Inhalts hat Talvi im Handbuch der slav. Sprachen und Litt. S. 329. Vergl. Gr. Myth. 619.)

208. Der Haselstrauch.

Das Jesu Kind lag sanft schlummernd in der Wiege und die besorgte Gottesmutter lief in den nahen Wald, um für das liebliche Kind Erdbeeren zu pflücken. Schon war sie im Begriffe schöne Beeren zu brechen, als giftige Schlangen auf sie zuschossen. Voll Angst flüchtete sie, sah sich aber immer verfolgt. Da verkroch sie sich in ein Haselgebüsch, wo sie so lange versteckt blieb, bis sie zu ihrer Freude ihre Feinde in die Schlupfwinkel zurückkehren sah. Nun sprach sie zu dem Haselstrauch: Weil du mich geschützt

haſt, ſo ſollſt du von nun an dem Menſchen zum Schutze und Dienſte beſtimmt ſein.“ Aus den Zweigen des Haſelſtrauches wird die Wünſchelruthe gemacht. Eine mit Haſelgeſträuch bewachſene Anhöhe zwiſchen Hohenems und Dornbirn nennt man Haslareuthe.

(Aus Dornbirn in Vorarlberg. Ähnlich bei Vonbun S. 7. ~~Vergl. Panzer II. 286.~~)

209. Der Haſelaſt.

Vom Blankenſtein am Backgebirg, nahe der Kärntnergränze, geht die Sage, daß er innen hohl und der Sammelplatz von Kobolden und Erdmännchen ſei, welche zu Zeiten auf der Oberfläche erſcheinen, um allerlei Spuk mit den Menſchenkindern zu treiben. Beſonders auf die habſüchtigen haben ſie's abgeſehen, denen ſie unter ſcheinbar guter Maſke ihre ganze Bosheit zuwenden.

So ergieng es auch dem Händler Michael Schwabenauer. Dieſer war ein böſer Geſelle; wenn eine Kundſchaft bei ihm einſprach, ward ſie in Maß und Gewicht betrogen. Michel aber legte den unrecht erworbenen Gewinſt lachend bei Seite, und klagte dennoch vor den Leuten über ſeine Armut.

Einſt führte ihn ſein Weg des Abends vor dem Blankenſtein vorbei, da ſah er ein Männlein um eine Haſelnußſtaude tanzen, auf deren Blättern funkelnde Glühwürmchen hingen. „Was treibſt du da, du kleiner Knerzel“, fragte Michel. Das Männchen erwiederte: „Siehſt du das Gold hier flimmern auf den Haſelblättern? Jeder Zweig dieſer Staude, von mir dir gegeben, verwandelt unedles Metall in echtes Gold.“ Gierig ſtreckte Michel die Hand aus, einen der koſtbaren Zweige zu haſchen; aber der Zwerg ſchlug ihn mit einer Gerte auf die Hand, ſo daß der habſüchtige, vor Schmerz auf-

schreiend, zurückfuhr. „So geht's nicht, habe ich dir nicht soeben gesagt, daß ich dir den Zweig geben muß, wofern er dir nutzbar sein soll? Höre! Ich will dir einen Ast geben, er wird dir aber nur unter der Bedingung nützlich werden, daß du ihn nicht für dich, sondern für arme anwendest."

Darauf tanzte der Zwerg mit hämischem Gesichte ein paar mal um den Strauch herum, ergriff einen Ast, nahm seinen Kopf herunter, und schleuderte ihn mit solcher Gewalt gegen denselben, daß er abbrach und herabfiel, worauf der Zwerg sammt dem Kopfe verschwand.

Der Händler lachte sich in's Fäustchen, nahm den Zweig und machte sich auf den Heimweg. — Als er zu Hause anlangte, sprach er vergnügt zu seiner Frau: „Heute hab' ich einmal einen Fang gemacht, morgen fahren wir schon mit vier Pferden fort, weit, weit fort bis an's End' der Welt. Er erzählte ihr, als er sich von seinem Freudetaumel ein wenig erhohlt hatte, sein Abenteuer. Darauf begann die Frau alle Tische und Sessel zu zerschlagen und that wie wahnsinnig. Endlich konnte sie der Händler besänftigen und nun wurden alle Lücken und Ritzen der Thüre und Fenster verstopft und breite Vorhänge vor die Lugkluren (kleine schräge in die Mauer eingefügte Fenster, auch Luglöcher) vorgezogen und dann wurde die Zauberei angefangen. Das Weib brachte hierauf eine ziemlich große Truhe voll Kupfergeld aus dem Winkel hervor und öffnete sie. — Als der Händler das Geld sah, lachte ihm das Herz im Leibe, und dachte nach was er wohl mit all' dem Golde beginnen würde; dann besann er sich wieder, daß er ja noch nicht gezaubert habe. Plötzlich stürzte er in einem Sprunge auf die Kiste los, packte mit beiden Händen den Haselast und hieb auf das Geld, daß die Blätter davon flogen. Dann blieb er stehen, schaute in die Kiste und was

war darinen? — **Mist**, lauter **Mist**. Er stund da und wuste sich weder zu rathen noch zu helfen. Da kam der Zwerg zur Thür herein und sang:

„Walst host dö orman nit bedalt,
walst brauchst für di den Ast,
walst d'ondan Sök hast neama g'halt,
so thu a da wos du nit mast.“ [1])

Der Händler sah sein Unrecht ein, wurde ein guter Mensch und betheilte von nun an die armen im reichlichen Maße, doch seine Frau starb wenige Wochen nach diesem Ereignisse.

(Mündlich.)

210. Vergißmeinnicht.

Als Gott der Herr den Blumen auf der ganzen Welt die Namen gegeben hatte, behielten ihn alle sehr wohl im Andenken. Ein Blümchen aber hatte ihn vergessen, und konnte ihn bei keiner von den andern Blumen mehr erfragen. Endlich muste es, obwohl es sich scheute, wieder zurück zu Gott, um zu fragen, wie es heiße. Und als es kam, hub der Herr den Finger auf und sagte zum verschämten Blümchen nur die drei Worte: Vergiss mein nicht! Darauf ist es weggegangen, und hat bis auf den heutigen Tag den Namen behalten.

(Aus Lochau, bei Bregenz am Bodensee.)

---

[1]) Weil du hast die armen nicht betheilt,
weil du brauchst für dich den Ast,
weil die andern Säcke hast nimmer geheilt [1]),
so thu ich dir was du nicht magst (willst).

[1]) D. h. die Säcke der armen nicht mit Geld gefüllt.

211. Entstehung der Heidelbeere.

Als Gott die Welt erschaffen hatte, bat ihn der Teufel, er möchte ihn auch etwas erschaffen lassen. Gott erlaubte es ihm, und da erschuf er die Heidelbeeren. Weil aber der Teufel hinterlistig und schlau war, so gab er in diese Beeren Gift, daß sie dem Menschen schädlich sein sollten. Gott erfuhr dieses, und damit diese Beeren für die Menschen nicht schädlich würden, machte er zum Warzeichen auf jede Beere ein schwarzes Kreuzchen.

(Mündlich, aus Mürzzuschlag.)

VI.

Ortssagen. Legenden. Weisende Thiere. Geschichtssagen. Strafen. Poetische Züge.

212. Der Ober-Rhein.

Vor undenklichen Zeiten als Vorarlberg noch Wald und Sumpf war, sind in der Gegend des heutigen Ems und Lustenau bloß etliche zwanzig Hütten gestanden für Jäger und Fischer. Auch waren einige Grafenschlösser da. Zu der Zeit sagte einmal der Sohn eines Grafen: Vater, es wäre doch für unser Land viel besser, wenn ein Fluß hindurch flösse. Darauf ist der Graf mit seinen Kindern ins Oberland gegangen und hat den Rhein, der früher durch den Zürcher-See floß, durch das Vorarlbergische heruntergewiesen. Seit der Zeit verursacht er aber dem Lande fast alle Jahre einen großen Schaden.

(Mündlich aus Lustenau. Die Meinung, daß der Rhein mit dem Wallenstatter-See und Züricher-See in Verbindung gestanden, habe ich im Kt. Zürich vom Volke häufig gehört.)

---

213. Entstehung der Petersinsel.

Der Knecht eines Bauern auf dem Desenberge (oberhalb Liegerz) hatte in der Weinlese zu Liegerz ein Mädchen kennen gelernt. Gegen Neujahr, als ein tiefer Schnee fiel, machte er einen Kiltgang und schlief bei dem Mädchen. Als er aber am Morgen nach Hause zurückkehren wollte, blieb der Schnee an seinen Schuhen fest hängen, so daß er beinahe nicht fort konnte. Das brachte ihn in Zorn und er schwang den Fuß so gewaltig, daß die Schuhe samt dem Schnee weit in den Bielersee hinausflogen. Nach und

211. Entstehung der Heidelbeere.

Als Gott die Welt erschaffen hatte, bat ihn der Teufel, er möchte ihn auch etwas erschaffen lassen. Gott erlaubte es ihm, und da erschuf er die Heidelbeeren. Weil aber der Teufel hinterlistig und schlau war, so gab er in diese Beeren Gift, daß sie dem Menschen schädlich sein sollten. Gott erfuhr dieses, und damit diese Beeren für die Menschen nicht schädlich würden, machte er zum Warzeichen auf jede Beere ein schwarzes Kreuzchen.

(Mündlich, aus Mürzzuschlag.)

VI.

Ortssagen. Legenden. Weisende Thiere. Geschichtssagen. Strafen. Poetische Züge.

212. Der Ober-Rhein.

Vor undenklichen Zeiten als Vorarlberg noch Wald und Sumpf war, sind in der Gegend des heutigen Ems und Lustenau bloß etliche zwanzig Hütten gestanden für Jäger und Fischer. Auch waren einige Grafenschlösser da. Zu der Zeit sagte einmal der Sohn eines Grafen: Vater, es wäre doch für unser Land viel besser, wenn ein Fluß hindurch flösse. Darauf ist der Graf mit seinen Kindern ins Oberland gegangen und hat den Rhein, der früher durch den Zürcher-See floß, durch das Vorarlbergische heruntergewiesen. Seit der Zeit verursacht er aber dem Lande fast alle Jahre einen großen Schaden.

(Mündlich aus Lustenau. Die Meinung, daß der Rhein mit dem Wallenstatter-See und Züricher-See in Verbindung gestanden, habe ich im Kt. Zürich vom Volke häufig gehört.)

---

213. Entstehung der Petersinsel.

Der Knecht eines Bauern auf dem Desenberge (oberhalb Liegerz) hatte in der Weinlese zu Liegerz ein Mädchen kennen gelernt. Gegen Neujahr, als ein tiefer Schnee fiel, machte er einen Kiltgang und schlief bei dem Mädchen. Als er aber am Morgen nach Hause zurückkehren wollte, blieb der Schnee an seinen Schuhen fest hängen, so daß er beinahe nicht fort konnte. Das brachte ihn in Zorn und er schwang den Fuß so gewaltig, daß die Schuhe samt dem Schnee weit in den Bielersee hinausflogen. Nach und

nach setzte sich Schilf u. dergl. daran fest und so entstunden mit der Zeit die Petersinseln.

(Mündlich von einem jungen bernischen Bauern. Die kleinere nannte er Kaninchen-Insel.

214. Ein Schlachtfeld.

In Unter-Wallis, im Heremencethale (südlich von Sitten) geht die Sage von einem fremden Volke, das über die Gletscher des Collon eindringend in einer Schlacht vernichtet wurde. Die Stätte derselben wird durch den Namen la Bataille bezeichnet, und in der Höhle von Ardzinot (Caverne de Fates, Feengrotte) finden sich Spuren menschlicher Wohnungen.

(Mündlich von einem Sennen.)

215. Die heil. Jungfrau als Heldin.

In Simplon auf der „Bleiki" erzählt man sich folgendes:

An einem abgelegenen Orte, wo jetzt eine Kapelle steht, sah man vor Zeiten oft von der Landstraße her ein Licht, welches in dunkler Nacht wie ein Stern aus dem Gesträuche hervorschimmerte. Diese wunderbare Erscheinung zog bald die Aufmerksamkeit aller vorübergehenden auf sich; selbst Pferde stunden in weiter Entfernung still und konnten nicht von der Stelle gebracht werden, bis die Fuhrleute einige Ave Maria gebetet hatten.

Hieraus schloß man denn, es sei dieß ein Anzeichen, daß die Mutter Gottes dort ein Bethaus haben wolle, und man war bald Rathes einig den Bau vorzunehmen. Die Mutter Gottes belohnte die Einwohner dieser Gegend „heldenmäßig."

Denn als die Italiener im vorigen Jahrhundert in Simplon einbrechen wollten, erschien die himmlische Jungfrau in schimmerndem Waffengeschmeide, ein flammendes Schwert in der Hand; sie half dem kleinen Häuflein gegen die Ausländer streiten, und die Italiener wurden geschlagen. Von dieser Zeit gilt sie als Kämpferin der Schlachten, und als Beschützerin der Helden.

(Mündlich.)

216. Notker. Der Bernhardsberg.

Zu St. Gallen gab es einige berühmte Mönche, welche Notker hießen. Notker, dessen Schwester die Gattin des Grafen Hartmann von Kiburg war und der im Schlosse von Ellgäu (unweit Kiburg) geboren war, hieß der Stammler (balbulus). Von diesem gieng folgende Sage.

Als Notker einst die Non zu halten unterlassen, habe er in der Kirche den Teufel auf einem Balken sitzen und etwas auf ein Brett schreiben sehen. Notker fragte den Teufel was er schreibe. Dieser antwortete: ich zeichne die Non an, welche heut von dir unterlassen worden. Als aber Notker alsbald die Non zu singen anhebt, hat der Teufel das von ihm geschriebene durchgestrichen, und das Brett herunter geworfen. Da floh Notker. Der Teufel aber lachte und sprach: ich habe wohl gedacht, daß du vor mir aufstehen werdest. Und als der Maler Tutilo das Geräusch hörte, lief er in die Kirche und rief dem Notker zu: magnas inquietudines tu et dæmones tui fratribus facere soletis, d. h. du und deine Poltergeister machen den Brüdern viel Unruh. Man erzählte auch, der Satan sei diesen zuweilen als Frosch, Schwein ꝛc. erschienen.

(J. J. Hottinger's helv. Kirchengesch.)

Nach J. J. Hottinger (helvet. Kirchengesch.) soll in keltischen Zeiten auf dem Berge Pennin ein Orakel gestanden sein, wo der Teufel durch seine Priester über verborgene und zukünftige Dinge gefragt worden, bis der Mönch Bernhardus aus der Stadt Augst den Teufel vertrieben habe. Daher sei dieser Berg nun St. Bernhardsberg genannt worden.

217. Die Raben des h. Meinrat.

Meinrat (Meginrat) war der Sohn des Grafen Berchtold von hohen Zollern und lebte im 9. Jahrhundert. Er hielt sich eine Zeit lang als Mönch zu Reichenau auf. Dann begab er sich nach Rapperschwil und erbauete auf dem Etzel eine Kapelle. Später entschloß er sich Einsiedler zu werden, baute in der nahen Wildnis ein Bruderhaus, lebte von seiner Handarbeit und von Almosen, und hatte keine andere Gesellschaft als zwei Raben, die er ernährte. Hier lebte er lange Jahre, bis er von zwei Räubern in seiner Zelle ermordet wurde. Die Mörder begaben sich gen Zürich. Die Raben flogen ihnen krächzend nach. Dieß machte sie verdächtig; sie stiegen da aus, wo zum Gedächtnis dieser Begebenheit das Wirtshaus zum Raben (Rappen) errichtet ist. Das Geschrei der Raben machte sie furchtsam, sie bekannten die Mordthat und wurden durch den damaligen Reichsvogt Adelbert zu Zürich zum Rade verurtheilt. Walter der Abt von Reichenau ließ Meinrats Leichnam nach Reichenau führen.

An dem Orte, wo Meinrat ermordet, steht das Kloster Einsiedeln, welches wegen der Treue jener Raben zwei solcher Vögel im Wappen führt.

(J. J. Hottinger. Auch mitgetheilt von M. Crusius (schwäb. Annalen II. 2. Cap. 12.) Vergl. Müllenhoff holst. Sag. S. 139. Nr. 187. Boners Edelstein Fab. 61. Grimm K. u. Hausmärchen Nr. 115. Die Kraniche des Ibykus u. a.)

218. Entstehung des Klosters Schönthal.

Einst befand sich Graf Adelbert II. (1130) mit seinen Knappen in der Wildnis eines nordwestlich von seiner Stammburg (Froburg im Solothurnischen) gelegenen Thales auf der Jagd. Nachdem sie lange in dieser einsamen, mit Gesträppe wild bewachsenen Gegend umhergeirret, da erblickten sie eine wundersame Frau an einer hellen Quelle sitzend und ein Kindlein in den Armen haltend. Wie sie näher traten, erkannten sie in ihr die Mutter Gottes mit ihrem Sohne. Auf einem Wagen, den ein Lamm und ein Löwe zogen, fuhren sie gen Himmel. Ob dieser Erscheinung erstaunten der Graf und die Jäger allzumal. Er ließ zur Stunde diese Gegend vom Gesträuche säubern, daß sie aus einer Wüste ein schönes Thal ward, und legte den Grund zu dem Benediktinerkloster Schönthal.

Nach mancherlei Schicksalen wurde dieses Bergkloster zur Zeit der Reformazion aufgehoben. Noch sind daselbst an der Kirche der Löwe und das Schaf nebst andern Bildern in Stein ausgehauen zu sehen.

(Schwab, Ritterburgen der Schweiz III. 494. S. auch W. Menzels Symbolik 37. 38.)

219. St. Leonhard.

Wo jetzt in Kärnten St. Leonhard liegt, weidete vor Jahrhunderten ein Hirte seine Rinder. Eines Tages bei Sonnenuntergang sah er einen Schleier, welcher sich vom blauen Himmel auf die Erde herabließ. Als er am andern Morgen sein Vieh wieder dort weidete, grub eines seiner Thiere an derselben Stelle, wo sich der Schleier herabgelassen hatte, ein Loch und plötzlich sprudelte eine klare Quelle hervor, aus welcher

das Thier von nun an täglich trank. Es zeigte nachdem es getrunken, immer eine besondere Lebhaftigkeit. Dem Hirten fiel dieses auf und er ahnte eine Wunderkraft. Weil er immer einen leidenden Fuß hatte, so benutzte auch er diese Gelegenheit, trank und badete sich einigemal.

Der Fuß wurde gesund und aus Dankbarkeit wählte der Hirt jene Stelle als Betort. Eines Tages bemerkte er zwischen den Ästen einer uralten Buche ein halbverfaultes Bild. Er zeigte es dem Pfarrer an, der erkannte das Bild des h. Leonhard und schloß es in die Kirche ein. Allein das Bild kam immer wieder auf die Buche zurück, bis man an dem Orte eine Kapelle erbaute, und als ein ungarischer Graf, welcher schon mehrere Jahre blind war, durch das waschen mit diesem Wasser sehend wurde, so baute er aus Dankbarkeit dem h. Leonhard eine Kirche. Daher stammt auch der Name des Ortes.

(Mündlich.)

220. Der heilige Wolfgang.

Als der heil. Wolfgang noch in der Gegend der heutigen Steiermark die dort lebenden Heiden zum Christentume bekehrte, schlug er seinen Hauptsitz am Fuße des Wechselberges auf, von wo aus er seine Bekehrungszüge unternahm. Durch seine Menschenfreundlichkeit gewann er die Liebe und Anhänglichkeit der Heiden, und verschaffte dadurch der christlichen Lehre Eingang. Er lehrte sie aber auch das Metall aus der Erde graben und es zu verarbeiten, insbesondere das in dieser Gegend in großen Massen vorkommende Eisen. Er lehrte sie die Anfertigung von Äxten, Messern, Waffen und verschiedenen andern Gegenständen zum Hausgebrauche. Er lehrte sie zuerst mit eisernen Geräthschaften die Erde auflockern, und be-

bauen, und ward so der Begründer des steirischen Ackerbaues. Er grub Lehm, brannte ihn, lehrte sie ihre Hütten mit rohen Ziegeln aufführen, und verband endlich die Ziegeln mit Mörtel. Sein eigenes Haus war mit den mannigfachsten Holzgerätschaften versehen. Man fand bei ihm sowol rohe, aus Brettern und Baumstämmen zusammengefügte Einrichtungsstücke, als auch künstlich, ausgearbeitete Schnitzwerke, als: Kruzifixe, Figuren und ausgeschnittene Bilder, deren man noch jetzt in dieser Gegend viele zeigt und von denen man sagt, sie seien vom heiligen Wolfgang gearbeitet. Unter andern zeigt man in der Kirche des Dorfes Wolfgang am Wechselberge eine Achst, von welcher man folgendes erzählt: Der heilige Wolfgang hat, als er das dortige Eisen aus dem Boden grub, schmelzte und schmiedete, als erstes Werkzeug diese Achst verfertigt. Damit hieb er Bäume nieder und machte daraus Bretter zu den verschiedenartigsten Hausgerätschaften. Er grub mit derselben Lehm und Eisen in großer Menge aus der Erde, er machte mit derselben ein Theil der Wälder urbar; er lichtete sie zum Theil und bahnte durch die übrigen Waldstellen Wege zum Verkehre, und beförderte dadurch auch den Tauschhandel, vornemlich mit Getreide. Als er so neben der Ausbreitung der christlichen Lehre auch für das leibliche Wohl gesorgt hatte, nahm er die Achst, bestieg den Wechselberg, und warf sie ins Thal mit den Worten: „Nachdem ich euch also leiblich vereint habe, so soll euch auch ein geistiges Band umschließen; wo die Achst hinfällt, soll eine Kirche entstehen.“ Er stieg sodann in's Thal hinab, suchte seine Achst auf, und als er sie gefunden, hatte baute er mit eigener Hand ein Gotteshaus aus gebranntem Lehm auf, in welchem er die bekehrten Heiden alle Tage versammelte, den Gottesdienst abhielt, und wo er aus der Mitte der Neubekehrten einen

Priester weihte. Darauf zog er nach Regensburg. Man zeigt auf dem Wechselberge in einem Felsen noch Fußstapfen, von denen das Volk sagt, daß sie vom heiligen Wolfgang getreten seien, in dem Augenblicke, als er die Achst ins Thal schleuderte.

(Mündlich. Vergl. W. Menzels christl. Symbolik I. 122, wo es heißt: „Der h. Wolfgang führt ein Beil als Zimmerer der Kirchen, und weil er sein Beil einmal weit wegwarf und da wo er es wieder fand, eine Kirche baute." Ferner Grimm Myth. 1093 (Anmerkung) und 1190.)

221. Karls des Großen Zuneigung und Buße.

In Grimms deut. Sagen Nr. 452 ist ein Ring die Ursache von Karls des Großen sündlicher Zuneigung zu einer gemeinen Frau. Als sie gestorben, nahm der Erzbischof Turpin den Ring aus ihrem Munde und des Kaisers Neigung wandte sich dem Turpin zu. Dieser aber warf den Ring in einen See bei Aachen. Nach Nr. 453 war es ein Edelstein, den er von der Schlange erhalten hatte und welchen er seiner Gemahlin schenkte. Darum wandte er anfangs dieser und nach ihrem Tode einem Ritter (Höfling) seine Liebe zu, und als dieser den Stein in eine heiße Quelle warf, gründete er an der Stelle die Stadt Aachen. In Nr. 454 S. 141 beichtete Karl dem h. Egidius eine Sünde, eine andere wollte er aber nicht gestehen. In einem Briefe, vom Himmel gesandt, ward ihm die Schuld verziehen. S. auch Kaiserchronik (Maßmanns Ausg. 2 Th. S. 391 ff.)

Nach zwei andern, handschriftlichen Quellen beichtet Karl dem Bischof Theodul (Theodor).

Die eine Handschrift ist auf der Wasserkirche in Zürich (Msc. A. 121. III.) Dieses Msc. enthält das Leben Caroli magni, aufgezeichnet ursprünglich in niederrhein. Sprache, wahrscheinlich aus dem Anfange des 14. Jahrh., die Abschrift aber, welche die Stadtbibliothek besitzt, stammt aus der ersten Hälfte des 16. Jahrh. Sie ist in der alten Sprache abgedruckt in den Mittheil. der zürch. antiq. Gesellschaft. Die Sage von der Schlange ist fast gleichlautend mit Grimm d. S. Nr. 453. Der letzte Theil der Sage wird

in jenem Msc. aber abweichend erzählt, darum mag sie hier Platz finden.

„Wie ein ryter der todten kunigin über den sarch brach und wie er iren den stein uß dem mund nam und wie keiser Karolus bychtet und bußt die sund.

Do das vyl zit gewert hat, do kam ein ryter zu einem farenden schuler, und seyt im, wie Karolus so grose leybe het zu der doten frowen under allen dingen. der farend schuler sprach, daz kan nut anders gesin, dan das sy etwas by ir hat, das er nud lassen mag; und wen das von ir kem, so leyß er sy begraben. der ryter foret uf ein zeyt daz Karolus das recht heylt, und sycher waz, daz er nit keme: do gieng er uber den sarch, da die tod frow in lag, und besucht sy an allen orten. zu iungst brach er ir den mund uf, und fand den stein darin. er nam den und gieng hinweg, und da Karolus gericht gehalten hat, da kam er heym und heyß die frowen begraben: do wurden all sine diener fro. nun seyt der ryter nut von dem stein und alle liebe, die Karolus hat zu der frowen, die gewan er zu dem ryter, und mocht niemart an in sin, die wyl er den stein by im hat; aber wen er den stein nit by im hat, so was er im als ein anderer man. do das ouch ein zeyt gemeret hat, do fugt es sych, das Karolus reyt zu der stat Ach: da hat aber der ryter den steyn by im. Do tryb Karolus sovil mit dem ryter, das der ryter nit lyden mocht, wan yederman red darzu. das wot der ryter nit mer han, und warf den stein von im in ein moß: und do glich die lieb, die er zu der frowen hat, darnach zu dem ryter, die liebe gewann er zu dem moß. und von rechter liebe, die er hat zu derselben stat, da der stein in lag, do buwt er an derselben stat unser frowen munster zu Ach, und verdroß in weder kost noch arbeit, und begabet sy mer dan keyn anders munster, das er je gebuwen hat mit heltumb

und mit kleinot und zeirt von grosem gut. nun ward er zu jungst inen, das die liebe, die er zu der todten frowen hat gehept, darnach zu dem ryter die will er hat den stein, und in warf in das moß, da man das frowen munster buwt, und also kam von dem stein alle liebe. und er wolt es fur kein sund han, als es aber was, und wolt es nit bychten, wan er sunst vyl guter daten thet. do wolt got nit, das er umb die sund noch von zweyen sunden, die er nut als fur große sund wolt han, als sy aber wasend, nit verloren wurde, und darumb, das sin gutthet nit verloren wurde, do sant got den heiligen man sant thydolus. der sprach vil mesen und ruft got über in an, und er erkant wol, daz er wyder got gethan hat und daz got über in erzurnd ward. sy wustend aber nit was die sund werend. und da der heilig thydolus ab alter stund, da kam ein engel, und bracht im die sund an einem briefly: do bekant er es und gieng er zu dem keyser, und zeygt im das briefly. do bekant er es, und was im leid sin sund, und bychtet es und hat ruw und leid, und empfieng buß. do erbaten die zwen heiligen man gots, das im got vergab und im huld und gnad wider gebe."

222. Karls Semmelbrot.

Kaiser Karl soll, wenn er sich zu Zürich aufgehalten, den Stiftsbrüdern eine Mahlzeit gegeben haben, bei welcher er Brot aus Semmelmehl zu gebrauchen pflegte. Mit dergleichen Brot hat ihn der im Höflein wohnende Chorherren-Bäcker beschenkt; das hat ihm dann so wohl geschmeckt, daß er nicht nur über Tafel gewöhnlich dergleichen Brot gegessen, sondern auch dieser Pfisterei (Bäckerei) die Freiheit gegeben hat alle Jahre etliche mal Simmeln zu backen. Karl verordnete auch,

daß jeder Hofammann Pfister haben soll, die zu des Königs Dienst Simmeln backen können. Noch heut zu Tage wird bei der Karolus-Mahlzeit, welche in der großen Conventstube auf dem Chorherrngebäude gehalten wird, Semmelbrot vorgelegt, wie denn auch alle Jahre auf Karolus-Tag (28. Jan.), wie auch auf St. Felix und Regula den Herren Ministris in der Stadt, allen Herren des kleinen Rathes, den Richtern u. s. w. dergleichen Semmelbrot zur Verehrung geschickt wird.

(J. Müller, Alterthümer, 1773.)

Am 28. Jänner ward vormals das Andenken Karls des großen gefeiert, der im Hause zum Loch (gegenüber dem Großmünster) gewohnt und in der Gegend, wo Felix und Regula enthauptet worden, eine Kapelle (Wasserkirche) gebaut haben soll. Die Feier bestund darin, daß „auf der Chorherren" eine lateinische Rede gehalten wurde und eine Nachtmahlzeit statt fand. Dabei wurde anstatt des gemeinen Brotes Semmelbrot vorgelegt.

(Mündlich.)

223. Karl als Büßer.

Auf einer Pergamenthandschrift im Archive zu Sitten (Wallis) befindet sich eine Legende vom h. Theodul oder Theodor, die „erneuet" ist von Heinrich Bischer, geschrieben am 26. Aug. 1501. Bischer ist in Hapchasen (wahrscheinlich Habsen im Elsaß) geboren. Ein Bischof Theodor war zu Ende des 4. Jahrh. Bischof zu Martinach, ein anderer im Anfange des 6. Jahrh. Bischof zu Sitten. Sonderbar ist der Anachronismus in der Legende, welche zuerst vom Bischof als Beichtiger Karls erzählt, dann von der Glocke, die Theodor von Rom gebracht habe. Dieselbe Sage wird — wie mir L. Uhland mittheilt — in der Kaiserchronik von dem heiligen Egidius erzählt (Maßmanns Ausg. Thl. 2, S. 391 ff; Grimm deutsche Sag. II. S. 141). Vergl. Christkathol. Ikonologie (Innsbruck 1855) S. 140. Die ganze Legende besitze ich in Abschrift, die Dr. Ferd. Keller in Zürich besorgt hat. Da sie un-

gedruckt ist [1]) und als Beitrag zur Charakteristick Karls dienen kann, lasse ich den ersten Theil hier wörtlich im Original folgen.

Sant Theoder ist von Gott erkorn,
und uß hochburgund geborn,
ein herr von grammunde. [2])
Do verließ er all sin gut,
zu keyser Karle stund sin mut
in walles land zu stunde;
Gott der het in geschicket dar
in priester ordenunge,
er dienet gott, der engelschar,
im ist gar wol gelunge.
Gott wurkt durch in der wunder vil
zu Sitten warlichen unnermitten,
das er do bischof ward,
der edel stam so zartt.

Der adel kumpt uß tugenheit,
uß Jesse stam als david seit,
uß Jochams hertzen tieche.
sant Keyser Karle tugentlich,
ein edler künig uß Frankenrich,
ein merer gottesriche,
der hat bezwungen mit dem schwert
so vil der heiden landen
zu Kristen glouben wol bekert
gefryt mit siner hande,
so hat er walles land gefryt gar schone,

[1]) Die Travestie in den gereimten schweiz. Sagen von Reithard kann nicht in Betracht kommen. [2]) Das Geschlecht der Grammont lebt noch in Frankreich fort.

ſant Theoder dreit die Krone,
vor gott gar wirdiglich
im fronen himelrych.

Jr herrn all ir ſolt verſtan,
was keyſer Karelus hat getan,
der lag in großer ſchulde,
im ſchlaf der engel zu im kam,
er ſprach: Keyſer du edler ſtam,
nun wirb um gottes hulde;
du haſt ein große ſund getan,
unmenſchlich hie uff erden,
die will dir gott nit varen lan,
du ſolt verloren werden,
du tiegeſt dan als ich dir hie will ſagen,
du ſolt nit verzagen,
du ſolt gott riefen an
mit all dinen undertan.

Sant keyſer Karolus erſchrack ſo ſer;
do im der engel bracht die mer
er fiel in großen ruwen,
er ſchickt nach all ſim prieſterſchafft,
das concilium mit gantzer krafft
das kam zu im mit truwen,
er ſamlet einen wyſen rat
biſchoff und licentiaten,
uß allen landen die er hat
ein wyſen rat ſi hatten,
er ſchamt ſich da, und tett in nit verkunden
ſine großen ſunden,

die er hat menig ior
hiemlich, nit offenbor.

Sant keyſer Karel ſprach gar rein:
ir lieben herren all gemein
für mich ſo bittend gotte,
das er von mir laß ſinen zorn,
darum das ich nit werd verlorn
mim ſchöpffer one ſpotte.
ein biſchoff der hub an alſo:
tryſig meß will ich uch leſen,
der ander zwentzig; er was gar fro
in ordenglichem weſen.
So ſprach der drytt: funffzechen will ich ſinge,
wils gott das mir gelinge,
wolt gott erbarmen ſich
über ein kung von Frankenrych.

Sant keyſer Karle furbas tratt,
ſant Theoder den er do batt
mit ſenfftiglichem worte,
ſant Theodor ſprach one ſpott:
ein meß die will ich han wils gott
und ob er mich erhorte;
die herren ſprachen allgemein:
(ſie teten ſich vergeßen)
du magſt wol heyßen Jöderlein [1])
mit der einen meſſen,
den himmelfürſten taten ſi verachten,
ſin wysheit nit betrachten,

[1]) St. Theodul ward gemeiniglich St. Joder genannt.

die herren über all
ſechstuſend an der zal.

Sant Theoder der leid großen ſpott
gedultiglichen, das wolt gott,
in darnach widerkeren
vor den herren über all,
und die do worn in dem ſal,
als ir noch werden hoeren.
der keyſer der ſprach one ſpott,
nun will ich's gott lon walten,
wer mir worzeichen bringt von gott,
das ich bin behalten,
dem will ich machen ſelbs underton
Frankenrych, die halbe kron,
was er von mir begert,
des ſol er ſin gewert.

Die herren zugen wider heym,
demutiglich all gemein
die geiſtlichen und frummen,
der keyſer der rufft offenbor:
ir ſollent in einem halben ior
wider zu mir kummen.
Sant Theoder der hielt uff der ban,
gen Sitten wollt er ryten
in walles land gar lobeſam
bald in ſin heimlichkeit;
der hat ſin ampt — ers nyemat ſeit —
in engelſchlieber wiſe,
er batt Maria der gottheit ſchrin,

das sy wolt sin helffer sin,
gott bitten heimlich lise,
sin bett schlug an des himels port,
mit uff zerspannen armen
in siner meß in gott erhort,
gott wolt sich do erbarmen,
sant Theoder bet mit suffzen also dicke
in himel mengen blicke,
gott hatt im kund geton
bald uß dem hochsten thron.

Der engel bracht von himmel herab
ein brieff mitt funf gulden buchstab,
den hatt gott selbs geschriben,
den schicket gott sant Theoder her,
darin do stond die sund so schwer,
dem keyser wart verzigen;
Sant Theoder wart von gott erhort,
gott bet sich selber senden
von himel herab durch die funff wort
warlichen in sin henden,
Sant Theoder danket dem vatter so frone
Maria also schone
das in hatt gewert
was er von im begert.

Do nun die zit vergangen was
ein halbes iar nun merkent das,
sant Theodor der wolt riten,
der keyser schrib do zuhand
siner geistlichkeit in alle land,

er wolt nit lenger beiten.
Der herren fröd die wart gar ſchmal,
kein' gab kunden's reichen
vor dem keiſer über all,
ſie brachten nit wortzeichen
von gott, und das der keiſer wer behalten,
von ſorgen muſten ſie alten
in engſtlichem mut
do vor dem keiſer gut.

Der keiſer tratt in ſin pallaſt,
ſin hertz hett weder ruo noch raſt,
er fiel in zwifel große,
do vor den eblen herren gut
er redt uß grimigklichem mut:
min gott wil mich verlaßen.
Sant Theodor ſprach demutiglich:
die ſund hant ir verſchwigen,
durchluchtiger kung und keiſer rich,
gott hatt uch verzigen,
die großen ſund ſond ir pychten und pußen,
redt er mit worten ſußen.
do gab er im den brieff,
der keiſer gar lut rieff:

O Theodor du vil heiliger man,
Gott hatt dich erhört ſchon
mit deinem reinen leben,
er fiel fur in bald uff die erdt:
alles das din hertz begert,
das wil ich dir nun geben.

Sant Theoder der ſprach do zehand,
warlichen unnermitten:
ir ſond mir geben walles land
fryen den Tiſch von Sitten. [1])
der keiſer ſprach: wir ſchriben uch zu hoffe,
prefect und edler grave,
groß fryheit hie uff erd,
geiſtlich und das weltlich ſchwert.

Sant Theodor der hat do mit gott
herwider bracht den ſinen ſpott,
die herren tatten im neigen,
do er dem keiſer bracht den troſt,
das er von ſunden was erloſt,
gott bet ſin gnad erzeigen.
Sant Theoder ſtund in wirdigkeit,
um urlaub tett er biten,
der keiſer gab im frie's geleit
in walles land gen Sitten.
do ridt er mit dem himelfurſten ſo werde
wol mit drue hundert pferden
in bruderlicher truwe
des keiſers frewd ward nuwe.

224. Die Glocke des h. Theodul.

Biſchof Theodul hatte dem Pabſte einen Dienſt erwieſen; dafür erbat er ſich von ihm eine Glocke, die für das Wetter gut ſei, und die ſchon St. Peter getauft habe. Die Römer aber hatten ſie vergraben, ſo daß niemand wuſte, wohin die

1) mensam episcopalem.

Glocke gekommen war. Lange suchte man sie vergebens. Endlich drohete ihnen der Pabst. Die Römer sagten: „findt er die glock, mir wols im lon.“ Da geschah es, daß die Glocke in der Erden anfieng zu läuten. Sie wurde nun ausgegraben und dem h. Theoder überbracht. Der Bischof beschwur den bösen Geist, der Frauendank (frowen dank) hieß, daß er sowol ihn als auch die Glocke von Rom bis in das Wallis nach Sitten trage.

„Wan man die glock anziechen tut
und gat nach irem willen,
das man si lut mit reinem mut,
das wetter tut sich stillen;
gar grusamlich sicht mans in lufften schyben (hageln),
die glock tut es vertriben,
mit irem ton so rych
uff erd ist nit ir gelych.“

(Mšc. 1501. — Nach der christkathol. Ikonologie (Innsbruck) S. 140 wird der h. Theodul dargestellt im bischöflichen Ornate, einen Teufel der eine Glocke trägt an der Kette festhaltend, oder wie derselbe in der Luft ihm nachfliegt. Vom h. Theodul, Landespatron von Wallis und Patron wider die Hochgewitter, findet man auch Spuren im Vorarlberg; vergl. Bergmann, „über die Walser“ Wien 1841, S. 31. 32.)

225. Eine Geiß findet eine Glocke.

Wenn man von Herzogenbuchsee nach Langenthal geht, so kommt man etwa eine Viertelstunde von Herzogenbuchsee entfernt in einen Wald, wo sich vor uralter Zeit folgendes zugetragen haben soll. Es ist nämlich dort einmal ein Hirt gewesen, der seine Ziegen am Rande des Waldes hütete. Eines Tages nun blieb eine Ziege immer auf einem Platze stehen und scharrete aus Leibeskräften den Boden auf. Der Hirt konnte sie gar nicht vom Platze bringen. Die

Ziege scharrte immer fort, bis sie endlich auf etwas festes kam. Da zeigte sich eine schöne große Glocke. Erstaunt lief der Schäfer in das nahe Buchsee, kehrte dann mit einigen Einwohnern zu der Glocke zurück, hob sie mit Hülfe einiger Männer aus dem Boden und fuhr sie ins Dorf, wo sie die gröste und die schönste des Oberaargau in den Turm gebracht wurde. Damit diese Begebenheit nie in Vergessenheit falle, trägt sie die Umschrift: „Ich bin vom Geißfuß gefunden."

(Mündlich.)

226. Ochsen zeigen die Stätte.

Bei Matten, einem Dörfchen unweit der Mündung des Fermelthälchens (Bern. Oberland) ist ein steinernes Gebäude, von welchem folgende Sage geht.

Vor uralten Zeiten wollte die Gemeinde St. Stefan eine Kirche bauen, und der Platz, wo nun das große Gebäude steht, war dazu ausersehen. Aber zum Schrecken der Gemeinde wurde von unsichtbarer gewaltiger Hand jede Nacht das Mauerwerk wieder zerstört, das den Tag über die emsigen Thalleute aufgeführt hatten. Da beschloß die fromme Gemeinde unter Gebeten die Werkzeuge des Kirchenbaues einem ins Joch gespannten Ochsenpaar aufzulegen, und wo durch walten der verborgenen Macht die Ochsen stille stehen würden, da sollte die Kirche gebaut werden. Die geweihten Thiere giengen über den Fluß und stellten sich auf dem Platze, wo jetzt die Kirche von St. Stefan vollendet steht.

(Alpenrosen 1813. Vergl. Gr. Sag. 349. Mythol. 1093.)

227. Weisende Taube.

Nach der Sage soll auf der Stelle wo Marschlins steht (in Gr. Bünden an der Mündung der Landquart in den Rhein),

der Anfang zu einem Kloſterbau durch den heil. Priminius gemacht worden ſein. Nachdem aber einer der Zimmerleute ſich an der Hand verwundet, nahm eine weiße Taube einen der blutigen Holzſpäne in ihren Schnabel, flog damit über den Rhein, und ließ ihn in dem jenſeitigen Walde vom Gipfel einer Lärche fallen. Primin ſah ſolches als eine höhere Deutung an, und an dem Orte, wo die Taube den blutigen Span fallen laßen, begann er den Bau des Kloſters Pfäffers. Daher führte dieſes Kloſter in ſeinem Wappen eine fliegende Taube mit dem Span.

(H. Kraneck, Ritterburgen in Hohen-Rhätien.)

228. Das Fraumünſter in Zürich.

Eine Kuppe auf dem Albis (bei Zürich) heißt Baldern. Unweit davon erhob ſich vor alters eine feſte Burg, die nach Zeitbüchern von König Ludwig dem deutſchen erbaut und anfangs von ſeinen beiden Töchtern Hildegard und Bertha, den Stifterinnen der Abtei zum Fraumünſter in Zürich bewohnt worden. Die Gründung dieſes Kloſters wurde der Sage nach durch folgende Begebenheit veranlaßt.

Wenn ihrer Übung gemäß die beiden Mädchen des Nachts vor das Burgthor hinaus in den öden, unwirtbaren Forſt giengen, um zu beten, wurden ſie zu wiederholten malen eines Hirſchen anſichtig, der brennende Kerzen auf den Hörnern trug, und ihnen jedesmal bis zu dem Platze leuchtete, wo ſpäter, nachdem ſie das himmliſche Zeichen erkannt, das Fraumünſter erbaut wurde. Zum Andenken an dieſe Begebenheit wurde, wie jetzt noch zu ſehen, der Hirſch mit zwo Kerzen auf dem Haupte über der Hauptthür der Kirche in Stein gehauen, und ſpäter in das Siegel der Äbtiſſinnen aufgenommen.

Die Kronik der Kirche zu Einigen nennt den Stifter des Hauses Strättlingen Theodorich. Dieser war ein Heide, der auf der Jagd durch ein Kruzifix zwischen den Hörnern eines Hirsches zum Kristen bekehrt sein soll.

(Nach der Kronik.)

229. Die Kirche zu Düdingen.

Die Pfarrkirche zu Düdingen im Kt. Freiburg soll auf folgende Veranlassung erbaut worden sein.

Die Bewohner wollten in einem Kriege die Reliquien des heil. Peter retten und banden sie einem jungen Stiere zwischen die Hörner. Das Thier, ob dem Schlachtgetümmel und Lärm erschreckt, ergriff die Flucht und nach einigen Tagen fand man es endlich auf dem kleinen Hügel, wo jetzt die Kirche steht. Man sah diesen Umstand als einen Wink des Himmels an und beschloß, das Gotteshaus daselbst zu erbauen. Die Hörner des Stieres hat man lange Zeit in der Sakristei zum Andenken aufbewart, allein es ist bloß noch eins davon vorhanden.

230. Ein Kirchenbau gehindert.

Auf der östlichen Seite des Dorfes Bolligen ist ein Hügel, der Flugbrunnenhubel genannt, welcher eine Viertelstunde von der Kirche entfernt ist. Auf diesem Hügel wollte man eine Kirche bauen. Die Steine, welche sie zu diesem Zwecke herbeiführten, wurden ihnen des Nachts immer weggenommen, so daß sie am Morgen immer im Dorfe Bolligen waren, auf dem Platze, wo die jetzige Kirche steht.

Niemand wuste wie die Steine da herabgebracht würden, denn die Bewohner des Dorfes hörten kein Geraffel des

Nachts, und auf der Straße sah man keine Spur von einem Wagen oder von Pferden. Die Leute waren sehr verwundert und konnten sich nicht erklären, wie das zugehe. Da entschlossen sich etliche Männer die Sache zu untersuchen und sagten: „Jetzt wollen wir einmal sehen, wer die Steine da wegnimmt.“ Sie blieben des Nachts auf dem Hügel, konnten aber am Morgen niemandem erzählen, wer die Steine weggenommen hatte, denn man fand sie tot auf dem Hügel, und die Steine waren wieder unten im Dorfe. Da sagten die Leute: wenn es denn nicht sein soll daß wir auf diesen Hügel bauen, so wollen wir unten im Dorfe bauen, wo die Steine sich befinden. Und sie bauten da wo die jetzige Kirche steht.

(Mündlich vom Lehrer Zuberbühler in Münchenbuchsee.)

231. Twingherren.

[In der Schweiz, insbesondere im Berner-Gebiet leben im Volke viele Sagen von Zwingherren oder Twingherren, die sich mancherlei Bedrückungen und Grausamkeiten zu Schulden kommen ließen. Dafür rächen sich die Umwohner an ihm und zerstören sein Schloß. Nach seinem Tode muß er umgehen. Um Wiederholungen zu vermeiden will ich nur einige, die aus mündlicher Überlieferung mir bekannt sind, erwähnen und die Hauptzüge kurz angeben.]

1. Ein Twingherr von Utzigen stellte den Zeiger seiner Schloßuhr nach Belieben vorwärts und rückwärts, damit seine Leute länger arbeiten mußten. Seit seinem Tode hören die Leute, wenn Regenwetter eintreten will, die Uhr ganz unregelmäßig schlagen und vernehmen das Gerumpel des verstorbenen Twingherrn.

2. Der in seiner Burg auf dem Mannenberg (bei Rüegau) von den Landleuten belagerte Zwingherr sprang mit

seinem Gelde in einen Ziehbrunnen und ertrank. Noch hört man ihn im Schlosse umherirren. Auch der Graf von Landskron (Jura) ist in den Schloßbrunnen versenkt.

3. Bei Rohrbach sieht man den Zwingherrn als Katze viele Gold- und Silberstücke an der Sonne hüten.

4. Die Zwingherren auf der Schloßflur am Bielersee sitzen noch in einer Höhle und hüten den ungerechter Weise angesammelten Reichtum; sie lassen sich sehen und hören, wenn es Regenwetter geben will. Auch aus dem Geräusche der Zwingherren von Burgstal (Bleienbach) schließt man auf Witterungswechsel.

5. Der Freiherr von Weißenau (am Thunersee) suchte sich vor den Nachstellungen des Landvolkes zu schützen, indem er immer seinem Pferde die Eisen verkehrt aufschlagen ließ. Auch der hartherzige Ritter Anton im Turm (Frutigerthal) teuschte so die Bauern.

6. Der Freiherr von Wartenstein (Emmenthal) setzte sich mit seiner Tochter auf das schönste Pferd und stürzte sich so in einen tiefen Sodbrunnen. Darin liegen auch noch seine Schätze.

7. Dem harten Landvogt von Aarwangen war von einem unschuldig verurtheilten vorhergesagt, er werde binnen einem Jahre vom Blitze getötet werden. Als er einst wieder verwüstend mitten durch das Kornfeld ritt und sich eine schwarze Wolke am Himmel zeigte, übergab der Landvogt das Pferd seinem Knechte mit den Worten: „Wenn meine Stunde kommt, so reis' ich meine Straße." Dann gieng er zu Fuß über das Feld und mitten auf demselben ward er vom Blitze erschlagen.

232. Die Thalherren im Enziloch.

Im Enziloch (Kt. Luzern) hört man oft ein Geräusch, als ob Baumstämme und Blöcke in das Thal stürzten. Die Landleute sagen, das tosen und krachen werde von den hingeschiedenen Thalherren verursacht, die das Volk gedrückt haben. Sie müßen zur Strafe eichene Stämme auf einen Grat wälzen, aber kaum sind die Stämme oben, so rollen sie wieder zurück in das Thal. Dann versuchen es die Thalherren von neuem, und bei ihrer Anstrengung stampfen sie oft so daß das Thal dampft und von ihrem Hauche benebelt wird.

(Schriftlich aus Luzern. Vgl. Grimm Myth. 777. Ähnlich Sisyphos. Über die Wetteränderungen vergl. Rochholz, aarg. Sag. S. 123.

233. Das Schloß Rachenstein.

Nahe bei dem Rachentobel in Appenzell bauete der kriegerische Abt Ulrich III. das Schloß Rachenstein, in welchem mehrere 100 Jahre lang wahrscheinlich Amtleute der Äbte wohnten, um die Gefälle einzuziehen. An dieses Schloß knüpft sich folgende Sage.

An dem Bache, der durch das Rachentobel fließt, wohnte ein Müller, der 8 Kinder hatte. Einer seiner Knaben muste täglich bei dem Schlosse vorbeigehen, um in den benachbarten Alpen Milch oder Schotten zu holen. Eines Tages saß der Beamte des Abtes, von dessen Herrschaft sich die Landleute gern losgemacht hätten, vor dem Schlosse und fragte den vorbeigehenden Knaben: Was machid Vater und Mueter? Knabe: Der Vater macht ehgesses [1]) Brot ond d'Mueter macht bös of bös. B. was witt du do säge? i verstohn' es nüd. K. Der Vater heb Chorn dings (auf Borg) khauft ond bacht's Brot, ond

[1]) Gegessen ehe es bezahlt ist.

d'Mueter bletzet (flickt) met alten Hosen en alten Chittel. B. Worom? K. Eben will du ühs all's Geld nehst. B. Du Lecker! wart i will di lehre schwätze; went wider e so schwäziſt, so räzi der d'Hönd an.

Der Knabe kehrte nach Hauſe zurück, wo er den ganzen Vorgang erzählte. Der Vater gab ihm nun den Rath, das Milchfaß mit dem Deckel abwärts zu tragen und eine Katze darin zu verbergen. Dieſen Rath befolgend gieng dann der Knabe wieder bei dem Schloſſe vorüber. Der Amtmann redete ihn wieder an: Chanſt mer säge, ob e Ägerſte (eine Elſter) meh ſchwarz oder meh wihß Federn hei? K. Meh ſchwarz. B. Worom? K. Wiel der Tüfel me as d'Engel met de Zwingherren z'thue hed.

Zornig über dieſe kecke Antwort läßt der Amtmann die Hunde los; der Knabe ſchlägt den Deckel ſeines Milchfaſſes weg, die Katze ſpringt heraus, die Hunde eilen der Katze nach, der Knabe flieht dem Tobel zu, allein der Beamte ergreift den Spieß, eilt dem Knaben nach und erſticht ihn im Tobel.

Die Sache ward kund und der Vater ſucht Hilfe bei den Nachbarn. Alle eilen dem Schloſſe zu, der Amtmann flieht, aber noch hatte er die Spitze von Fähnern nicht erreicht, ſo ſah er ſchon die Flammen, die das Schloß verzehrten.

Aus den Trümmern des Schloſſes iſt die jetzige Kirche von Schwendi gebauet. In dieſer ſind die Ruinen des alten Schloſſes abgemalt, und über der Kirchenthür hängt eine Tafel mit der Beſchreibung jenes Vorfalles.

Zu allen Zeiten wird ſeitdem die Rode Schwendi zuerſt an der Landsgemeinde angefragt, und wenn nach beendigter Landsgemeinde die Rodegemeinden gehalten werden, ſo genießt der Hauptmann von Schwendi das Vorrecht, auf dem

Landsgemeindeſtuhl zu ſtehen, wo er dann allemal die Urſache dieſes Vorranges erzählt.

Bis zur franzöſ. Revoluzion ſtund im Tobel, wo der Knabe erſtochen ward, ein Kreuz mit einem Täfelchen, auf welchem die Geſchichte abgemalt war.

(Nach der Volksſage und dem Appenz. Monatsblatt 1825.)

234. Der Graf von Solavers.

Auf der Feſte Solavers im Prättigau (eine Stunde von Malans) wohnte ein Graf, gegen den ſich das Landvolk auflehnte. In einer Nacht ſcharte es ſich zuſammen, um das Schloß des Bedrückers zu ſtürmen. Er aber vertraute muthig auf ſein Schwert und ſeine Mannen. Es erhob ſich ein blutiger Kampf, doch muſte der Graf der Bauern Übermacht weichen, ſo ſehr auch ſein Schwert die Reihen lichtete. Er ſank fechtend zu Boden, während ſein Schloß in Flammen aufgieng.

Auf den Trümmern derſelben ſieht man in finſterer Nacht noch öfters den Grafen ſtehen, wie er in der rechten ſein Schwert ſchwingt, wie er die Felſen hinunter ſein Roß ſpornt. Dann legt er ſich ruhig wieder ſchlafen.

(Mittheilung von Alfons v. Flugi in Chur.)

235. Hölti's Grab.

Links an der Straße von Winterthur nach Frauenfeld, nicht weit von Oberwinterthur ſteht ein ſchöner Eichenwald, Hölti's Grab genannt, von dem folgende Sage geht. In alten Zeiten ſtund an der Stelle wo jetzt Oberwinterthur liegt, eine große Stadt. Ein feindliches Heer lagerte ſich um die Stadt und mühete ſich lange Zeit vergeblich ab, die Stadt zu erobern. Schon war das Heer im Begriff die Belagerung auf-

zuheben und abzuziehen, als ein angesehener Bürger für eine große Summe Geldes dem Feinde einen geheimen Gang zeigte, durch welchen er während der Nacht in die Stadt eindringen konnte, aber die wachsamen Bürger entdeckten zur rechten Zeit noch die drohende Gefahr und schlugen den Feind zurück. Hölti's Verrath wurde entdeckt. Zur Strafe wurde er lebendig begraben, und ihm ein Rohr in den Mund gesteckt, das bis über die Oberfläche der Erde heraufreichte, damit er nicht erstickte, sondern vor Hunger sterben müße. Hölti's treue Gattin wachte an seinem Grabe bis zu seinem Ende, und ließ dann an der Stelle des Grabes den Eichenwald pflanzen, der heute noch steht.

(Mündlich vom Pfarrer H. Zwingli in Dättlikon. Vergl. Grimm Sag. I. 102.)

236. Das heilig Stüdli.

Auf einem Hügel des Zürichsees, am Wampisbach, steht ein morscher Pfahl, ein Überrest von einem alten Kreuze. Hier soll folgendes begegnet sein.

Zwen Brüder sprachen diesen einer armen Wittwe gehörigen Platz an. Der eine schwur mit erhobenen Fingern: „ich stehe auf eignem, wohlerworbenem Grunde!" Der andere bezeugte: „So wahr mein Richter und Schöpfer über mir!"

Das hörte die arme Wittwe, und sie bat Gott, er möge dieses Brüderpaar, das einen falschen Eid geschworen, dafür strafen. Dem Richter fällt ein Ausspruch schwer. Da zuckte plötzlich ein Blitz vom Himmel und erschlug beide Brüder im Angesichte einer großen Menge. Die meineidigen sanken nieder, und sterbend konnten beide noch ihren Frevel bekennen. Der eine beichtete, er habe unter dem eignen Grunde die Gartenerde verstanden, die er in seine Schuhe gethan; der zweite gestund, er habe in seinem langen Haar einen Kamm (in der

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Volksſprache Richter „Durerichter") und einen kleinen Löffel (in der Volksſprache Schöpfer, „Uſeſchöpfer" verborgen, und bei dieſem „Richter" und „Schöpfer" habe er geſchworen.

So hatten ſie die Wahrheit zu verdrehen geſucht. An der Stelle, wo Gott gerichtet, hatte man ein Kreuz hingeſetzt. Und da wo die Brüder geſtanden, wächſt weder Gras noch Kraut. Auch will man Geiſter dort wandeln geſehen haben.

(Dasſelbe wird geſagt von den bündniſchen Dörfern Untervatz und Halbenſtein, die um die Alp Solatz ſtritten. Ferner ſollen durch einen ſolchen Meineid die Grindelwaldner in den Beſitz der Scheideckalp gelangt ſein. Ähnliche Sagen an vielen andern Orten, ſogar in Siebenbürgen ſ. Fr. Müllers ſiebb. Sag. Nr. 302.)

237. Das Knöchlein.

a) Bei Fahrei (unweit Thun) iſt die Ibachfluh. Dort ſoll einſt eine Jungfrau von ihrem Geliebten ermordet worden ſein. Der Mörder arbeitete ſpäter mit andern auf dem Felde. Da ließ ein Rabe ein Knöchelchen fallen. Das hob ein Arbeiter auf und zeigte es. Der Mörder wollte es anfangs nicht in die Hand nehmen; als er es aber genommen, fieng es in ſeinen Händen an zu bluten. So wurde der Thäter erkannt und dem Gerichte überliefert.

(Mündlich.)

b) Auf der Sandalp, die ſich im hinterſten Winkel des Lintthals am Fuß der höchſten Glarnerberge hinzieht, hatte vor vielen Jahren ein böſer Mann aus Lintthal ſeine Sennhütte, und brachte daſelbſt wie die andern Hirten mit ſeinem Vieh den Sommer zu. Er war jähzornig, frech und übermüthig; einen armen Jungen, der bei ihm diente, quälte er auf jede erdenkliche Weiſe mit ſchwerer Arbeit, rauhen Worten und grauſamen Schlägen. Eines Tages hieß er ihn ein Geſchäft verrichten, für das der Knabe lange nicht genug Kraft

beſaß, ſo daß er ſich desſelben weigern muſte; da gerieth der Hirt in ſolchen Zorn, daß er den Knaben ergriff und mit dem Kopf in den Keſſel tauchte, worin er eben die Milch ſott. So ſtarb der Knabe, und der Senn warf den Leichnam in die Lint; daheim aber ſagte er, der dumme Bube müſſe von einer Fluh herabgeſtürzt ſein, denn er ſei fortgegangen um die Geißen zu melken und nicht wieder zurückgekommen.

Es vergiengen viele Jahre, das Gebein des Knaben hieng ungerächt an einem Felſen des wilden Lintbachs, und von Zeit zu Zeit, wenn eine ſtärkere Welle vorbeirauſchte, nahm ſie eins von den Knöchlein mit fort, ſpielte eine Weile damit und ließ es dann etwa an einem einſamen Ufer liegen. Einsmals traf es ſich aber, daß in Lintthal Kirchweih war, wobei es luſtig zugieng und der böſe Sennhirt von Wein, Muſik und Tanz betäubt ward, ſo daß er alle Demuth und Vernunft von ſich that und in ſeiner Sündenthorheit wild dahin taumelte. Es war ihm drinnen zu heiß, drum gieng er an den Bach hinaus, der eben von einem ſtarken, warmen Regen angeſchwellt, ſtärker als ſonſt vorüberrauſchte, kniete daran nieder und zog den Hut ab, um ſich Waſſer zu ſchöpfen. Er trank aus, was hineingelaufen war; auf dem Grunde aber fand er ein weißes Knöchlein, das ſteckte er auf ſeinen Hut und gieng ſo in den Sal zurück. Da fieng das Knöchlein auf einmal an zu bluten, und man wuſte nun, wohin der Knabe gekommen war. Das Feſt nahm ſchnell ein Ende, der Böſewicht ward ergriffen und bald nachher in Glarus auf den Richtplatz geführt.

(A. Schott. Alpenroſen 1838.)

238. Die Stunde ist da.

Einst gieng ein Mann in den Maienfelder Bergwald Holz fällen. Plötzlich an einem abgelegenen Orte hört er eine schauerliche Stimme rufen: „Die Stunde ist da, der Mensch aber ist noch nicht da.“ — Aber beide waren da, denn im gleichen Augenblicke schoß ein Baumstamm herunter und erschlug ihn.

(Schriftl. von Alfons v. Flugi in Chur. Vergl. Kuhn, nordd. S. Nr. 84. Sommer S. 38.)

239. Die weiße Nonne.

In früherer Zeit sah man des Nachts um das Ötenbacher Kloster in der Stadt Zürich eine weiße Nonne wandeln, die ein Kind auf dem Arme hatte, das mit einem Tuche zugedeckt war. Man sagt, sie habe ihr Kind in die vorbeifließende Limmat geworfen, und dafür müße sie nun büßen.

(Mündlich.)

Eine ähnliche Sage geht von dem weißen „Dammfräulein“ in Boningen (Bern. Oberland).

Viel hört man von Geistern, die zur Strafe umgehen müßen, namentlich von Kühern, die nicht auf ihr Vieh geachtet, und von solchen, die Marksteine versetzt haben.

Im bündnischen Dorfe Süs wird von einem weiblichen Quälgeiste erzählt, der des Nachts den Leuten sich auf die Schultern setzt. Es soll eine Kindsmörderin sein. Der Geist ward endlich von einem Kapuziner an den einsamen Ort Valplan gebannt. Noch oft hört man erzählen von der „Frau von Valplan“ (la duona da Valplan).

(Mündlich.)

240. Das Mäuseschloß.

Bei Holzöster, einer kleinen Ortschaft in Oberösterreich an der salzburgisch-bairischen Gränze, befindet sich ein Hügel, Butterstall genannt, von welchem man eine herrliche Ansicht auf die Salzburger und Tiroler Alpen genießt. Am westlichen Fuße dieses Hügels zieht sich ein kleiner See hin, an dessen unterem Ende Holzöster liegt. Auf der Spitze des Hügels stund vor langer Zeit das Schloß der Grafen von Franking und Holzöster. In diesem Schlosse hauste einst ein Graf, der gegen die Armen sehr hartherzig und grausam war. Sobald er nur einen bei seinem Burgthor erblickte, ließ er ihn sogleich ergreifen und in den Turm werfen.

Wenn sie nun vom Hunger getrieben anfiengen zu schreien und zu wimmern, so lachte der Graf und sagte: Hört nur! wie meine Getraidemäuse schreien können. Er ließ ihnen nie etwas geben, und die unglücklichen musten verhungern. Dafür aber strafte ihn Gott. Sein Schloß wurde auf einmal so voll Mäuse, daß sie sogar in sein Bett und in seine Kästen kamen, ihm alles aufzehrten, und wo er nur hintreten oder sich hinsetzen wollte, war es voll davon. Da baute er sich ein Schloß mitten in den See, und glaubte, da hinein könnten ihm die Mäuse doch nicht mehr nachfolgen. Aber kaum war das Schloß fertig und er eingezogen, so schwammen die Mäuse auf Hölzchen hinüber, und bald war auch das neue Schloß von unten bis oben damit angefüllt. Der Graf konnte nun der Mäuse nicht mehr los werden, und muste auf eine fürchterliche Art zu Grunde gehen. Beide Schlösser fielen zusammen, und wo das Schloß im See gestanden, ist heut zu Tag noch eine Untiefe.

Mündlich aus Haigermoos. Vergl. Mäuseturm bei Bingen, Panzer bair. Sag. II. S. 190.)

241. Der Schlafstein.

(Mundart des Hauptorts Glarus.)

Wo d'Glarner mit dä Öſtrychärä Händel g'ha händ (es iſt jez ſchu ebig lang ſit dem) ſind ä Mal ä Hufä=n=Öſtrycher vu Chiräzä nachä=n=a Frunalp und Heubodä chu und händ dä Purä wellä b's Veh nih. [1]) Wo d'Purä das gſih händ, ſo händ ſe ſie g'wehrt für ihres Vehli, was ſie händ mögä, aber dies ſind z'viel gſi und händ die Glarner all erſchlagä bis a=n=einä; das iſcht ä bäumig ſtarchä Purſcht gſi. Der hät mit ſym Waſä drig'ſchlagä, daß äm all hönd müeſe us Wäg. Woner ne=n=aber us dä Händä gſi iſt, ſo lauft er obſi [2]) und ſtaht uf die groß Wand ufä und fat mit ſym Hore=n=a hürnä, [3]) as mäs dundä=n=im Dorf hät mögä g'hörä. Wo=n=er gar nie hät wellä hörä, [4]) ſo händ ſie dundä g'merkt, as öppis ugrabs [5]) mues um d'Wäg ſi und ſind ä Puſchel [6]) Lüt ufä g'gangä und der wonäm [7]) d'Alp g'hört, hät mitänä und ſy Tochter au. Wo ſi uf d'Alp chänd, [8]) ſo händ dieß d'Hüttä=nazündt gha und händ mittem Veh wellä wyters. Aber die undä=n=ufä ſind hinders här und hönd die eine z'tot gſchlagä und die anderä verjagt und d's Veh wieder z'Handä g'nu. [9]) Der nah händ ſie der jung Purſcht gſuecht, wo [10]) g'hürnet hät, und d'Jumpferä, wo mit ne=n=ufä=iſt, hät ne g'hulfä und iſt allä für [11]). Es nint eim nüt Wunder, es iſt der liebſter gſi. Wo ſi uf d'Wand chänd, findeds ne [12]), aber aſe tot vu dä Wundä und vum laufä=n=und hürnä. Wo das ſy liebſti gſieh hät, iſchi bynem umg'fallä und hät der Geiſt ufg'gi [13]).

[1]) Nehmen. [2]) In die Höhe. [3]) Fängt an zu hornen (blaſen), ſo daß man es ꝛc. [4]) Aufhören. [5]) Ungrades, widerwärtiges. [6]) Büſchel, eine Rotte. [7]) Welchem. [8]) Kommen. [9]) Genommen. [10]) Welcher. [11]) Die Jungfrau war allen vor (voraus). [12]) Finden ſie ihn. [13]) Aufgegeben.

Sitdem ſeit mä der Wand der Schlafſtei, wil di zwei da etſchlafä ſind, der Purſcht und ſy liebſti.

(O. Heer, Kt. Glarus. Auch Roland (im alten Rolandsliede) bläſt das Horn, in der Hoffnung einige Chriſten zur Hilfe herbeizurufen. S. oben Seite 37. Zingerle hat eine ähnliche Sage aus Rankweil in Tirol.)

242. Der linke Mähder von Madiswyl.

Zwiſchen Langenthal und Hutwyl liegt das Dorf Madiswyl, welches in ſeinem Wappen einen Mann führt, mit einer Senſe am linken Arm. Der Urſprung dieſes Wappens ſoll ſich auf folgende Sage gründen.

Zu Madiswyl lebte ein Bauer, namens Roth, der eine fleißige und hübſche Tochter, Vreneli, hatte. Dieſe hatte die Aufmerkſamkeit des auf dem benachbarten Schloſſe Gutenburg lebenden Ritters auf ſich gezogen. Aber Uli, der Knecht des Hauſes, ein armer aber braver Jüngling, hatte in Vreneli's Herzen den Vorzug. Der Junker beſuchte den Bauern öfters unter allerlei Vorwänden, um eine Kuh, ein Schaf oder ſonſt etwas zu kaufen. Weder Vreneli noch Uli ſahen dieſe Beſuche gern. Dem Vater ſchmeichelte die vornehme Verwandſchaft und er hätte die Verbindung ſeiner Tochter mit dem reichen Junker gern geſehen. Da bringt ihm eines Tages der Uli einen aufgefundenen Brief, worin der Junker ſeinen Ältern in Deutſchland verſichert, er denke nicht im Ernſte daran, ein Bauernmädchen zur Gemahlin zu nehmen. Nun entſchloß ſich der Vater zur Einwilligung: Er verſpricht dem Uli das Vreneli unter einer Bedingung. Wenn er nämlich von Sonnenaufgang bis zum Untergange ein Kreuz auf der großen Matte, die ſich an der Straße von Madiswyl nach Langenthal in beträchtlicher Länge hinzieht, mähen könne, und zwar mit der linken Hand, ſo ſolle er das Vreneli haben.

Freudig gieng Uli an die Arbeit. Er nahm auf die Matte zwo Sensen mit, und während er mit der einen mähete, wetzte ihm Vreneli die andere. Und wenn er erschöpft war, reichte sie ihm einen Labetrunk. Der Ritter aber hatte beschlossen sich zu rächen. Ein anderer Knecht Ruodi war von ihm gedingt und er muste eine Flasche Wein herbeibringen. Der Wein war aber vergiftet. Ruodi stellte sich als Freund und gab dem Uli zu trinken. Wenn auch bis aufs äußerste ermattet, so setzte doch Uli die Arbeit fort und mit Sonnenuntergang war das Kreuz gemähet. Allein mit dem letzten Sensenschlage fiel er nieder und als das die Geliebte sah, sank auch sie, vom Schrecken ergriffen, wie tot über die Leiche Uli's.

Zum Andenken an ihren Mitbürger, den treuen Uli, sollen nun die Madiswyler ihn mit der Sense in der linken Hand in ihr Wappen aufgenommen haben.

(Schriftlich durch Seminarlehrer Zuberbühler in Münchenbuchsee. Uhlands Ballade „die Mähderin" hat einen ähnlichen Inhalt.)

243. Heiden.

Der „Tractat von Bekanntnuß der Zauberer und Hexen" ꝛc. deutsch von M. Bernhart Vogel. München bei Adam Berg M. D. XCII. Bl. 14 zählt als „Exempel des Aberglaubens" auf:

„Welche da gehen zu den Landstertzern, die von den Gallis Ägyptii, von den Welschen Zingari, von den Teutschen Heiden genent werden, daß sie auß den liniamentis der Händ und Gestalt des Angesichts oder auch des Leibes Glück oder Unglück verkündigen."

Diese Benennung ist weit verbreitet gewesen. Ich habe in Westfalen häufig noch gehört: „Dat weit kine Heidenfrugge" (das weiß keine Heidenfrau).

Über die Heiden hörte ich im Kt. Bern folgende Sage.

Zwei Stunden von der Stadt Thun, am nördlichen Abhange des Stockhorngebirges, befindet sich eine einsame, ringsum von Wald umgebene Stelle; auf dieser soll früher eine von Laub und Mos erbaute Hütte gestanden sein, welche von zwei Heiden bewohnt wurde. Unter andern großen Künsten schrieben ihnen die Umwohner auch die Macht zu, das Wetter zu lenken.

An einem schwülen Sommertage, als die Umwohner beschäftiget waren, ihr Heu zusammen zu bringen, ließen sich diese zwei Heiden auf einer Anhöhe sehen, hoben ihre weiße Wetterfahne hoch empor, und augenblicklich zog ein heftiges Regenwetter, mit Sturm heran. Die Leute musten sich in ihre Häuser flüchten und ihr Heu im Stiche lassen. Aber als es vorbei war, wollten sie sich rächen. Alles machte sich auf, um die zwei Heiden gefangen zu nehmen; diese flüchteten sich aber den Berg hinauf, und als sie die Höhe erreicht hatten, rief einer mit donnernder Stimme: Ihr habt uns nun vertrieben, und wir wollen forthin euch nicht mehr lästig sein; damit wir aber immer bei euch im Andenken bleiben, soll so lange kein Haus verbrennen, als von euern steinernen Hütten noch eine steht, deren Mauern von unsern Händen aufgeführt worden sind. Diese Verheißung findet viel Glauben, weil in etlichen alten Häusern sich noch jetzt Mauern befinden, wo das Schießpulver muß angewendet werden, um sie auseinander zu sprengen, und weil wirklich seit Menschengedenken gar kein Gebäude verbrannt ist.

(Mündlich, aus Thun. Früher nannte man dort alle Zigeuner auch Heiden. — In der altnord. Sage schaffen die Heidi Unwetter (Grimm, Myth. 603.) Die Heid als Zauberin s. Simrock deut. Myth. 55.)

244. Heidenhäuser und Ochsenköpfe.

In der Gemeinde Wahleren (Bern) findet man einige „Heidenhäuser"; an zweien findet man einen ausgetrockneten Ochsenkopf im Dachgiebel aufhängt. Auch sonst gibt es im Kt. Bern viele Heidenwege, Heidensteine, Heidenhügel und Heidenhöhlen. In den Umgebungen des Schlosses Burgistein sind Heideneisen gefunden, im Dörfchen Schöneck kommt ein Heidenhaus vor, in welchem man einen ausgetrockneten Ochsenkopf unter dem Dachgiebel aufgehängt bewarte. Auch ein Heidenhaus bei Wattenwyl hatte ein Ochsenkopf aufzuweisen. Bei andern ist in Erinnerung an den wirklich vorhanden gewesenen natürlichen Ochsenkopf ein anderer als Ersatz an der alten hölzernen Grundlage ausgehauen, und es gilt derselbe als ein Abwender von Feuer und Blitz. In Radelfingen hatten mehrere der ältesten Häuser noch vor kurzem und haben zum Theil noch unter dem Strohdachfirst große Ochsenköpfe mit ihren Hörnern. Die Sage geht: Die Heiden hätten damit ihre Häuser vor Feuer sichergestellt.

(Mündlich aus Bern.)

245. Der wilde Geißler.

1. Wer mehrmals in der Nacht durch Wald und Feld, durch Gebirg und Thal gezogen ist, der hat gewis auch schon den wilden Geißler rufen gehört. Sein Ruf tönt oft sehr schauerlich und wehmüthig durch die Lüfte und wer allein des Weges zieht, der hört ihn ungern. Es hütet sich auch jeder wohl ihm zu antworten. Einst hat ein junger Mann in seinem Übermuthe der Warnung gespottet und Nachts einem rufenden Geißler entgegengejauchzt. Er hatte es aber schwer zu bereuen, er wurde von Stunde an heiser und blieb heiser bis zu seinem Ende.

(Mündlich aus Chur.)

2. Ein Geißler hatte sich bei schlechtem Wetter in eine zerfallene Alphütte verirrt. Da, um Mitternacht kommt in altmodischer Kleidung ein Senn mit einer Gelte Milch nach der andern, stellt sie auf den Rahmstock und rahmt sie; thut den Rahm in ein eigenes Gefäß, dann in den Schmalzkübel; die Milch in den Kessel, feuert, und käst nach allen Regeln; um ein Uhr verschwindet er mit tiefem ächzen und Geheul.

(Aus Chur. Über den Geißler vergl. Rochholz, aarg. S. 319.)

VII.

Zeiten und Feſte des Volkes. Sitten und Gebräuche. Aberglauben.

A. Naturfeste des Volkes. Bräuche und Aberglauben.

1. Der Andreastag fällt auf den 30. November.

Wenn man in der Andreasnacht um 12 Uhr auf einen Kreuzweg sich stellt, so kommt der Teufel und sucht einen durch Versprechungen und Drohungen zum reden zu bringen. Er gaukelt einem selbst Mühlsteine vor, die an einem Faden über dem Kopfe des neugierigen hängen. Hält's einer aus und redet kein Wort, so ist der Teufel überwunden, und man bekommt von ihm Schätze in Menge. Bleibt aber einer nicht still, so nimmt er ihn mit sich fort.

(Höchst in Vorarlberg. Über das Andreaskreuz vergl. W. Menzel, Symbolik 60.)

2. Am Andreasfeste Nachts 12 Uhr wird auf folgende Weise verfahren („geandreselt"), um zu erfahren, was für einen Mann ein Mädchen bekomme.

Wenn das Mädchen ins Bett gehen will, so muß es rückwärts auf das Bett zugehen und sprechen:

Heiliger Andreas, ich bitte dich,
auf die Bettstatt trete ich,
zeige mir durch einen Schein,
welches soll mein Liebster sein.

Im Schlafe wird dann der erscheinen, den das Mädchen heiraten soll. (Thurgau.)

3. Die heiratsfähigen Bauernmädchen schälen Äpfel so, daß die Apfelschale an einem Stücke bleibt. Dann wird sie

rückwärts über den Kopf geworfen, und bildet häufig eine einem Buchstaben ähnliche Figur. Dieser Buchstabe deutet auf den Namen des zukünftigen Mannes.

Rickenbach, Kt. Zürich. Vergl. Tacitus Germ. 10. Ferner Hymiskvidha in der Edda (Simrock S. 46, Str. 1.)

In demselben Orte (Rickenbach) hört man im Frühling folgenden Kinderruf:

Kukuneſt
ſäg mer's beſt:
wie mäng's Jahr
mueß i läbe?

So vielmal dann der Kukuk ruft, so viele Jahre wird man noch leben.

4. St. Nikolaus, dessen Tag der sechste Christmonat ist, heißt in der Schweiz allgemein Samiklaus. Er soll drei Töchter eines armen Bürgers ausgesteuert haben; daher sagt man von heiratsfähigen Mädchen: „Sie kennen den Samiklaus."

In Appenzell erscheint er als Bischof verkleidet oder in einer sonstigen Vermummung am Vorabend der Weihnachten oder an Silvester. Er ist ein Schreckbild für Kinder. In Innerroden gibt es gute und böse.

Auch im Kt. Glarus und anderwärts bringt der Samiklaus die Kristbescherung, indem er der Begleiter des Kristkindes ist. Während das Kristkind die Gaben austheilt, erscheint der Klaus (in Westfalen Klawes genannt; vergl. Gr. Myth. 472) mit einem Esel, der einen Sack voll Nüsse trägt und mit den Schellen klingelt.

Im Kt. Glarus durchziehen verkleidete Knaben mit fantastisch ausgeschnitzten und von Lichtern erhellten Mützen (die

Samiklaufen) die Straßen mit Schellengeklingel. In den meisten Familien übernimmt indes ein älteres Familienglied die Rolle des Samiklaus. Gewöhnlich verkündet der alte bald nach der Betglocke seine Ankunft durch ein ungewohntes lärmen und poltern auf dem Hausgange, tritt dann vermummt in die Stube, wünscht allerseits einen guten Abend und erkundigt sich bei Vater und Mutter nach der Aufführung der Kinder. Je nachdem die Berichte lauten, spendet er seine Gaben, Eßwaren, Spielzeug, aber auch eine Ruthe. Nach einigen Ermahnungen entfernt er sich wieder.

Nach dem „Kalender für Zürich" (1775) hat die unweit dieser Stadt im See stehende steinerne Säule im Mittelalter Samiklaus-Stud geheißen. Die Katholiken sollen den Heiligen in Wassernot angerufen haben. Nach der Reformazion durften die Pilger, die von Einsiedeln kamen, nur bis zu dieser Mark laut beten, zwischen der Samiklaus-Stud und der Stadt musten sie nach Anordnung der Obrigkeit schweigen.

In Wallis heißt er Sanneklas, in Vorarlberg Zemiklas.

Am Vorabende geht er im Vorarlbergischen mit einem Wägelchen, welches ein Esel zieht, in der Nacht, wenn die Kinder schlafen, von Haus zu Haus, und packt vor jedem seine schönen Sachen aus. Den braven Kindern gibt er das schönste und beste, was er hat; den bösen aber nichts als eine Ruthe.

Die Kinder selbst dürfen ihn nicht sehen, müssen still in ihren Bettchen schlafen. Bevor sie sich niederlegen, müssen sie dem Eselein, welches seinen Karren zieht, ein Schübelchen Heu vor die Thürschwelle hinauslegen, damit er sein Rößlein füttern kann. Die meisten und schönsten Sachen bekommen

die Kinder, welche dem Zemmiklas zu Ehren recht viele Vaterunser am Hölzle [1]) abbeten.

Sind die Kinder ungehorsam und bös, so wird der Zemmiklas sie mit nehmen und in seinen Heusack hineinschoppen.

5. In Mödling (Nied. Österr.) legt man am heiligen Abende (Christabend) 12 Zwiebelschalen in der Reihe auf den Tisch. Zu jeder Schale kommt der Reihe nach der Name eines Monats. Wenn sie nun zur Mette das zweitemal läuten, wird in jede Schale gleichviel Salz gelegt. Dann gehen sie in die Mette. Kommen sie nach Beendigung derselben nach Hause, so wird nach den Schalen gesehen. Je mehr oder weniger feucht nun das Salz geworden ist, desto mehr oder weniger feucht wird auch der Monat sein, welcher auf dem Zettelchen über der Schale geschrieben steht.

Dort kommt auch folgender Aberglaube vor.

Wenn zu Ende der heiligen Messe das Sterbeglöcklein geläutet wird, und es schlägt die Turmuhr darein, so stirbt bald wieder jemand. Sind in der Früh auf den Wiesen lichte Stellen, welche oft kreisförmig sind, so glaubt man, daß hier in der Nacht die Elfen getanzt haben.

Man verschluckt Palmkätzchen um keinen Halsschmerz zu bekommen. Ist ein Gewitter, so legt man ganze Büschel geweihter Palmzweige in das Feuer, da man meint, daß der Rauch davon zum Himmel steige und der Blitz dadurch abgehalten werde. Wenn ein Brautpaar beim Altare steht, und es löscht die Kerze auf der Seite der Braut aus, so stirbt sie bald und früher als ihr Mann; ebenso beim Bräutigam.

---

[1]) Ein Schindelholz, in welches die Kinder Lucken schneiden, daß es auf beiden Kanten gekerbt aussieht. So viel Lucken so viel Vaterunser.

Wenn bei einem Feuer ein Thier verbrennt z. B. eine Kuh, so brennt es binnen 8 Tagen wieder, und da dieß im September 1854 zugetroffen ist, so glaubt man desto fester daran.

Wenn man in einen Stall kommt, und man sagt zu einer Kuh oder zu einem Kalb: ach die ist lieb, oder: das ist schön, so glauben die Leute ihre Kuh werde verschrieen, und wenn durch Zufall wirklich das Thier bald darauf nichts frißt und den Kopf hängen läßt, so sehen sie darin eine neue Bestätigung ihrer Meinung. Auch soll besonders kein Fremder mit ungewaschnem Gesichte in den Stall gehen, weil das Vieh dadurch verschrieen wird.

6. In Frauenburg (Ober-Österr.) herrscht folgender Aberglaube.

Am heiligen Abende nimmt man sieben Schalen und legt unter jede Schale einen Gegenstand und zwar: einen Schlüssel, einen Kreuzer, eine Eierschale, eine Kohle, ein Stück Eisen, einen Stöpsel und eine Gänsefeder. Diese Gegenstände haben eine verschiedene Bedeutung. Wer z. B. die Schale mit dem Schlüssel wählt, wird noch in demselben Jahre Hausherr u. s. w.

Am Neujahrstage gehen die jungen Leute zu den alten Weibern, und diese geben ihnen Essich mit Zucker in den Mund, was gegen Geldmangel helfen soll.

Andere reiben sich unter den Armen mit Fett, was als ein sicheres Mittel gegen Zahnschmerzen angesehen wird.

Manche machen in einen Zwirnfaden Knöpfe und beten ein Vaterunser dabei; dieß ist ein sicheres Mittel gegen Kopfschmerzen.

7. Bei den Bewohnern der um den Schneeberg (Nied. Österr.) liegenden Ortschaften herrscht folgender Glaube: Am

heiligen Christabend soll sogar den Thieren menschliche Sprache verliehen sein. Zur Bekräftigung dieses Glaubens erzählt man sich folgendes: Ein Bauer, welcher die Sprache der Thiere am Christabende sehr in Zweifel zog, wollte sich überzeugen, und beschloß am Christabende sich in den Ochsenstall zu schleichen, um das Gespräch der Thiere anzuhören. Er horchte mit ängstlicher Spannung auf die Worte der Ochsen.

Nach kurzer Zeit hörte er einen Ochsen zu seinem Nachbar folgendes sagen: „Diese Woche haben wir aber noch ein schweres Stück Arbeit zu verrichten." Wie ist denn das möglich, erwiederte der andere, der Herbst ist vorbei, es gibt nichts zu pflügen und zu ackern mehr, auch das Holz haben wir schon gefahren. Was ist denn noch zu arbeiten? Hierauf sprach wieder der andere: „Denke dir nur, diese Woche stirbt unser Herr, und dann müssen wir die Leiche desselben zum Friedhof fahren." Als der Bauer dieß hörte, stieß er einen Schrei aus, und fiel in Ohnmacht. Auf den Schrei ihres Herrn stürzten die im Hofe befindlichen Knechte in den Stall, und schafften den Bauern zu Bette. Des andern Tages erzählte der Bauer das geschehene allen Freunden, die ihn besuchten. Wirklich erkrankte der neugierige Bauer, und starb noch in derselben Woche. Es sollen die Worte des Ochsen auch in Erfüllung gegangen sein, denn sie musten noch dieselbe Woche die Leiche ihres Herrn zum Friedhof fahren. [1])

Über die Wirkung des heil. Abends auf die Pflanzen glaubt man folgendes:

In der Nacht, welche dem heil. Abende folgt, soll alles im Keller aufbewarte Gemüse vom neuem knospen, blühen und endlich Samen hervorbringen. Dieser Same kann aber nur in

1) Ausführliches über „redende Thiere" in Rochholzens „alemann Kinderlied und Kinderspiel" S. 66 ff.

der Zeit, während die Mette gehalten wird, aus dem Keller geholt werden, denn später verschwindet derselbe wieder.

Geht man am Neujahrstage zum erstenmal zur Thür hinaus, und man begegnet einer jungen Person, so hat man dieses Jahr Glück, im entgegengesetzten Falle aber Unglück.

Isst man am Neujahrstage einen gesottenen Schweinsrüssel, so soll demjenigen, der denselben gegessen hat, das ganze Jahr hindurch das Geld nicht ausgehen.

Um vor Brandunglück sich zu schützen, verschluckt man am Palmsonntage bei nüchterem Magen drei geweihte Palmkätzchen.

Auch in dieser Gegend werden am Johannestage die Johannesfeuer angezündet. Bevor jedoch die Holzhaufen angezündet werden, geschieht folgendes:

Die Mädchen des Dorfes flechten sich Kränze aus Sternblumen, und werfen mit denselben nach einem Aste eines Kirschbaumes. Hat nun ein Mädchen, nachdem es dreimal geworfen, den Ast getroffen, so schließt man, daß sich dasselbe in kurzer Zeit verheiraten werde.

Um vor dem Besuche der Hechsen sich sicher zu stellen, zündet man drei Kerzen an. Brennt diese Anzahl Kerzen im Hause, so ist es einer Hechse unmöglich in dasselbe zu gelangen.

Ist es einer Hechse möglich geworden, ein Kind längere Zeit anzusehen, so befindet sich dasselbe in der Macht der Hechse. Diese Kinder heilt man auf folgende Art: Ist das Brot aus dem Backofen genommen, so schiebt man das verschrieene Kind in denselben hinein, und läßt es mehrere Sekunden darinnen. Auf diese Weise werden solche Kinder von dem bösen Einfluß der Hechsen befreit.

In Mank in Nieder-Österreich gehen am heiligen Abend mehrere Burschen durch das Dorf und blasen auf den Flöten

um die Ankunft Christi zu verkünden. Auch wird an diesem Abend ein Lämpchen zwischen das Fenster gestellt, damit — wie die Leute sagen — der Krist wenn er zum Fenster hereinsteigt sich nicht anstoße.

8. Zu Gainfahrn (Nied. Österr.) sagt man, daß in der Christnacht um Mitternacht das Wasser zu Wein werde, daher kommt auch der Gebrauch, daß am heiligen Abend immer Wasser genug geholt werden muß, damit man über Nacht damit versehen sei.

Vor vielen Jahren soll einmal ein Mann das nicht geglaubt haben, und da er sehr muthig war, so nahm er einen Krug, und gieng Punkt 12 Uhr Nachts hinaus in den Hof zum Brunnen, schöpfte, und sprach: „Ich hab' g'hört, in der Christnacht wird Wasser zu Wein." „Und ich hab' g'hört, sagte hinter ihm eine Stimme, „dein Kopf g'hört mein." Bei diesen Worten wurde ihm von unsichtbarer Hand der Kopf abgerissen. Seitdem wird streng darauf gesehen, daß in der Christnacht ja niemand Wasser hole.

9. In der nördlichen Schweiz herrscht folgender Glaube:

Die Rose von Jericho geht nur in der ersten Weihnachtswoche um 12 Uhr auf.

Gieße in dieser Nacht, ebenfalls um 12 Uhr, geschmolzenes Blei in Wasser, so kannst du dein Glück oder Unglück voraussehen. Gibt es Sterne, so wirst du glücklich, — Kreuze, so trifft dich Leiden, — Männchen, so wirst du reich, — Fräulein, so wirst du unglücklich, — Thierchen, so stirbst du bald.

Wenn am Kindleintage (28 Christmonat) viele Wolken am Himmel sind, so meinen zürcherische Hebammen, es gebe im folgenden Jahre viele schwere Geburten.

Dynhard im Kt. Zürich.)

10. Im Leſſacher Thale (Lungau) wird am Tage der „unſchuldigen Kinder" Glück gewünſcht mit den Worten: Hoid is da Tag friſch und g'ſund. Dabei gibt man einen Schlag auf den Rücken. Dieſes Glückwünſchen nennen ſie „Anbisnen"; den Kindern reicht man eine Gabe, welche „Biſengut" genannt wird. (Kürſinger, Lungau S. 411. Andere Gebräuche S. 769 folg.)

11. Im Appenzellerländchen iſt folgendes verbreitet:

Wenn ma n' am Neujahrſchtag z'erſte Wibervolch ſieh, ſo het ma 's ganz Johr ke Glöck.

Wenn z'erſt im Johr e Wib ſterbt, ſo werit d' Brocha nüd guet haua.

Wenn ma is rönnig (rinnende) Waſſer ſächt (harnt), ſo ſächt ma n' is Herrgotta n' Auga.

Wenns ſchlod, wereds Hofamaia [1]) lüt, ſo ſterbt neber. (Wenn es ſchlägt, während die Feierabendglocke läutet, ſo ſtirbt einer.) Ein Sprichwort heißt:

Schmirba n' ond ſalba
helft alethalba.

Wenn ma n'e chlis Spinneli a-nem het, ſo het ma Glöck. — D' Spinnmogga (Spinnmücken) webit vil, es werd-ſi mit-tem Gwerb beſſera; wenn d'Spinnmogga Fäda machit, ſo iſt es e böſes Zächa, 's Garn ſchlod uf.

12. Das Feſt der Erſcheinung Chriſti (epiphaniae) heißt in Ober-Öſterreich der Prehentag oder Perchtag.

Er wird auch der 12. Tag genannt; die Zwiſchenzeit vom Chriſttag bis Perchtag heißt „unter den 12 Nächten", die „Unternächte".

Am Montage nach dem h. Dreikönigstage ſagt man im

[1]) Entſtellt aus: Ave Maria.

Unterlande Vorarlbergs: Ich gehe auf den Zwölften. (An diesem Tage beginnt die Fastnacht.)

Die 12 Tage von Weihnachten bis h. drei Könige nennen die Schweizer Bauern die Loßtage; wie das Wetter an diesen 12 Tagen ist, so wird es der Reihe nach in den 12 Monaten des Jahres sein. Diese 12 Tage geben gleichsam die Loßung.

13. Schon seit Jahrhunderten feiert man in Zürich das Bechteli- oder Berchtoldsfest. Auf den Dörfern ziehen weißgekleidete Mädchen am ersten Tage nach Neujahr umher; eben so weißverkleidete Buben (mit Hemden, papiernen Hüten ꝛc.) Letztere machen ein Geräusch, indem sie Pfannen und dergleichen aneinander schlagen. [1]) In der Stadt ist der Berchtoldstag (Makarius) theils ein Fest für die Kinder, welche auf die Zunfthäuser „Stubenhitzen" (kleine Geldgaben) tragen und dafür die Neujahrskupfer und einen Schluck süßen Weines bekommen, theils für die Alten, welche des Abends „bechteln." Im Jahre 1529 war noch üblich, daß einer den andern fieng, und ihn zum Weine nöthigte, oder, wie man sagte, zum Berchtold führte.

In Zürich hört man zuweilen noch, wenn die Kinder einen großen Lärm machen: Die Chinde thüend wie's wilde Heer.

Der 6. Jänner (h. drei Königstag) oder der 12. Tag von Weihnachten an wurde ehemals auch Prechtag oder Brechtentag genannt.

14. Posterli heißt ein unholdiges Gespenst im Entlebuch. Vorzüglich ist die s. g. Posterlijagd, die zuweilen in der vorletzten Woche vor Weihnacht vor sich geht, eine eigne Sitte

---

[1]) Vergl. Grimm Myth. 884. 257.

der Entlebucher. Auf den Abend sammeln sich die meisten Junggesellen und Jungmänner jeder Pfarre in ihren Dörfern, und kommen mit einander überein, in welche Gemeinde sie ziehen wollen. Gemeiniglich geht der Zug dahin, von woher im verflossenen Jahre sie auch einen Besuch bekommen hatten. Nun ertönt ein Ohren betäubendes durcheinanderlärmen von Kühetricheln und Ziegenschellen, von Kesseln und Pfannen; es knallen armesdicke und klafterlange Geißeln, messingene und eiserne Bleche werden an einander geschlagen; Alp- und Waldhörner machen das Getöse noch verworrener, und so geht der Zug von mehr als 100 starken Burschen, deren jeder etwas zum größern Lärm beitragen möchte, unter einem allgemeinen Gebrüll, das Berg und Thal erschreckt, nach dem bestimmten Orte.

Voll froher Erwartung des Besuches steht eine große Anzahl rüstiger Jünglinge im Dorfe, und nähert sich der wilde Zug, erst dann verdoppelt sich das Geräusch von allen Seiten. In einer langen Reihe ziehen die fremden Gäste unter beständigem jolen, klatschen, schellen und hornen ins Dorf. Einer aus dieser Truppe stellt das Posterli in Gestalt einer alten Hechse [1]) oder einer alten Ziege oder eines Esels vor, bisweilen aber schleppt man diese possierliche Maschiene auf einem Schlitten nach. In einer Ecke des Dorfes läßt man dann das Gespenst zurück, und der wilde Lärm hört auf.

Im Kt. Luzern heißt ein Waldgespenst „Dürstengejäg" (der wilde Jäger). Das Volk hört in den Sommernächten auch den Dürst am Jura jagen und die Hunde mit seinem Hoho! anregen. Im bernischen nennt man die lärmende Jagd in den Lüften 's dürstig G'jäg.

---

[1]) Stalders Idiot. I. 209. Vergl. Grimms Mythol. 886. Frau Faste Gr. Myth. 742.

15. In einem Tobel, einer Höhle an der Sihl, der Chlungerikasten (Knäuelkasten) genannt, hält sich die Chlungeri auf. Sie geht in der Silvesternacht in alle Häuser, um zu sehen, ob die Mägde ihren Spinnrocken abgesponnen habent [1]). (Nichts von den Arbeiten soll ins neue Jahr hinübergenommen werden.) (Aus Wädenschwyl im Kt. Zürich.)

16. In der letzten Nacht des Jahres spinnen die Mädchen auf dem Lande (im Kt. Zürich und auch anderwärts) die ganze Nacht hindurch, bis zum Silvestermorgen. Sie nennen diese die „Durspinnacht." Natürlich wird daneben auch gekücheli und getrunken.

Die Schulkinder eilen am Silvestermorgen in aller Frühe zur Schule. Wer zuletzt kommt, ist der Silvester. Ebenso derjenige, welcher zuletzt aufgestanden ist. „Der Silvester" wird dann tüchtig ausgelacht.

17. In der nördlichen Schweiz ist der Volksglaube:

Willst du wissen, wer im Hause vor dem andern sterben muß, so zünde am Mariä Lichtmeßtag so viele Kerzen an, als Familienglieder sind, und gib jedem Lichtlein den Namen des anwesenden; wie die Lichtlein nach einander löschen, sterben auch die Leute nach einander.

18. Die erste Fronfaste (heil. Fasten, Quatember) fällt in den Hornung. In der Schweiz sagt man Frau faste.[2])

Ein Fraufastenkind, d. h. ein solches, welches in der Fronfasten geboren ist, kann alle Gespenster, Geister und ver-

---

1) Gr. Myth. 251 unten. 2) Vergl. Grimm Mythol. 742. In Elsaß ist das Fronfastenthier ein Plagegeist; es hat die Größe eines Kalbes und feuersprühende Augen, wie runde Fensterscheiben. Vergl. Stöber, Neujahrsstollen für 1850 S. 67.

borgene Dinge sehen. Ein Fraufastengesicht ist ein finsteres, saures Gesicht.

Vom Kt. Glarus berichtet Oswald Heer:

Die Gabe zukünftige Dinge voraus zu ahnen wird noch jetzt hier und da den Fronfastenkindern beigelegt. Alle Fronfasten, zuweilen aber auch an andern Tagen, müßen dieselben während der Nacht auf die Straße, um da die Kirchgänge derjenigen zu schauen, welche in nächster Zeit sterben sollen; man nennt solche Weiber daher Kirchgangschauerinnen. Ich kenne in der Gemeinde Matt eine solche, welche man zuweilen in der Nacht auf der Straße stehen sieht und an welcher, nach ihrer Behauptung, im Geiste der Tote und der ganze ihn begleitende Zug vorübergeht. An was heidnisches und hechsenartiges wird man dabei erinnert, indem die Fronfastenkinder vorgeben, durch einen innern Drang zum Kirchgangschauen gezwungen zu werden, wie die Hechsen zu ihren nächtlichen Fahrten; daß sie ferner, wie die Hechsen, niemanden grüßen dürfen, und den Namen Gottes nicht nennen.

In den Fronfasten sind die Geister am unruhigsten und gefährlichsten.

19. Das Perchtjagen. Im Möllthale in Oberkärnten ist es Sitte, daß am Vorabende des Sylvester- und heiligen Dreikönigs-Tages mehrere Mannspersonen, welche sich mit fürchterlichen Larven und mit alten zerrissenen Weibskleidern oder mit rauhen, zottigen und umgekehrten schwarzen Pelzen vermummen, durch mehrere Dörfer von Haus zu Haus ziehen. In Häusern und überall — wo sie Einlaß finden, machen sie einen furchtbaren Lärm, hüpfen und springen wie Böcke von einer Bank auf die andere, schreien, knurren, poltern und brüllen wie wilde Thiere, verfolgen die Leute, namentlich erwachsene junge Mädchen, jagen ihnen auf diese

Art Furcht und Schrecken ein, und nehmen Glocken, Ketten und Pfannen, womit sie auf dem Wege und in Häusern ein grauenerregendes Getöse machen. Sie erkundigen sich auch nach der Aufführung der Kinder, ob sie zu Hause und in der Schule wohl fleißig lernen, fleißig beten und brav sind. Die fleißigen Kinder werden von der Perchtel mit verschiedenen Gaben belohnt, den minder fleißigen aber wird mit der Ruthe gedrohet, und gesagt, daß sie von der Perchtel, falls sie fortfahren sollten trotzig zu sein, mit einem langen und großen Sack abgeholt würden. Unartigen Kindern drohen die Eltern: Die zottige Perchtel wird kommen, und euch mit dem langen Sack abholen.

(Vergl. Grimm Myth. 255.)

20. Das Berchtenlaufen. Noch im Anfange dieses Jahrhunderts war das Berchtenlaufen in den Thälern der norischen Alpenwelt eine gewöhnliche Faschingsunterhaltung, und um Lienz in Tirol, im Großachenthale, in Pinzgau hat sich bis heute noch einiges erhalten.

Im Fasching vermummen sich die Jünglinge in wilde Männer, Larven ums Gesicht, eine große Schellenspitzhaube auf dem Kopfe, mit Rollen und Glöcklein rings umhangen, gewaltige Stäbe in der Hand, einer mit der Zither. So stürmen sie in wilder Lust Haus ein, Haus aus. Überall wird getanzt, überall getrunken, überall der Zuschauer geneckt, und arger Unfug getrieben, oft auch der oder die verhaßte in den Brunnen getaucht. Aus den Dörfern geht's in die Stadt (Lienz), das wilde, rauschende Volk bringt alle Städter auf die Beine; aber nur bis zum Abendgeläute dauert die wilde Fahrt.

In Mitterfill bilden acht bis zehn junge, rüstige Burschе eine Gesellschaft. Zwei von ihnen stellen alte, häßliche

Gestalten vor, die mit Besen bewaffnet sind — die Berchten, und ihnen folgt ein buntes Gesindel von Landstreichern, Hanswursten und ähnlichen Gestalten. Dann kommen die Tänzer (Tresteren), mit fest anliegenden Kleidern, mit grellfarbigen Bändern rundum geziert, auf dem Haupte eine Krone von hochfliegenden Hahnenfedern, von welchen unzählige lichtfarbige Bänder über Schultern und Rücken herabflattern. Das Gesicht mit einer Larve verhüllt, haben sie am Ende des Rückens eine Alpenglocke angehängt, die oft 25 Pfund schwer ist. Ihr erscheinen kündigen sie mit schnell und im besten Takte vollführten Fußschlägen an; bilden dann einen Kreis, in dem sie die besten Evolutionen mit unglaublicher Genauigkeit und Schnelle vollführen, wobei ihnen die Schläge der Füße auf dem hölzernen Boden den sichern Takt geben. Abwechselnd im Tanze lassen sie plötzlich ihre Glocken ertönen, die sie im Nu wieder schweigen machen; zum Schlusse begleitet den Tanz eine Geige oder Klarinette. Dadurch wird die Beweglichkeit der Gruppe noch mehr erhöht.

Sie ziehen von Pfarre zu Pfarre, begrüßen die besseren Häuser, wo ihnen die Mühe des tanzens mit Branntwein und Brot gelohnt wird, und kehren dann wieder zu ihren Arbeiten zurück. Alt und Jung, Groß und Klein lauft diesem uralten Volksschauspiele zu, weidet sich an den Sprüngen der Tresteren, freut sich über die Berchten, und belacht den Hanswurst.

Mit dem Berchtenlaufen nahe verwandt ist das Maskenwesen im Zillerthale. Es beginnt mit dem Feste der heiligen drei Könige, und dauert bis zum Faschingsdienstage. Während dieser Zeit sieht man bei jeder Hochzeit, an jedem Feiertage, auf jedem Tanze vermummte; sogar an Werktagen

wandern sie Abends von Haus zu Haus, und stellen sich dem Scharfsinne der errathenden dar, manchmal durch Pracht und sinnvolle Bedeutung ihrer Masken auch Gebildete ansprechend. Vorzüglich merkwürdig ist in dieser Beziehung der in jedem größeren Orte übliche Faschingseinritt, der mit besonderer Feierlichkeit begangen wird. Muntere Jünglinge und Männer versammeln sich eine Viertelstunde vor dem Orte, kleiden sich ins Faschingsgewand, und steigen maskiert zu Pferde. Ein Schalksnarr, dessen Pferd eine sogenannte Tuschglocke, aus Blech gemacht, oben weit, unten enge, dumpf wiederhallend, am Halse trägt, eröffnet den Zug; alle vermummten reiten ins Dorf, unter dem Zulaufe der Volksmenge, ein buntes Gemisch von interessanten und geschmacklosen Gestalten, Sultane, französische Chasseure, Mohren, Schäfer, Senninnen bunt durcheinander, und zum Beschlusse des Zuges folgt eine Zigeunerfamilie, Bärentreiber, Eselreiter u. dgl. Zuerst zeigt sich der Reiterzug dem Richter, sodann dem Pfarrer, dem Gerichtsschreiber und allen Honoratioren der Reihe nach; endlich kehrt man im Wirtshaus ein, und verliest unter dem Jubel der Gäste den Faschingsbrief, welcher alle Thorheiten und Ungeschicklichkeiten des abgelaufenen Jahres, in der Gemeinde begangen, ohne persönlichen Unglimpf dem Gelächter Preis gibt.

(Austria 1846. Kürsingers Ober-Pinzgau.)

21. Im Möllthale (Kärnten) besteht ein Volksfest unter dem Namen das Valisführen. Valis heißt der bunt bemalte Brautkasten, der am Hochzeitstage von den Valisführern fortgetragen wird. Häufig geschieht dieß zu Fastnacht und es verbindet sich damit ein „G'spiel", bei welchem die „Prechtl" eine Rolle spielt. Gegenstand des G'spiels ist die Überführung des Brautkastens Valis. Nach Mitternacht erscheint die gespenstige Prechtl und säubert mit ihrem Besen die

Straße, und „Buchteln" beleuchten das Dunkel der Nacht.

(Vergl. Kuhn, nordd. Sagen S. 433 (Nr. 281). Hier steht Peratha in deutlicher Beziehung zur künftigen Hausmutter).

22. Der Blockmontag. Am s. g. Funkensonntage (Fastnacht) werden in Appenzell gebackene Schnitten (bacha Schnetta, in Teig eingehüllte und dann in Butter gebackene Honigkuchen) gespeist.

An dem darauf folgenden Montage, dem s. g. Plochmentig (Blockmontage) sammeln die Jünglinge Sägeblöcke und fahren sie auf Schlitten in die Sägemühle. [1]) Zum fahren des Sägeblockes hat man einen kurzen Schlitten (Plochschletta). Der Block ruhet an dem einen Ende auf dem Joche des Schlittens, am andern wird er auf dem Boden nachgeschleppt. Unterwegs wird eingekehrt und gezecht. Die Zeche bezahlt entweder derjenige, dem die Blöcke zugehören oder der Wirt gibt den Wein umsonst. (Tobler, app. Sprachschatz.)

Gabr. Rüesch sagt: Das Blockfest wird im Hirtenlande am Donatustage (17. Hornung) gefeiert. Früh Morgens laden die Jünglinge einen Baumstamm auf einen Wagen und führen ihn in feierlichem Zuge an den Ort seiner Bestimmung. Nach dem essen wird dann der mit Tannenreisern, Waldblumen und hänfenen Guirlanden bekränzte Wagen im Triumpf durch das Dorf gezogen. Ein Mann und ein Weib in alter Schweizertracht, mit Glocken behangen, schreiten der Prozession voran. Auf dem Blocke sitzt lächelnd der gefeierte Leiter des Festes. Nach beendigtem Umzuge wird der Block am andern Ende des Dorfes unter beständigem Hurrarufen wieder abgeladen, worauf man sich bis spät in die Nacht gütlich thut.

1) Gr. Myth. 743.

23. Der halbe Isengrimm. Am Aschermittwoch pflegten vor Alters die zürcherischen Metzgermeister, in Harnisch gekleidet, einen Umzug zu halten, zum Andenken an die Mordnacht (im Jahre 1350), bei welcher die Metzger sich besonders tapfer bewiesen haben. Bei diesem Umzug wurde das der Metzgerzunft damals geschenkte Ehrenbanner und ein halber, künstlich aus Holz geschnitzter Löwe, Isengrimm oder Eisengrind genannt, herumgetragen. Ein Mitglied trug denselben auf der Achsel, und so ward er mit klingendem Spiel durch die Stadt begleitet. Im Jahre 1728 ward dieß eingestellt, und statt dessen wurde ein in Bärenhaut verkleideter Mann durch einen Hanswurst oder Geiger in der Stadt herumgeführt. Bis zur Revoluzion wurde auf der Widderzunft am Aschermittwoch eine Mahlzeit gehalten, auch der Isengrimm unter einem Fenster zur Schau gestellt und es wurden Fastnachtkuchen auf die Straße unter die Buben geworfen.

Als 1798 die Zunftgüter vertheilt wurden, kaufte ein Bürger den altehrwürdigen Isengrimm und warf ihn in eine Ecke. Später warf er ihn auf die Gasse. Da fielen einige Holzhacker über den Löwen her und hackten ihn in Stücke.

Die Metzerzunft hat später einen neuen Löwenkopf machen laßen.

Ein Neujahrsblatt für die zürcherische Jugend (von 1785) sagt, daß der Eisengrind, der bei jener Prozession herumgetragen wurde, und die Bärenhaut, in welche man einen Menschen einzukleiden und an einer Kette mit herum zuführen pflegte, militärische Ehrenzeichen gewesen seien.

Solche Eisengrinde (Löwenkopf mit ausgestreckter Zunge, erhobenen Vordertatzen, auf eine hohe Stange gesteckt) wurden auch in den Gassen feil geboten, wobei der feilbietende Knabe

rief: Isä-grind! Isä-Grind! (Eine Abbildung in den zürcher. Ausrufbildern von 1745.)

(Vergl. Vilmar, Littgesch. 6. Aufl. 253.) Über die Halbheit Isengrinds (Grind heißt Kopf) s. Grimm Myth. 742.

Nach der Kronik Bullingers bestund ehedem noch ein anderer, nun völlig in Vergessenheit gekommener Gebrauch. Er sagt: „Da aber heut zu tag die torichten schöppen ihre herrliche freiheit und redlichkeit ihrer vordern mit eitelem narrenwerk besudlet und in vergessenheit gebracht haben, dann sie tragen wohl der Stadt fähnli um den Leuenkopf zwüschen den schlachtbielen herum, nennend aber den stritenden Leuen den Isengrind, und muß der denselben tragen, der desselben jahres im viehkauf den böśten kauf gethan hat, dann mengklich nüt anders meint, denn er trage darum den Isengrind herum.

Dazu hat man erst getan, ein unflätig spiel, ein brut und ein brütigam, um welche alles volllauft narren und butzen (bären ꝛc.) mit schellen, trünklen, kuhschwänzen und allerlei wusts. Es ward auch somlicher umzug nüt anders genennt, denn der Metzger brut; und wirst man endlich den brütigam mit der brut in den brunnen."

24. Die kalte Kirchweih in Basel. In Kleinbasel geschah es, daß 20 Tage nach Weihnachten, den 13. Jänner, ein verkleideter Leu in der Stadt herumgeführt ward, der bei Trommelschlag tanzte, und endlich seinen Führer, Uli genannt, in den Brunnen warf. Dieses nannte man „kalte Kirchweih."

Acht Tage darnach tanzte ein „wilder Mann", und wieder nach 8 Tagen ein Greif (Gryf), jedoch ohne jene Wassertaufe. Die Zünfte allda, deren jede eines dieser Zeichen angenommen, feiern in dreitägigen Mahlzeiten. In der großen Stadt wird ein Umzug gehalten, und dabei ist ein Greif und

eine Krähe; jenes besteht bei der Weberzunft, dieses bei der Gesellschaft zur Krähe.

25. Der Kridigladi. Am Hirßmontag (dem ersten nach Aschermittwoch) kam die Jugend der benachbarten Gemeinden in verschiedenen Zügen mit Gewehr und Waffen in die Stadt Zürich und marschierten darin herum. Diejenigen von Wiedikon aber brachten neben allerhand Böken (Böggen) den Kridigladi mit. Der war das, mit Stroh ausgefüllte Bild eines Mannes (des Kridig- oder Kreidenglade) und seines Weibes (Else genannt); diese hielten sich mit beiden Händen, auf einem liegenden Wagenrade fest stehend, so daß, wenn dieses Rad gezogen ward und sich dehnte, es schien als ob diese zwei Bilder sich in einem Kreise herumschwängen. Abends wurden Feuer (Funken) angezündet. Der Hirßmontag war ehedem kriegerischen Spielen und Jagdübungen gewidmet. Die Feier des „Hirßmentigs" artete zuletzt in Prügeleien aus, so daß man ihn den „Prügelmentig" hieß.

26. Der Hirßmontag. Der letzte Montag in der Fastnacht heißt im Entlebuch Hirßmontag, in Luzern Güdismontag. An diesem Tage schickte z. B. Schüpfen (Schüpfheim) seinen Hirßmontagsboten gen Eschlismatt, Haßli ꝛc.; Eschlismatt gen Schüpfen u. s. w. Diese von den Dörfern einander zugeschickten Boten wurden von den Geschwornen ernannt. Nach geendigtem Gottesdienste steckte man vor den Fenstern des Wirtshauses eine eigne Fahne aus. Jeder Bote ritt dann zu Pferde, das mit Rollen und Blumenbüschen stattlich geschmückt war, dem Orte seiner Gesandschaft zu, hielt auf dem Platze vor der Fahne still und begrüßte dann in Reimen die dort auf ihn wartende Gemeinde. Darauf langte er den s. g. Hirßmontagsbrief hervor und verlas ihn. Da er in Reimen abgefaßt war, so wurde er halb gesungen.

Der Inhalt bestund eingangs aus eidgenössischen Ermunterungen, aus geschichtlichem ꝛc. dann folgten humoristische Anspielungen, endlich wurden ihnen alle Fehler, die sie seit einem Jahre begangen, vorgehalten und allerlei Possen kamen zum Vorschein. Die Thorheiten und Laster wurden, offen und verdeckt, durchgehechelt, so daß es an Lachstoff nicht fehlte.

Dann folgte der „Schwung" oder „Stoß", wodurch man von seiner Leibesstärke Beweise ablegte; denn nachdem der Brief verlesen war, wurde die Trommel gerührt, die Fahne herunter genommen, die Mannschaft vor den Geschwornen in Ordnung gestellt, und so gieng der Zug nach dem bestimmten Schlachtfelde hin, wo jeder zeigen wollte, daß noch die alte Kraft der Vorältern in ihm wäre. Es begann der „Hirßmontag-Schwung." Es wurden Reihen gebildet, man verrichtet knieend ein Gebet, und dann sprang man auf das gegebene Trommelzeichen rasch auf und gerieth an einander. Welcher Theil den andern zurückstieß, der hatte gewonnen. Waffen fehlten. Auf das Zeichen der Geschwornen giengen die Streiter augenblicklich auseinander. Am Schlusse erquickte man sich mit Speis und Trank, hielt die Hirßmontagsboten kostfrei und trennte sich in aller Freundschaft.

Ähnliches geschah auch in Weinfelden am Aschermittwoch, wo ein Narren-Protokoll vorgelesen wurde, worin sie die Thorheiten züchtigten und alt und jung höchlich ergetzten.

(Vergl. Schwab, Ritterburgen und Bergschlösser III. 175 fg.)

Stalder, der das Fest ausführlich in den Fragmenten über Entlebuch (II. 78 ff.) beschreibt, leitet im Idiotikon (II. 47) das Wort ab von einem alten hirsen, hirzen (schmausen, zechen). Ein solches Verbum ist mir nicht bekannt. Der Ort bei Zürich „Hirßlanden" ist offenbar vom alten hirz (cervus) abzuleiten. Schon

die Lage deutet darauf hin. Es gehört also in Graffs ahd. Sprachsch. nicht unter hirsi (milium) sondern unter hiruz, hirz, uhd. Hirsch.

Nach schriftlichen Überlieferungen sollen die „Hirßmontagsboten" in Entlebuch durch ihre Kleidertracht an die streifende Horde der Gugler (Gugelhütler) erinnern, die 1375 durch die tapfern Entlebucher geschlagen worden. Der Hirßmontagsbrief ist angenommen am Tage und zum Andenken der vor 500 Jahren zu Buttisholz gelieferten Schlacht der Eidgenossen gegen die Engländer. Bei Buttisholz stund jene Buche, die mit der Entle-Brücke dem Lande den Namen und das Wappen gegeben. Hinter jener Buche hielten sich die Entlebucher versteckt, und machten von da aus den entscheidenden Ausfall. (Vergl. Alpenrosen 1828 S. 367 ff.)

27. Volksfeste in Luzern und Unterwalden. Durch die Priester wurden im 15. Jahrhunderte zu Luzern Passions- und Osterspiele aufgeführt, von den Bürgern Schützenspiele, die wie auch das Fritschifest rein geselliger Natur waren.

Dieses Fritschifest war das vorzüglichste Volksfest der Luzerner. Es bestund in einem alljährlichen Umzuge am s. g. schmutzigen oder letzten Donnerstag in der Fastnacht, und zwar zum Andenken an den Stifter desselben, den lustigen Bruder Fatsching oder Fritschi (Fridlin), der um das Jahr 1500 lebte. Die Zunft zur Safran hieß Fritschizunft. Am Jahrestage ward sein großer Pokal, der Fritschikopf, künstlich von Buchs mit Silber geziert, durch einen Mann, von Spielleuten begleitet, in der Stadt herumgetragen. Jedem begegnenden ward ein Trunk verabreicht. Das Fest wird noch immer alle Jahre gefeiert.

Ein anderes Volksfest war der Landsknechten-Umzug, der

zum Gedächtnis eines im Jahre 1333 auf die Stadt vorgehabten und glücklich vereitelten Mordanschlages veranstaltet wurde. Der letzte Umzug, der in voller Waffenrüstung geschah, war 1713.

Das Volk von Unterwalden feiert außer den drei Kilben (Kirchweihen: Der Kirchen-, Schützen- und Älplerkilbe) und den Neujahrsingen auch den „schmutzigen [1]) Donnerstag."

28. In Appenzell werden Winter und Sommer so vorgestellt. Ein Mann, der Sommer, trägt ein Hemd, zum Zeichen daß man barhemd ausgehen dürfe. Er hält in der einen Hand einen Baum mit Birnen und Äpfeln, mit in Flittergold gehüllten Nüssen und mit flatternden Bändern; in der andern Hand einen vielfach gespaltenen Knüttel. Der Mann, welcher sich als Winter vorstellt, hat einfache winterliche Kleidung, übrigens einen Knüttel wie der Sommer, welcher dazu dient, nach jedesmaligem absitzen dem andern damit auf die Schulter zu klopfen, daß es laut patscht.

Diese Schauspielleute gehen herum, einen großen Haufen von Kindern im Gefolge. Ihr Singgespräch, das nach Toblers Vermuthung aus dem schwäbischen herübergekommen ist, lautet:

Sommer.

I tretta i die Stuba wohl alzue fest,
i grüeza mine Herra-n-ond ale mine Gest.
Wor i en oder de-n-andera nüd grüeza,
wär i kein rechta Sommer nüd. [2])

1) Schmutz bezeichnet nicht bloß Schmiere sondern Fett überhaupt. Der Schmutzli ist ein Spuk zum schrecken unartiger Kinder.
2) So ungefähr beginnt auch der Spruch, den der Fasnechtbotz (Butz) hält. Dieser Fastnachtsnarr ist ein Popanz, der auf einem

Alde, alde, der Ehen Mai,
der Sommer iſt fai.

Winter.

I bin der Winter alſo fromm,
i ſää de Schnee im Feld herom.
Alde, alde, der Herra Mai,
der Winter iſt fai.

S. Winter, du biſt en arga Vogel,
du triebſt die Wiber wohl hinter de=n=Ofa.
Alde ꝛc.

W. Sommer, du biſt en ardliga Lur, [1])
du machſt de Wibera die Milch ſo ſur.
Alde ꝛc.

S. Winter, i lo=mi [2]) vo der nüd pocha,
i cha mi Soppa n' im Ofaloch chocha.
Alde ꝛc.

W. Sommer, wenn du no thäteſt hondert Johr leba,
thät=der i mine Tochter nüd geba.
Alde ꝛc.

S. Winter, dine Tochter begehr=i nüd,
ſie iſt kropfet ond bogglet ond ſöß nüd gſchied.
Alde! (und ſo geht es fort im Wettgeſpräch, bis endlich der Sommer den Winter hinausjagt.)

W. (Allein außer der Stube.) Ach Sommer, du heſt jo eba recht,
bis [3]) du der Herr ond i der Chnecht.
Alde ꝛc.

---

hölzernen Pferde dem Anſcheine nach reitend, vor jeder Faſtnacht herumbettelt. Vergl. Tobler appenz. Sprachſchatz S. 177.

1) Ein ſeltſamer dummer Menſch. 2) Laſſe mir. 3) Sei.

S. (Allein in der Stube.) Ach, Winter, chomm nur wider herein (der Winter thut's und von nun an ſingen beide mit einander, der eine Diskant, der andere Sekund:)
Wir wollen mit enand guet Gſella ſein,
ond büt du mer die rechte Hand,
wir wollen mit enand i frönte Land.
Alde ꝛc.
Es flügt e Vögeli wohl öber das Dach,
me wünſchit enand e guete Nacht.
Alde ꝛc.

29. In der Stadt Zürich feiert man alljährlich ein Frühlingsfeſt, Sechſeläuten genannt, weil man alsdann zum erſten Male die Abendglocke um 6 Uhr läutet. Das Feſt fällt immer auf den erſten Montag nach der Frühlings- Tag- und Nachtgleiche, auf die Zeit Lätare (freue dich).

An dieſem Tage kommen in aller Frühe Knaben und Mädchen, buntſcheckig gekleidet, vom Lande in die Stadt. Die Knaben, welche meiſtens über ihre gewöhnlichen Kleider ein mit vielfarbigen Bändern überhangenes Hemd, eine Larve vor dem Geſicht und eine ſpitze, papierne Mütze tragen, heißt man Böken. (Böken heißt brüllen, ſchreien ſ. Schmellers cimbriſches Wörterb. v. Bergmann S. 112.) Sie wandern von Haus zu Haus, ziehen an den Glocken (Schellen), und rufen beſtändig „uſcheli, Batz, Batz!" bis man ihnen eine kleine Gabe reicht. Die Mädchen, die ſ. g. Mareieli's ſind meiſtens weiß gekleidet, tragen zu zweien entweder ein Maibäumchen oder einen mit Bändern und Blumen geſchmückten Kranz. Mit dieſem ziehen ſie gruppenweiſe vor die Häuſer, laſſen die am Kranze hängende Schelle ertönen, und ſingen ziemlich eintönig folgendes Lied, das ſie dann und wann mit Knixen begleiten.

„Das Sechſeläuten und das iſt da,
es grünet hür alles in Laub und Gras,
in Laub und Gras der Blüten ſo vil,
Drum tanzet s'Mareieli im Saitenſpil.
Tanz' nu tanz' Mareieli tanz',
du haſt gewunne den Roſenkranz.
Neig' di, o, neig di Mareieli neig' di,
neig' du dich vor des Herren Hus,
es ſchauen vil ſchöne Damen drus.
Ein rother Apfel, ein bruner Kern,
die Frau iſt hübſch, ſie lachet gern,
ein goldnen Faden zieht er um ſi's Hus,
Ade, nu iſt das Maienlied us."

In andern Kantonen ſingen die Kinder am erſten Mai. Sie halten dort ebenfalls ein Bäumchen in den Händen, geſchmückt mit bunten Blumen und ausgeblaſenen Eiern. Das Lied iſt: [1])

Der Meye=n=iſch chome, n=u das iſch ja wahr:
Es grüenet jitz alles i Laub u=n=i Gras.
I Laub u=n=i Gras ſy der Blüeſtli ſo viel,
drum tanzet 's Mareyeli im Saiteſpiel.
Nu tanz, nu tanz Mareyeli tanz!
Du heſch es gewunne: =n=e Roſechranz!

Mir haue der Meye, mir thüe=ne i d's Thau;
mir ſinge's dem Buure ſy'r fründliche Frau.
Der fründliche Frau, und dem ehrliche Ma,
der üs e ſo richlich belohne cha.
Die Büüri iſch Laub, u ſi git is ſo gern
ſchön Öpfel und Birre mit brunem Chern.

1) Ähnlich in Kuhns Sammlung (1812.)

Get use, get use, viel Eier und Geld!
So chönne mer wyters, und zieh über Feld,
Get use-n-ihr Lüt, get is Anke-n-u Mehl!
Die chüechli sy hür no bas als fern.
E Chetti voll Gold wol z'rings um das hu's!
U jitze-n-isch uses schön Meyelied us.

Nachdem man den Mädchen einige Rappen zugeworfen hat, schließen sie mit folgendem Dank.

Gott dank ech, Gott dank ech, ihr fründliche Lüt!
Gott helf ech, Gott helf ech i d's himmlische Rych!
Im Himmel da isch wol e guldige Tisch,
da sitze die Engel gesund und frisch.
Im Himmel da isch e guldige Thron;
Gott geb ech alle der ewige Lohn!

Während in Zürich am Sechseläuten die Mareieli's ein Triumpfzeichen des siegenden Sommers umhertragen, und singend den Frühling oder Sommer verkündigen, sammeln viele Gruppen von Buben für ihren Strohmann oder Böke, den sie au einem Wägelchen durch die Straßen führen. Und Abends 6 Uhr, sobald zum ersten Male die Abendglocke ertönt, wird der Strohmann unter allgemeinem Jubel auf einer hohen Stange verbrannt. Diese Verbrennung geschieht an verschiedenen Ecken der Stadt. Der Winter ist vernichtet.

Ein „Bök" bezeichnet in der Schweiz überhaupt eine häßliche, verlarvte, vermaskte Person, die Furcht einflößt. Diese Gestalt heißt auch Butz oder Botz (Butzemann [1]). „Im Jahre 1614 wurden in Zürich die Fasnacht-Butzen abgestellt."

1) In Westfalen Bosack. Vergl. Grimm Myth. 474.

Mit dem Gassenfeste der Jugend in Zürich hat das Fest der Bürger nichts gemein. Zuweilen geschieht ein Umzug, der sich auf etwas geschichtliches bezieht. Am Abende des Sechseläutens begeben sich die Zunftgenossen auf ihre Zünfte, und lassen der fröhlichen Laune freien Lauf. Das Sechseläuten ist für jung und alt der gröste Juxtag des ganzen Jahres. Der allgemeine Wahlspruch heißt:

„Es ist nur einmal Jux im Jahr,
nur einmal Sechseläuten."

30. Wie die Buben jetzt noch den Strohmann (als Symbol des Winters) verbrennen, so ward vor Zeiten eine ähnliche Figur von den erwachsenen ins Wasser geworfen. Dieses war die Sitte, die sich auf den Kohlenkorb bezog. Nämlich am Hirßmontag, dem ersten nach dem Aschermittwoch, ließ die Zunft der Schmiedstuben (der Feuerarbeiter) einen Korb in der Stadt herumtragen, und begleitete denselben mit Gewehr, Waffen und Spiel. In dem Korb aber steckte ein Mann verborgen, und wann sie zu dem Brunnen kamen, der bei ihrem Zunfthaus steht, kehrten sie den Korb um und warfen die Figur zum allgemeinen Gelächter ins Wasser.

(Vergl. Grimm Myth. 728.)

31. Am letzten Tage der Fasnacht (wie man in der Schweiz sagt) ist es in Richterschwyl (am Zürich-See) üblich, daß man einen Strohmann verbrennt, welcher vorher auf eine Bare gelegt und von einem Zuge vermummter auf eine Wiese getragen wird, wo er an eine hohe Stange befestigt und dann mit Fackeln angezündet wird. Darauf wird seine Asche „verlochet", d. h. die alte Fasnacht wird begraben.

32. Der Sommer und der Winter. [1])

S. Geh ich übern Anger, wie iſt's da ſchön grün,
da ſeh ich die Kirſchen vom weitem her blühn.
O Herr! o mein! der Sommer iſt fein.

W. Geh ich übern Anger, wie iſt's da ſchön weiß,
da ſchießen die höchſten Herrn auf'm Eis.
O Herr! o mein! der Winter iſt fein.

S. Im Sommer, im Sommer am Jakobitag,
da ſchüttle ich Äpfel und Birnen herab.
O Herr! o mein! der Sommer iſt fein.

W. Schüttelſt du herab, ſo driſch ich aus,
dann macht mir mein Gretl a Kletzenbrot draus.
O Herr! o mein! der Winter iſt fein.

S. Wie iſt nicht im Sommer a luſtige Zeit,
wenn d'Vögel ſingen, und d'Kukuk ſchreit.
O Herr! o mein! der Sommer iſt fein.

W. Wie iſt nicht im Winter a luſtige Zeit,
wenns Blunzen regnet und Bratwurſt ſchneit.
O Herr! o mein! der Winter iſt fein.

S. O Winter! du haſt gar a große Naſen,
du taugſt der Bäurin zum Feuer anblaſen,
O Herr! o mein! der Sommer iſt fein.

W. O Sommer! du haſt ein großes Paar Augen,
du taugſt dem Bauer zum Eicheln zſammklauben.
O Herr! o mein! der Winter iſt fein.

S. O Winter! du biſt ein grober Gſöll,
du jagſt die alten Weiber in d'Höll [2]).
O Herr! o mein! der Sommer iſt fein.

---

1) Wird geſungen in Oſtermiething in Ober-Öſterreich, in Laufen an der Salza und in der Umgegend. 2) Es befindet ſich nämlich in alten Bauernſtuben, zwiſchen dem Ofen und der Mauer eine

W. Jags ich hinein, so heiz' ich brav ein,
da können die Weiber singen und schrein.
O Herr! o mein! der Winter ist fein.
S. O Winter! du bist ein grober Gaul,
nimmst die gröſten Scheiter ins Maul.
O Herr! o mein! der Sommer ist fein.
W. O Sommer! o Sommer! wie bist du so stolz,
Ich bau mir a Bruck'n und brauch kein Holz.
O Herr! o mein! der Winter ist fein.
S. O Winter! deine Brücke, die dauert nicht lang,
wenn der Sommer kommt, der brennt dirs z'sam.
O Herr! o mein! der Sommer ist fein.
W. O Sommer! o Sommer! du hast a recht,
Du bist mein Herr, und ich dein Knecht.
Beide. O Herr! o mein! der Sommer ist fein.

33. Frühlingsfeuer. An der s. g. Bauernfastnacht, am letzten Sonntage im Hornung sieht man, wie sonst fast überall in der Schweiz, auf den Höhen um Zürich herum des Abends Feuer (Funken) leuchten.

An der Herrenfastnacht, welche vorhergeht, werden Kuchen und Krapfen gebacken.

Auf den Berner Oberländer Alpen, wenn man mit dem Vieh einen andern Staffel bezieht, oder wenn man die Alp verläßt, werden Freudenfeuer angezündet. Das nennen sie posternächten oder posternächteln. Schon lange vorher sammeln die jungen Älpler Holz, das sie oft stundenweit vorn an den Rand eines hohen Felsens tragen, der das ganze unten

---

Hühnersteige, und der Platz über dieser heißt: Ofenhöhle, wohin sich gewöhnlich alte Leute flüchten, um sich vor der Kälte zu schützen.

liegende Thal beherrscht; sie richten daselbst einen mächtigen Holzstoß auf, zünden denselben bei anbrechender Nacht an, und lassen endlich die glühenden Klötze von der Höhe herunter rollen. (Stalder.)

Das Dorf Matt im Kt. Glarus (an der Sernft) hat einen eigenthümlichen Brauch, der an die Vorstellung der Nordgermanen erinnert, nach welcher ein Rad oder eine Scheibe das Sinnbild der Sonne war.

Am Fastnachtabend nämlich zünden die jungen Leute an einem Bergabhange, meistens auf einem Felsen große Feuer an, stecken dünne buchene, eckig zugeschnittene, in der Mitte mit einem runden Loche versehene Stücke Holz (Schibe) an lange Haselstöcke, zünden sie am Feuer an, schwingen sie dreimal in die Luft und rufen dabei aus: „Schibe, Schibe überribe, die soll mi und N. N. (hierbei wird die Person genannt, der man sie dedizieren will) blibe!“ und schlagen sie dann auf einem schiefgestellten Brette ab. Die feurige Scheibe fliegt dann weit durch die Lüfte; es gewährt daher dieses „Schibefleuge“ in dunkeln Nächten ein recht schönes Schauspiel. Bemerkenswert ist, daß diese uralte Sitte sich nur in der Gemeinde Matt findet; in den übrigen Ortschaften des Landes sind selbst die gewöhnlichen Fastnachtfeuer nicht mehr gebräuchlich. Nach Prof. Oswald Heer, der obiges mittheilt, soll jene Sitte auch in einigen abgelegenen Gemeinden Bündens angetroffen werden.

Herr Prof. Heer (aus Matt gebürtig) sagt ferner: Eigentliche Frühlingsfeste haben wir keine. Auf Ostern werden auch bei uns die Kinder mit Ostereiern beschenkt. Die Alpfahrt ist eine Art Festtag für die Älpler. Eine oder zwei der stärksten Kühe ziehen mit großen Glocken behangen (Vorschel-

len) und nicht selten mit Blumensträußen geschmückt, der Herde voran; die Hirten welche den Zug leiten, lassen ihr fröhliches juchheien und jodeln ertönen, und die Dorfkinder singen ihnen zu:

D'Rafausle, d'Rafausle, die wachsed uf der Alp,
und wenn der Schnee zergange ist, so fahret Bura z'Alp!

Am Fladasonntig, dem ersten Sonntage nach der Lichtmeß (oder auch am Neujahrstage) besucht man in Appenzell das Wirtshaus, um sich an Fladen gütlich zu thun.

Am Funkensonntage (Funkasonntig, dominus invocavit) zündet man Feuer an. Junge Leute sammeln Reiser, zünden diese bei Einbruch der Nacht unter dem Geläute der Glocken an, und tragen jauchzend Harzfackeln um das lohende Feuer.

Wenns am Funkasonntig z'obed vil Sterna heb, so gebs vil Chriesi (Kirschen).

34. Der Gäßlistein ist ein ungeheurer Felsblock am Fuße der Rothriese (Kt. Glarus), bei der alten Landstraße. Auf demselben sollen die Frauen Ennenda's am ersten Tage des wiedererscheinens der Abendsonne gesponnen haben, um dadurch dieses freundliche Frühlingszeichen zu begrüßen und zu feiern.

35. Karwoche.[1]) In einem „Kalender für Zürich" (1775) heißt es: „Ehedem soll der Eintritt Kristi in Jerusalem auf eine mehr den Heiden als den Kristen anstehende Weise zu Zürich gefeiert worden sein, nämlich durch Herumführung eines hölzernen Bildes auf einem hölzernen Esel, welchen die Metzger in die Kapelle auf den Lindenhof ziehen

---

1) Das heißt Klage- oder Leidwoche. mhd. Kar heißt Trauer, Klage; ahd. Chara.

mußten, wobei man gesungen: „In Gottes Namen fahren wir, seiner Hilf begehren wir ꝛc.“

Dieses Schauspiel ward 1524 abgeschafft. Bis auf den heutigen Tag (1775) pflegt man den Kindern auf den Palmtag ein Kleidungsstück anzuziehen, damit sie, wie man sagt, nicht von dem Esel gestoßen werden. An einigen Orten auf der Landschaft wird ein Kind, welches an diesem Tage kein neues Stück Kleid anhat, von den andern ausgelacht und Osterkalb gescholten.“

Jetzt werden noch jedes Jahr zu Zürich in der Karwoche fette Ochsen (Osterstiere), bevor sie geschlachtet werden, zur Schau durch die Straßen geführt.

Am Mittwoch vor dem grünen Donnerstage ist in Appenzell der Chüechlitag. Alsdann halten die Schulkinder in der Schulstube ein Kuchen-Mittagsmal; jedes bringt seinen Käsekuchen dazu mit.

Am Karfreitage soll man keine Erdäpfel setzen, denn sie werden räudig.

Im „Tractat von Bekanntnuß der Zauberer.“ München 1592, Bl. 15 werden abergläubisch genannt, „die Bäume einsetzen am Tag der Verkündigung Marie, dafür halten, solches besser zu seyn, dann zu ander Zeit.“

36. Der Antlaß-Pfinztag. Der Gründonnerstag heißt im nördlichen Theile Nieder-Österreichs (Horn ꝛc.) Antlaß-Pfinztag. Den an diesem Tage gelegten Eiern, „Antlaß-Pfinztag-Eier“ genannt, wird besondere Kraft zugeschrieben. Sie werden aufbewahrt und am Ostersonntage gegessen, nachdem sie geweiht worden. Zwei und zwei Personen essen mitsammen ein solches Ei. Verirrt man sich irgendwo, so kann man sich nur erinnern, mit wem man das Ei gegessen, alsogleich kommt man auf den rechten Weg.

Am Morgen dieses Pfinztags genießt man nüchtern frischen Honig; es ist dieß das beste Mittel sich das ganze Jahr gegen den Biß wüthender Hunde zu schützen.

(Mündlich aus Horn. Über Pfinztag vergl. Schmeller I. 322. das mhd. antlâz heißt Entlassung, Erlassung (Ablaß) von Vergehungen; dieß geschah gewöhnlich am Gründonnerstage. Ben. mhd. Wörtb. 952.)

37. Ostern. Vor Alters wurden in Zürich am Ostermontag Mahlzeiten gehalten, welche meistens aus Eiern, süßen Fladen und Kuchen bestunden. Die Kinder erhielten von ihren Pathen Eier, welche sie mit einander aßen, was sie österlen nannten; die Eier selbst aber hießen sie Zimpfeltag (Simboltag), weil sie aus den zusammengetragenen Eiern schmauseten. Manches von diesen Gebräuchen, sowie auch das verbergen der Eier, welches man den „Osterhas jagen" nennt, kommt jetzt noch vor.

In Wien backt man auf Ostern s. g. Osterflecke d. s. runde Kuchen von der Größe eines Pflugrades, nach der Mitte zu vertieft.

Im Bezirk Murten und anderwärts glaubt man, daß die Sonne an der Ostern beim aufgehen vor Freuden tanze.

38. Das Eierlesen in Appenzell fand gewöhnlich um Ostern statt. 100 rohe Eier wurden, je eines eine Elle vom andern entfernt, in gerader Linie auf die Erde gelegt. Zwei mit Bändern geschmückte Jünglinge boten sich zum Wettrennen an. Einem lag ob, die ihm vorgeschriebene Strecke Wegs in möglichster Schnelligkeit zu durchlaufen und Beweise zu bringen, daß er am Ziele gewesen sei. Der andere muste indessen von unten auf ein Ei nach dem andern in eine mit Stroh angefüllte Wanne werfen, welche von einem dritten am obern Ende des Eierreihens gehalten wurde, folglich muste er bei jedem Wurf ein Stück Weges hin und her eilen, damit so

wenige brechen als möglich, und so gieng es fort bis er am Ziele war. Wer zuerst am obern Ende des Eierreihens anlangte, wurde als Sieger begrüßt.

(Fast ganz gleich dem Eierlesen in Westfalen und vielen andern Orten.)

39. Der weiße Sonntag hieß in Solothurn Bohnensonntag, weil man an diesem Tage allen Personen, die zum Gottesdienst in St. Ursen Münster kamen, ohne Unterschied des Geschlechtes oder Alters zum Gedächtnis der Erhebung der thebaischen Legion [1]) eine Bohne gab, um dafür etwas zu beten.

40. In Oberösterreich bestehen am 1. Mai folgende Gebräuche: In der frühesten Morgenstunde reinigen die Mägde die Höfe und Stallungen, und nach beendigten Reinigungen werden alle Geräthschaften, Besen, Rechen, Schaufeln mit der Spitze nach oben in die Erde gesteckt, damit sich die Hechsen in den Gegenständen verwickeln sollen, wenn sie aus den Rauchfängen heraus fliegen. Dann geht es an den Maibaum. Die Burschen suchen im Walde eine große schlanke Tanne, und diese wird bis an den Gipfel von den Ästen befreit, mit allerlei Bändern geschmückt, und auf einem freien Platze aufgestellt; oben am Gipfel aber ist eine Fahne aufgesteckt. Nun versuchen die Burschen einer nach dem andern den Baum zu erklettern, und derjenige dem es gelingt bis auf den Gipfel zu kommen, der schwingt die Fahne und wird mit jauchzendem Geschrei empfangen.

Es ist in der Schweiz unter dem Volke der Glaube verbreitet, daß, wenn man in der Walpurgis Mitternacht auf den Schlag zwölf von einer Haselstaude etwa fingerlange Hölzchen abschneidet, und diese immer mit sich in der Tasche

1) Über diese s. Dr. Brauns Festprogramm (zu Winkelmanns Geburtstag) von den Altertumsfreunden in den Rheinlanden. Ein Bericht aus Köln in Nr. 3 der A. Allg. Zeitung 1856. Über den Bohnensonntag Stalder Idiot. 500.

trägt, man keine Splitter oder wie man sie in der Schweiz nennt „Spise“ in die Hände und Finger bekomme, oder daß der Splitter, wenn man im Besitze eines solchen Hölzchens ist, sogleich wieder heraus geht, ohne daß der Finger schwärig wird.

41. Am Tage des heil. Florians (4. Mai) werden in St. Aegid am Neuwalde und in der Umgegend (Nied. Österr.) die Spritzen versucht, und jedes Haus wird bespritzt um es vor Feuer zu schützen.

(Vergl. Christkathol. Ikonologie (Innsbruck) 158. W. Menzel, Symbolik I. 284.

42. Wenn eine Frau bereits Kinder zur Welt gebracht hat, so soll sie am Himmelfahrtsfeste nicht nähen, denn durch das tragen des genäheten würde man das Ungewitter anziehen.

In der Auffahrtswoche, besonders am Auffahrtstage selbst, pflegten die Zürcher (früher mehr als jetzt) den nahen Ütliberg (in alten Schriften Jütliberg) zu besteigen. Jung und alt wallfahrtet dorthin.

Ein Neujahrsblatt für die Zürcher Jugend (von 1790) sagt: „Ohne Fehl wird diese Wallfahrt von Mädchen und Knaben alljahrlich unternommen, und dem Berge, so zu sagen, ein Opfer gebracht.“

43. Johannistag. Vor Zeiten ward alljährlich am Festtag Johann des Täufers von den gemeinen Bewohnern der Stadt Gräz ein Popanz verfertigt, dem man den Namen Tatermann gab; dieser wurde nach der Leinwandbleiche an das Ufer der Mur geschleppt, dann auf einer hohen Stange befestigt und mit brennenden Besen so lange beworfen, bis er Feuer fieng, und ihn die Flammen verzehrten. Länger als ein halbes Jahrtausend ward dieses Volksfest gefeiert. Manche

sagen, es sei dieß zum Andenken an den Sieg geschehen, der im 13. Jahrhundert über die einfallenden Tartaren erfochten.

44. Im „Tractat von Bekanntnuß der Zauberer und Hexen." Verdeutscht durch B. Vogel. München 1592, Bl. 15 werden diejenigen abergläubisch genannt, „die zu St. Johann Sonnwenden Tag Kräuter eintragen, zu sonderbarer Würkung, dienstlich vermainendt, solche größerer Kraft und Tugend.

Nach Bl. 16 werden „in der Johannis-Nacht etliche gewisse Kräuter mit teuflischen Ceremonien gegraben, welcher sie sich alsdann zu abschewlichen Effecten gebrauchen."

45. In der nördlichen Schweiz herrscht an manchen Orten folgender Glaube. Eine Weibsperson muß sich am Abend vor dem St. Johannistage (24 Brachmonat) einen schwarzen Johannisbeerstrauch verschaffen, sich in der darauffolgenden Nacht nackt ausziehen und mit dem Strauche in den Garten gehen. Dort gräbt sie sich ein Loch und spricht dreimal:

Ina, walt' Gott!
Na, walt' Gott!
A, helf Gott!

Die Beeren des Strauchs bekommen alsdann die Kraft, die heftigste Gicht von Grund aus zu vertreiben.

Am Johannistage muß man nichts grünes vom Boden aufheben, auch nicht an Blumen riechen, sonst bekommt man den Leichwurm, welcher dann 3 Mal 24 Stunden lang herumzieht.

Wenn man offene oder andere Schaden an sich hat, so schneide man am St. Johannis- oder Karfreitage ein Stück

von einer Esche ab, jedoch vor Sonnenaufgang und ohne daß man bemerkt wird. Man trage das Holz in einer Tasche der rechten Seite, und man wird unfehlbar genesen.

46. Für die steierischen Slovenen u. a. slavische Völker ist der 23. Juni, der Tag vor dem Johannistage von großer Bedeutung. Tausende von Feuern funkeln in der Johannisnacht auf den Höhen. Das Farrenkraut oder vielmehr sein Same spielt in dieser Nacht eine wichtige Rolle. „Das Farrenkraut blüht ohne Blüte" (vergl. Puff, Marburger Taschenbuch 1854 S. 307 und 37). Wer sich Blüte und Samen desselben verschafft, dem stehen alle Schätze der Erde, ewige Macht und Jugend zu Gebote. Am Vorabende des Johannistages vor dem anzünden der Freudenfeuer (Kresi) sammeln die Slovenen u. a. das Johanniskraut, um es zwischen die Fenstergitter zu hängen. Auch die slovenischen Pohorjancen in Unter-Steiermark forschen nach der Blüte des Farrenkrautes, welche sich auf einige Minuten in der Johannisnacht entfalten soll; aber Schlaf befällt jeden, der sich der Blüte nahet, und Ungeheuer vertreiben den, welcher nach ihr die Hand ausstreckt.

47. Weiland pflegte man auch in Zürich am Martinstage Mahlzeiten zu halten, wozu insonderheit fette Gänse und Hühner angeordnet wurden, Martinsgänse und Martinshühner genannt. (Kalender f. Zürich 1775.)

B. Gewohnheiten und Rechtssitten.

48. Rechtssitten. Im Kt. Glarus hat sich aus uralter Zeit noch der s. g. Friede oder das Friederufen erhalten. Entsteht Streit und Schlägerei, so ist jeder unbeschol-

tene Landmann bei seinem Bürgereide verpflichtet, die schlagenden auseinander zu bringen. Ist der friedende zu schwach, um die schlagenden zu trennen, so ruft er den Landsfrieden aus, und sobald dieß geschehen, sind dieselben bei ihrer Bürgerpflicht verbunden, von einander zu lassen. Leisten sie der Aufforderung keine Folge, so ist der friedende verpflichtet, sie zu verklagen als solche, die „über den Fried hinaus" geschlagen, und sie verfallen in die große Landsbuße. In der 1387 aufgestellten Landsatzung war für diejenigen, welche den Fried brechen, noch größere Strafe bestimmt: wer darüber Fried oder Stallung breche, von des Libs soll man richten, als von einem offnen Mörder.

Bei größern Schlägereien werden auch wohl die Beamten gerufen, welche den Fried „beim Eide" gebieten. Männer, welche mit einander in Streit liegen, werden von den Beamten in Fried gesetzt, d. h. es wird ihnen bei der großen Landsbuße verboten, mit einander Händel anzufangen. Als 1719 auf der Ennendaer Allmend (Gemeintrift, Gemeinweide) eine große Schlägerei zwischen denen von Glarus und denen zu Ennenda statt gefunden, wurden beide Gemeinden in Fried gethan. Dieser Fried dauert immer bis zur nächsten Landsgemeinde. Dem Landsseckelmeister liegt es ob, nach Beendigung der Verhandlungen die Landleute des Friedś zu entlassen. Bei größern Versammlungen werden alle anwesenden in Fried gethan, um Schlägereien in denselben zu verhüten. So ist z. B. an der Landsgemeinde und an Markttagen der Flecken Glarus innerhalb bestimmter Grenzen im Fried. Wer an diesen Tagen innerhalb derselben an Schlägereien Theil nimmt, verfällt in die große Buße.

Eine andere alte Rechtssitte des Kt. Glarus ist das Loben (geloben.) Im Mai oder Brachmonat versammeln sich

am Nachmittage, an einem, in größern Gemeinden mehreren, Sonntagen sämmtliche Bürger der Tagwen. [1]) Jeder tritt einzeln vor die Vorsteher und ist bei seinem Bürgereide verpflichtet anzugeben, ob und was er während des Jahres gefrevelt, was er gegen bestimmte von der Gemeinde festgestellte Gesetze, (Lobartikel), die vorzüglich zum Schutze der Wälder dienen, gefehlt habe. Je nach der Größe des Frevels wird ihm eine bestimmte Geldbuße auferlegt. Jeder muß seine Angaben durch einen Handschlag, den der erste Vorsteher in Empfang nimmt, an Eidesstatt bekräftigen. Dieß nennt man das loben, und die Gemeindeversammlungen, an denen dieser Akt statt findet, die Lobtagwen. Solchen, von denen mon weiß, daß sie im Laufe des Jahres gefrevelt haben, wird das Gelübde nicht abgenommen. Die Geistlichen werden angewiesen, vor diesen Tagwen auf die Wichtigkeit des Eids aufmerksam zu machen. Im Hinterland besteht diese Sitte noch allgemein. In mehreren Gemeinden des mittlern und untern Landes hat man gegenwärtig diese Sitte abgeschafft. Dort hat man leider die Bürger der Pflicht entbunden, eigene und fremde Übertretung anzuzeigen. Als Ersatz dafür bestellt man nun theils besoldete Bannhalter, theils ist dem Kläger die Hälfte der Buße zugesichert.

Eine sonderbare alte Volkssitte, die nun aber am erlöschen, ist das ausschellen der von ihren Männern weggelaufenen Weiber. Verläßt eine Frau ihren Mann und kehrt sie selber nach einiger Zeit zurück, ohne von ihm gerufen zu sein, so versammeln sich am ersten Abende in der Dämmerung die „Ledigen" mit der Dorfjugend vor dem Hause des Mannes mit Schellen und andern klingenden und lärmenden Instru-

1) Tagewerk; Kirchengemeinde (tagwan); tagmer oder tauner heißt Froner, Tagelöhner.

menten. Nachdem solche eine Zeitlang in Bewegung gesetzt worden, ruft einer der anwesenden (er ist gewöhnlich mit Mantel und Dreizipfelhut bekleidet) die Frau in einer bestimmten Formel aus, worauf dann wieder aufs neue die Katzenmusik einfällt.

(Osw. Heer, der Kt. Glarus. Andere in Bluntschli's Rechtsgeschichte. Vergl. Wackern. Schwabenspiegel S. 194 ff. Grimms R. A. 745.)

49. Bis zum Jahre 1621 hatte man in Appenzell (neben dem Rath) dreierlei Gerichte. Das erste hieß Gassengericht, weil es öffentlich auf der Gasse gehalten worden; es bestund aus 24 Richtern, und der Landweibel führte den Stab. Sie kamen alle Mittwoch zusammen, straften Frevel ab und legten Bußen auf. Um die Frevel zu beobachten, ward in jeglicher Rode (Rotte) einer erwählt, der Umgänge thun und Aufsicht halten muste, ob jemand wider die Satzung gehandelt. Diese kamen zu gesetzten Zeiten zusammen, rathschlagten was einzugeben sei oder nicht. Sie wurden Landthälicher genannt und blieben allwegen im Amt.

Das zweite war das Geschworen-Gericht, Schwurgericht, in welchem 12 Richter saßen. Hier wurden nur Sachen vorgenommen, die mit dem Eid musten ausgemacht werden.

Das dritte war das Bußengericht, worin die größern Verbrechen bestraft wurden.

Alle diese drei Gerichte wurden 1621 abgeschafft, und hinfüro wurden in Außroden alle vorkommende Sachen nur durch den kleinen und großen Rath entschieden.

Alte Rechtsgewohnheiten leben noch in Appenzell (und anderwärts) als Sprichwörter unter dem Volke. Beim Maiengericht wurden sie alle gewöhnlich öffentlich hergesprochen. Dieß nannte man Öffnung, daher die Rechtsamen der Dörfer jetzt noch (im Rheinthal) Dorfsöffnungen genannt werden.

Solche Sprüche sind z. B.

Eine alte Gewohnheit soll man nicht brechen.

Noch ist in Appenzell Sitte, daß da, wo kein Gesetz vorhanden ist, der Richter nach alten Gewohnheiten spricht.

Dingrecht bricht Landrecht.

Ding (Thing) heißt Vertrag und die gerichtliche Verhandlung selbst. Landrecht ist das von der Landsgemeinde angenommene Gesetz. Das Sprichwort enthält die Rechtsregel, daß der Richter die Vergleiche (Verträge), welche zwischen Parteien gemacht werden, schützen soll, in so fern sie nichts enthalten, das die allgemeine Wohlfahrt gefährde.

(Vergl. Grimms Rechtsalt. 747.)

Nach den alten Hofrechten der Dörfer Wald und Fischenthal (im Kt. Zürich) darf ein Hofmann, wenn er will, das seine dem Hunde an den Schwanz hängen (d. h. wohl, er dürfe bei Lebzeiten über seine Fahrhabe verfügen).

50. Man sagte vor Alters: Heirate über den Mist, so weist du wer sie ist. Wer nicht will betrogen sein, der kaufe des Nachbars Rind und freie dessen Kind.

Nach dem Schweizer Kroniklein 1795 war Selbstrache erlaubt gegen ein untreues Weib und ihren Buhlen. Das Stadtgesetz von Bern (1398) sagt: Wer seine Frau an seiner Unehre findet, und tötet sie oder den Hütschmann (Buhler) oder beide, soll 18 Heller auf den Leichnam legen und damit unschuldig sein.

51. Dingstätten. Eine der Mal- oder Dingstätten der Landgrafschaft Burgund ist bei Konolfingen (Kt. Bern) gewesen. Dieselbe befand sich nach einem Verzeichnis dieser Malen (Mallen) aus dem 16. Jahrh. „ze Konolfingen under der Linde." Die Dingstätte ist noch jetzt an einer Dorflinde

kennbar. Ferner waren solche Stätten „zwischent Baggwyl und Seedorf ze dem Birbom; ze Schnottwyl ze Niederdorf unter der Linden (die Stelle an einer Dorflinde noch kenntlich); ze Mülidorf an Galgenhofstatt."

(A. Jahn „der Kt. Bern antiquarisch beschrieben." Das alte Gericht (s. Grimm, Rechtsaltertümer S. 793) wurde im freien gehalten, unter Bäumen, auf einer Anhöhe ꝛc.)

52. Alte Rechtsgewohnheiten in Österreich. [1])

1. Ob sich Weiber oder Dirnen mit einander zerkriegten, rauften und schlügen, oder eine die andere mit unziemlichen, Ehre tödtenden Worten schändete, soll man ihnen den Bockstein anhängen; den sollen sie tragen durch das ganze Dorf, von einem Fallthor zu dem andern, und als oft sie rasten unterwegs, als oft zahlen sie 72 Pfennige Strafe. Dazu soll der Richter dingen einen Pfeifer, und ihr eigener Mann einen Pauker.

Ob aber einer sein Weib dem Gerichte vorenthalten wollte, wenn man es zu der Strafe fordert, dem soll der Richter das Stäbel schicken und er ist der Herrschaft verfallen 32 Pfund Pfennige, als einer, der sich des Gerichtes unterwunden hat.

Ob aber ein Weib unzüchtig wäre, mit Worten und mit Werken, und würde ihrem Manne geklagt und er zöge sie nicht davon, so sind beide Wandel (Strafe) und Besserung pflichtig, darnach die Unzucht groß ist.

---

1) Durchgehends aus österreichischen Pantaidingbüchern und — Bestimmungen, die fast überall dieselben sind! — „Pantaiding" aber heißt das für einen bestimmten Bezirk (Pan, Ban) an einem angesagten oder herkömmlichen Tage abgehaltene Gericht — oder ist der Inbegriff der Rechte und Gewohnheiten, nach welchen auf dem für einen streng abgegrenzten Bezirk ausgesetzten Gerichtstage (Tageding) entschieden wurde.

(Austria 1842.)

2. So ein Weibsbild vertrinken wollte Rock, Mantel, Schleier oder andere Pfänder, soll ihr der Wirt nicht mehr als 12 Pfennige darauf borgen; hätte sie aber zwei oder drei Pfunde vertrunken, und wollte der Mann das Pfand lösen, soll er dem Wirt nicht mehr als 12 Pfennige zu geben verpflichtet sein und er mag das Gewand wieder nehmen — den übrigen Schaden trage der Wirt.

3. Wer eine Jungfrau oder eine Frau schmähen wollte mit Noth und riefe die Jungfrau oder Frau einen Nachbarn zu Hilfe, und käme er nicht zu Hilfe in der Noth; wer der wäre, der dessen überwiesen wird, der ist verfallen Leib und Gut.

Welche Frau einen Mann um unverdiente Sache ein verbotenes Wort gibt, die ist verfallen 12 Pfennige, so oft sie das thut.

4. Jeder, der lügenhaftig ein Eid schwört, der bringt auf sich vier Flüche, die bezeichnet werden durch die drei Finger, die er aufreckt und durch die andern zwei Finger, die er niederneigt.

Durch den Daumen, der da kurz ist, wird verstanden das gegenwärtige Leben, das da gar kurz ist und vergänglich; wenn er den aufreckt, das bezeichnet, als ob er spräche: „Ob ich nicht wahr habe, so kürze Gott mein Leben."

Der andere Finger ist länger und bezeichnet das künftige Leben, und so er ihn aufreckt, ist das also viel gesprochen: „Ob ich nicht wahr habe, soll meine Seele nach diesem Leben in dem ewigen Leben keine Ruhe haben."

Der dritte Finger ist der längste und bedeutet das ewige Leben, das angefangen wird an dem jüngsten Tage und bis ans Ende bleibt, und so er ihn aufreckt, bezeichnet es so viel, als ob er spräche: „Ob ich

nicht wahr habe, so werde meine Seele und mein Leichnam an dem jüngsten Tage getheilt von dem ewigen Leben und von der Gesellschaft und Gemeinschaft aller Auserwählten Gottes."

Aber die andern niedergeneigten zwei Finger bezeichnen die in der Hölle sind. So er dieselben zwei Finger niederneigt, bedeutet es so viel: „Ob ich nicht wahr habe, so werde ich mit den Verdammten ewig in der Hölle begraben, vor dem uns Gott behüte durch seine Gnade und Barmherzigkeit."

5. Wir setzen zu Recht, ob das geschähe, da Gott vor sei, daß eine Brunst auskäme, bei Tag oder Nacht, in dem Eigen, so soll derselbe Nachbar, da die Brunst ausgekommen ist, Friede haben, so lange die Brunst währt, und soll auch ein jeder Nachbar zulaufen und retten helfen. Wer das nicht thäte, und doch hörte das läuten und anschlagen der Glocken oder das Geschrei des Volkes und ließe das aus Neid oder Feindschaft, und wer das überfahren würde und es wohl mochte thun, der ist nicht um das Wandel, sondern er ist zu strafen an Leib und Gut. Auch sollen alle die, so auf den Tod Feindschaft zu einander hätten, dieselbe Zeit Frieden halten, bei der Strafe von 32 Pfund Pfennige ohne alle Gnade.

Ob man unter solcher Brunst aus den Häusern trüge und flüchtete, es wäre Bett, Bettgewand, Gold oder Pfennigwert, wer das angriffe oder etwas davon verrücken wollte, den soll man anfallen als einen schädlichen Mann. Näme einer nur 3 Pfennig wert, der ist verfallen mit Leib und Gut.

6. Welcher einen Markstein auswirft oder vertilgt, das ist, wo zweier Dörfer, Städte oder Märkte Grenzen aneinander stoßen; wo derselbe Markstein gestanden ist, soll

man eine Grube aufschlagen, und soll denselben, der das gethan hat, hinein bis an die Achseln setzen, darnach soll man ihm das Haupt abschlagen, damit er mit dem Stumpfe das Gemark auszeige.

Wer einen Markstein auswirft zwischen zwei Gemeinden oder Herrschaften, der ist verfallen mit Leib und Gut; den soll man mit dem Haupt in die Grube, darin der Markstein gestanden ist, setzen und ihm die Füße in die Höhe kehren und mit Erde zuschütten, auch mit einem Trommel zustoßen, darum, daß man sehe, daß eine gute Mark sei.

7. Ob in der Nacht jemand Gewalt geschähe, es wäre durch Feinde oder Diebe, beschreit seinen Nachbarn und ruft um Hilfe, und derselbe ist daheim und will ihm nicht beistehen — er mag immer solchen untreuen Nachbarn fürnehmen und ansprechen, wie jenen, der ihm Gewalt gethan hat.

8. Auch melden wir, daß die Gemeinde (Oberwaltersdorf) ein Fischwasser habe, in solcher Freiheit: der Fischer mag sein Zeug darauf legen von der ersten Fastenwoche bis in die Antlaßwoche (vgl. S. 369), soll seinen Zeug dann wieder wegtragen und die Gemeinde mag neben seinem Zeug unten und oben wohl fischen. Hebt ihm aber jemand eine „Reischen" und wird dessen überwiesen, der ist um einen sträflichen Wandel verfallen.

Der Fischer soll auch keinem Fremden verkaufen, er ruft den dreimal auf der Brücke: „Kauft's Fische"; kommt niemand, der da kauft, so mag er verkaufen.

9. Wir setzen zu Recht und es ist verboten bei dem Wandel, daß niemand Nachts zulosen soll an der Leute Fenster. Ob das wäre, daß sein ein Nachbar inne würde, daß man ihm zulosel, so soll er ihm Urlaub geben und soll ihn heißen hindangehen. Ist es, daß er ihn kennt, soll er es dem

Richter oder Amtmann anzeigen; so hat der, der gelöset hat, sechs Schillinge und zwei Pfennige verwirkt. Wäre aber, daß er wieder hingienge nach dem Urlaubsgeben und wollte mehr zulosen, würde sein der Wirt gewar, stäche hinaus und stäche ihn zu tot, der Wirt wäre weder der Herrschaft, noch dem Gericht, noch den Freunden pflichtig.

10. Item, ob der Nachbarn einer über Feld wäre oder zu dem Weine, daß er bei der Nacht heimkäme und fände einen fremden unbekannten Mann in seinem Hause; er spräche: „wer steht da? oder, wer bist du?" und ob dieser sich nicht melden wollte oder sich verdächtig hielte, so mag er ihn anfallen für einen schädlichen Mann. Ob er sich dessen wehrte und hätte der Wirt einen Inmann und käme ihm dieser zu Hilfe, ob sie ihn beide zu tot erschlügen, sind sie darum weder dem Gericht noch der Freundschaft pflichtig. Zur besseren Sicherheit soll der Nachbar, dem das widerfahren, dem Amtmann den Handel zu wissen thun; so soll der Amtmann den Toten urlauben, daß er ihn nimmt bei den Füßen, und soll ihn ziehen aus dem Hause auf die nächste Wagenleiste, die vor dem Hause geht; fressen ihn die Hunde oder die Schweine, darum ist er niemand pflichtig.

11. Item, daß eine Frau nicht mehr verwirkt zu Wandel denn 12 Pfennige, ausgenommen, ob sie einen Mann aus seinem Haus fordert und Mannheit also verschmähet, die wäre um zehn Pfund Pfennige der Herrschaft verfallen. Mehr, wenn ein Mann den andern aus seinem Haus fordert, der wäre der Herrschaft fünf Pfund Pfennige verfallen.

12. Wenn sich zwei, drei oder mehrere mit einander auf der Gasse zerkriegten oder uneins würden und daß sich der eine Theil bedächte und wollte seines Gutes hüten, und will in sein oder eines andern Nachbarn Haus und käme ihm einer

des Widertheils nach, der hätte schwerlich gehandelt und gefrevelt, und frägt es sich, was er darum pflichtig wäre, so spricht man das zu Recht: wenn nur ein Zwirnsfaden wäre umzogen um seinen Burgfrieden oder seines Nachbarn Haus, dasselbe soll Frieb' und Freiung [1]) haben, und wer diese bräche, der wäre um 32 Pfund Pfennige verfallen, als ob er gefürstete Freiung zerbrochen hätte. Wer hinein wirft, hinein schießt, nachsticht oder nachschlägt, ist um einen halben Todtschlag 16 Pfund Pfennige der Herrschaft verfallen, als oft das geschieht.

Jeder Hausgenosse hat in seinem Hause gefürstete Freiung sammt allen, so bei ihm sind oder wohnen oder hinein fliehen, bei der Strafe, wie oben steht.

Ob zwei auf der Gasse mit einander schlaghaft würden, der eine Theil flüchtig in eines frommen Mannes Haus entwiche, so ihm dann der andere Theil mit wehrhafter Wehre in dasselbe Haus nachliefe — sobald er unter die Dachtropfen kommt oder den einen Fuß über das „Drischybl" hineinsetzt, hat er verwandelt 32 Pfund Pfennige, oder man soll ihm den Kopf auf dem „Drischybl" [2]) abschlagen.

13. Ob ein Dieb käme in sein Haus und bringt etwas in seine Hände; wird es der Wirt inne und jagt ihm's der Wirt ab in seiner Behausung, so mag er es wieder aufheben ohne Urlaub und mag er ihn dazu begreifen, so soll er ihn vor das Gericht bringen mit der Handschaft; kommt er aber aus der Behausung und jagt ihm's

1) Andere Alliterazionen s. Grimm Rechtsalt. 7. Freiung (asylum Schmeller Wört. I. 610) heißt noch der Platz neben der Schottenkirche in Wien. 2) Wahrsch. eine dreifache rundliche Erhöhung.

der Wirt ab, so mag er es aufheben und bring' es an das Gericht.

14. Auch soll niemand in das Haus seines Nachbars werfen in Gefahr, weder mit Steinen noch mit Hacken, noch hinein schießen. Geschieht, daß einer mit einem Stein wirft in das Haus, so hat er nach jedem Wurf verwirkt 1 Pfund Pfennige, mit einer Hacken 2 Pfund 6 Schillinge. Ob einer schießt in ein Haus mit einer Armbrust, der hat verwirkt 5 Pfund Pfennige, der mit einem Spieß hineinsticht, 6 Schillinge 2 Pfennige, mit einem Schwert 72 Pfennige, mit einem böhmischen Messer 72 Pfennige, mit einem Brotmesser oder Taschenmesser 12 Pfennige.

15. Wann ein lediger Geselle übler Handlung einen ehrbaren Mann einen Hurrensohn heißt, der soll gestraft werden mit Schlägen an dem Pranger; spricht es aber ein ehrbarer Mann zu dem andern, der ist zu Wandel sechs Schillinge und zwei Pfennige. (1558.)

16. Ob ein Feuer bei einem auskommt; wird es gedämpft oder gerettet, ehe es über das Dach auskommt oder sichtbar wird, verwandelt er nicht mehr als 72 Pfennige; scheint es aber über Dach, 6 Schilling und 2 Pfennige. Ob aber jemand weiter davon Schaden nimmt, soll er es mit seinem Gut bezahlen, vermag er das nicht, soll er mit dem Hals darum genugthun.

17. Wir haben zu Recht, ob ein Mann gejagt wird von einem Landrichter, und hereingelaufen kommt in sein Haus, so soll ihm der Landrichter nicht nacheilen, aber das Haus mag er besetzen so lange, bis er sendet nach dem Amtmann. Der Amtmann mag ihn wohl nehmen zu seinen Handen mit all der Zugehörung, die er mit sich gebracht hat

und mag ihn behalten bis an den dritten Tag, ob er will; will er sich aber dessen abthun, am ersten, andern Tag, das mag er wohl thun: so soll er ihn, als er mit Gürtel umfangen ist, dem Landrichter antworten, der die begangene Missethat billig zu richten hat. Ob aber etwas mehr seines Gutes da wäre, das soll der Herrschaft bleiben und soll der Amtmann mit der ganzen Gemeinde den verwirkten Mann antworten an die Stätte, als es von Alter herkommen ist.

18. Wenn einer in ein Wirtshaus geht zum Wein, zum Bier oder in anderer Nothdurft und hat bei ihm eine Hacke oder andere verbotene Wehre, die soll er nicht bei sich behalten, sondern er soll sie von Stund an dem Wirt in Bewarung geben, ehe er zu trinken fordert. Wer aber das nicht thut, verwandelt 6 Schillinge und 2 Pfennige. Ist es ein Fremder und wegfertiger Gast, der da ißt und trinkt und sogleich wieder von dannen zieht, der hat nichts verwandelt.

19. Wer einem frommen Manne bei Tag oder bei Nacht seine Thore, Thüren oder Fenster im Frevel aufbricht oder auffstoßt, der hat verwandelt 5 Pfund Pfennige und demselben den Schaden zu bezahlen.

20. So einer den andern schlägt mit flacher Hand, verwandelt von jedem Finger 72 Pfennige; schlägt er ihn mit der Faust, verwandelt er 1 Pfund Pfennige; hat er aber den Daum verborgen in der Hand und schlägt damit, 72 Pfennige. Geschieht dieses aber im Hause des beleidigten, so ist er der Herrschaft um das doppelte verfallen.

21. Daß kein Angesessener in dem Eigen keinen Knecht aufnehmen soll, der dem Nachbarn schadhaft ist, auch vormals Unruhe getrieben hat. Auch soll er die voraus nicht aufhalten, so vordem in dem Eigen Frevel und Muthwillen vollbracht, sondern helfen annehmen und strafen. Welcher aber

dawider thäte, der ist mit Leib und Gut in der Herrschaft Strafe, und soll demjenigen, dem von solchem Knechte Schaden geschehen wäre, den Schaden abtragen nach Erkenntnis, als billig ist.

22. Auch soll kein behauster Mann von keinem Juden entlehnen; war er vormals unter den Juden und läßt sich hier häuslich nieder, so bezahle er eilig, oder der Richter soll ihm Urlaub von dem Dorfe geben.

23. Item melden wir, daß alle gefährlichen Spiele verboten sind; über vier Groschen soll kein Hausgesessener an einem Spiele verspielen.

Während der Freiung (Markt) mag spielen, wer da will, in Zucht und in Ehren und ohne Rumor.

Ob aber ein muthwilliger käme und anböte, mag der Richter von des Herrn Geld nehmen und verspielen, oder ein anderer statt seiner, dem er's befiehlt, 22 Pfennige.

24. Wir melden auch, wenn ein Nachbar, Hausgenosse oder ein Mannmäßiger mit einem Knaben oder mit Kindern spielt, bei Tag oder bei Nacht, wo er begriffen wird, so soll er gehen in der Herrschaft Strafe und Besserung, und soll dem Richter geben 72 Pfennige, ohne alle Gnade, so oft das geschieht.

25. Auch soll niemand keinem einen fruchtbaren Baum abhacken oder ausrotten, wer das thut, ist der Herrschaft verfallen fünf Pfund Pfennige, und soll dem Nachbarn derselben Art einen andern Baum ziehen, bis er also groß ist, und was der Nachbar die Jahre des Baumes hat Schaden genommen, soll er ihm jährlich abtragen.

53. Alte Rechtsgewohnheiten in Steiermark. [1])

1. Wer Weintrauben ſtielt aus dem Weingarten, büße für eine Weintraube — ein Ohr, für zwei — beide Ohren, für drei oder mehr iſt er Leibs und Guts verfallen, und man ſoll ihn dem Landrichter überantworten.

2. Item auf geſtolenes oder geraubtes Gut ſollen die Juden bei lichtem Tage, auf offener Gaſſe oder vor der Thür leihen und kommt er darnach, deſſen es da iſt, man ſoll ihm das Hauptgut wieder geben. Hat ein Jude heimlich darauf geliehen — er muß es umſonſt wiedergeben.

3. Item nimmt ein Jude Meßgewand oder ein anderes Pfand, das zu der Kirche gehört und geſtolen oder geraubt iſt, er ſoll es umſonſt wiedergeben, und hört er darnach fragen und verſchweigt es und findet man es darüber in ſeiner Gewalt, man ſoll ihn hängen vor der Synagoge.

4. So einer begriffen wird, der einen Stock oder mehr aus dem Weingarten freventlich trägt, bei Tag oder bei Nacht, der iſt verfallen fünf Mark Pfennige, oder eine Hand und die Stöcke wiederzugeben ſchuldig.

5. Es mag ein Kind ſeines Vaters und ſeiner Mutter Erbe wohl verlieren mit vierzehn Dingen. Zum erſten: ob ein Sohn bei ſeines Vaters Weib liegt, ſonderlich mit wiſſen, die des Sohnes Stiefmutter iſt; zum andern, wenn der Sohn ſeinen Vater fangt ohne Recht, und ſtirbt der Vater im Gefängnis; zum dritten, ſo der Sohn den Vater um ſolche Dinge anſpricht, die an den Leib gehen, ausgenommen dann eine Sache, dadurch das Land verderben möchte oder der Fürſt, deſſen ſolches Land iſt. In dieſen drei Dingen verwirkt ſich auch ein Vater gegen ſein Kind, daß er lebendig von ſeinem Gute ſcheiden muß, und der Sohn tritt an ſeine Stelle;

1) Auſtria 1844.

doch soll dieser dem Vater die Nothdurft geben nach den Ehren, als er zuvor gehabt hat. Das vierte ist, ob der Sohn den Vater geschlagen hat an die Wange oder wie er ihn geschlagen hat; das fünfte, ob er ihn sehr und schmählich gescholten; das sechste, ob ein Sohn auf den Vater klagt solcher Dinge, daß der Vater an Leib, Ehre oder Gut in Schaden käme und ihn nicht überzeugen kann; das siebente, ob der Sohn ein Dieb oder sonst ein böser Mensch wäre oder wissentlich bei solchen wohnt; das achte, ob der Sohn den Vater irret an dem Todtenbette, daß er kein Geschäft (Testament) thun mag, oder so er die Thür versperrt, daß weder Priester noch andere zu ihm mögen, daß also der Vater ohne Testament abgeht; das neunte, ob der Sohn wider des Vaters Willen ein Spielmann wird, unangesehen des Vaters Ehre und Gut; das zehnte, ob der Sohn für den Vater um Schulden nicht Bürge werden wollte; das eilfte, ob er den Vater aus dem Gefängnis, so er mag, nicht lösen will; das zwölfte, ob ein Vater von Krankheit oder anderm unsinnig wird, und ihn der Sohn nicht bewart; das dreizehnte, ob der Sohn dem Vater sein Gut mehr als die Hälfte mit Unrecht verzehrt; das vierzehnte, ob eine Tochter mißrathet, daß man zu ihr läßt gegen des Vaters Willen, dieweil sie unter 40 Jahren ist; kommt sie aber über 40 Jahre, so mag sie ihre Ehre wohl verlassen, hat damit ihr Erbtheil nicht verwirkt, weil man ihr unter 40 Jahren geholfen haben sollte.

6. Wo Wucherer in einer Stadt sind, man soll sie öffentlich „pannen"; hilft es nicht, man soll sie aus der Stadt stoßen und ihnen ihr Gut nehmen, und soll denen davon geben, von denen sie Wucher genommen haben. Ist etwas übrig, das nehme der Richter. So man einen Wucherer dreimal er-

mahnt, und er läßt nicht davon: man soll ihn richten und soll ihm Haut und Haar abschlagen. [1])

7. Es mag ein Mann um einen Frevel dreier Bußen schuldig werden. Thut er einen Frevel in der Kirche oder in dem Friedhof: er muß dem geistlichen und weltlichen Gericht büßen, und dem, an welchem er gefrevelt hat.

8. Wird ein Gut gestolen oder geraubt und die Diebe werden flüchtig; wer ihnen nacheilt, dem gehört der dritte Theil des Gutes und die zwei Theile dem, der das Gut verloren hat. Nimmt man aber das Gut den Dieben in einem andern Lande, so haben die ereilenden zwei Theile und den dritten erhält, der es verloren hat.

9. So man jemand die Ohren abschneiden, durch die Zähne brennen oder „ausstreichen" will, soll das durch den Richter, der den Bann hat, geschehen.

10. Wer des Nachts Korn stielt, der ist des Galgen schuldig. Wie wenig einer schneidet, es geht ihm an die Haut, ob es eines Pfennigs Wert ist; ist es aber eines Schillings Wert, es geht ihm an das Leben und man soll ihn hängen, und er hat keine Freiung in der Kirche, thut er es bei der Nacht. Thut er es aber bei Tag, gilt es ihm den rechten Daumen; thut er es zum andern Mal, man schlägt ihm den andern Daumen ab, zum dritten Mal die Hand.

11. Wer Spott über das Besitzen der Bergrechte treibt und das öffentlich redet, er wolle auf solches Recht sch.., so haben alle Gemeinen zu Recht gesprochen, daß der gebüßt soll werden drei Tage und Nächte auf dem Bauch im Stock und um fünf Mark Pfennige ohne alle Gnade dem Bergmeister, weil er solches Landrecht, die Herrschaft, den Berg-

1) „Es ist keine Schuld so groß, die zu Haut und Haaren geht, daß man mehr darum schlagen soll, dann 40 Schläge!"

meister und alle frommen Bergleute, die an den Rechten gesessen, geschmäht hat.

12. Welcher auf einen im Bergrecht, in der Presse oder im Keller aufbricht mit Frevel, auf ihn schlägt, der ist fällig den Fuß, damit er zuerst hineintrat, und die Hand, damit er ihn am ersten geschlagen hat, oder 10 Mark Pfennige.

13. So einer kauft oder verkauft, gibt er trocken Geld Leitkauf oder Gottespfennige, so ist der Kauf bestätigt.

14. Nennen Straßenräuber biedere Leute an, und diese wehren sich und fangen dieselben: sie werden billig getötet. Also ist es um die Diebe. Item wer toten Leuten abzieht, tragenden Weibern, siechen Leuten, die sich nicht wehren mögen, der hat geraubt und wird billig getötet.

15. Der leere Wagen soll dem geladenen weichen, der Reiter dem Wagen, er sei geladen oder nicht, der gehende dem Reiter, und wo man einen Reiter oder gehenden jagt, da soll der Wagen stillstehen, bis sie fürkommen. Item, welcher Wagen früher an das Gestade des Wassers kommt, der soll auch früher fahren, er sei geladen oder nicht, und der auch früher zur Mühle kommt, der soll auch früher mahlen. [1])

16. Ob ein Müller die rechte Maß nicht nimmt und darüber von dem Landrichter zum ersten Mal begriffen wird, so soll derselbe Landrichter den Müller strafen um 60 Pfennige, zu dem andern Mal wieder um 60 Pfennige; zum dritten Mal ist der Müller verfallen Leib und Gut nach Gnaden.

17. Wer sein Bergrecht nicht gegeben hat zu Sankt Michaelstag oder in der Weinlese bei dem Bergkeller, derselbe

1) Wer zuerst kommt, mahlt zuerst.

mag wohl zahlen mit lauterm Wein zu der Bergtaiding bei Sonnenschein; thut er aber das nicht, so klage der Bergherr alle 14 Tage auf den Weingarten, so „zwispilt“ [1]) sich der Weingarten, bis er theuer genug wird und der Weingarten ist dem Grundherrn verfallen. Das ist also Sitte in Österreich.

Aber in Steier ist Gewohnheit, wenn einer das Bergrecht nicht zahlt zu St. Georgentag mit lauterm Wein, so ist er darnach fällig all 14 Pfennige, 60 Pfennige und des Weingartens Äcker, Hölzer sollen ihm verboten sein zu arbeiten, bis er dem Bergherrn das Bergrecht ausgerichtet. Geschieht das nicht in zweien Jahren und das Bergrecht ist darauf versessen am dritten Tag, ist er Stock und Weingarten der Herrschaft verfallen.

18. Wenn einer ein Faß Most ungezeichnet ab dem Bergrecht führt, ohne des Bergmeisters Willen oder Wissen, ist er der Herrschaft verfallen Most und Ochsen.

Wenn einer in drei Jahren nicht haut und ist, daß er Vermögen hat und also muthwillig den Weingarten liegen läßt, so ist dieser darnach der Herrschaft fällig. Mag aber einer das von Armut oder aus anderer erhafter Noth nicht thun, das wissentlich ist, so mag ihm die Herrschaft Gnade thun.

19. Schlägt einer einen Baum ab in dem Wald, so nahe, daß er auf den Weg fallen mag, und der Baum schlägt einen Menschen tot — man soll ihm das Haupt abschlagen; schlägt er ein Vieh zu tot, er soll es gelten

1) D. h. doppelt sich; das alte spildan (Graff VI. 337) heißt effundere, expendere, spildig ist prodigus. Zwispild heißt: Doppelter Betrag. Schmeller III. 563.

und dem Frevel einem Richter büßen. Hackt einer in einem Wald, da die Leute gewöhnlich gehen, und so der Baum fallen will, so soll er dreimal rufen, ob jemand da sei, daß er fliehe oder er soll das Vieh wegtreiben; thut er das, er büßt weder Leute noch Vieh. Und spricht man, er habe nicht gerufen: das soll er bezeugen mit drei Zeugen und hat er die nicht, so soll er's bereden mit seinem Eid.

Also ist es mit einem Wagen; was darauf liegt und fällt auf einen, der da stirbt; hat der Fuhrmann dreimal gerufen — er ist unschuldig.

Jagt jemand einen Vogel auf dem Wege, da keine Leute zu gehen pflegen, mit werfen oder mit schießen, und trifft einen Menschen, der davon stirbt, er verwirkt damit weder seine Gesundheit, noch seinen Leib. Ruft man ihn aber an, daß er weder werfen noch schießen soll, und achtet er nicht darauf, man soll über ihn richten, wie über einen, der mit seiner Hand jemand erschlagen hat.

20. Schlägt einer sein Lehrkind mit Gerten oder mit der Hand, ohne daß es blutet, da thut er wider niemand; macht er es bluten in der Nase, er büßt niemand darum; macht er es aber bluten anderswo ohne Ruthe, er büßt es den Freunden und nicht dem Richter. Schlägt er es zu tot, man soll ihn bessern um das Haupt, weil keiner sein Lehrkind mit mehr als 12 Ruthenschlägen züchtigen soll.

54. Das Gränzsteinsetzen. Im Sommer des Jahres 1852 waren wir an unserm Spielplatze. Da erregte unsere Aufmerksamkeit ein kleiner Zug, der unweit von uns vorüber kam. Neugierig liefen wir auf denselben zu, und bemerkten, daß es der Bürgermeister und der Baumeister mit einigen Arbeitern waren. Wir folgten ihnen in einiger Entfernung und nach ungefähr einer halben Stunde machten sie halt, und die Arbeiter

giengen daran ein Loch zu graben. Nun kamen wir auch näher, und sahen einen Gränzstein, welcher eingesetzt werden sollte.

Als das Loch fertig war, lockten uns die Arbeiter unter dem Vorwande, daß wir ihnen helfen sollten ganz nahe zu dem Loche. Schnell bereit, wo es galt unsere Kräfte zu zeigen, giengen wir hin, aber in demselben Augenblicke fühlten einige von uns sich von starken Händen gepackt, und ehe wir es uns versahen, wurden wir einer nach dem andern mit dem Kopfe in das Loch gesteckt, unter dem Gelächter unserer Kameraden. Nachdem wir so einige male wider unseren Willen baumgestanden [1]) waren, fragte man uns ob wir uns die Gränze gemerkt hätten, und dann ließ man uns laufen. Wir eilten unserem Badeorte zu, um uns von der anhängenden Erde zu reinigen.

(Von einem Knaben erzählt, der gebürtig ist aus Obernberg in Oberösterreich, wo ihm das erzählte begegnet ist.)

In Mauer u. a. Orten Niederösterreichs wird alle Jahre zu Georgi „g'mäch putzt." Dieses G'mächputzen besteht darin, daß ein Ortsvorsteher mit Männern aus der Gemeinde die Gränzsteine besichtiget. Ihnen folgen gewöhnlich eine Anzahl Knaben; diejenigen welche zum erstenmale mitgehen, werden von der erwachsenen „gelunznet." Das „lunzne" besteht darin, daß die Knaben an Kopf und Beinen angepackt, einigemal mit dem Hintern an die Gränzsteine geschwungen werden, damit sie sich merken, wo die Gränze ist. Abends geht's dann ins Wirtshaus, wo auch den Knaben ein Trunk verabreicht wird.

(Mündlich, aus Mauer. Vergl. Grimms deut. Rechtsalterthümer Seite 545. 546.)

1) Oberösterreichisch: auf dem Kopfe stehen.

C. Geburt. Hochzeit. Ehe. Krankheit. Tod und Begräbnis.

55. Hat ein Kind das Licht der Welt erblickt, so wird dem erbetenen Taufpathen ein Stock mit einem weißen Bande vor das Hausthor gesteckt. Mit diesem Stocke geht der Pathe in die Kirche zur Taufe. (Mank in Niederösterreich.)

56. Wenn am „unschuldigen Kindertag" Federgewölk (Gschöflet) am Himmel ist, so haben die Wöchnerinen ein unglückliches Jahr; insbesondere sterben viele Buben. (Zürich.)

57. Wenn junge Kinder zuweilen hohe Brüste haben, so bilden sich die Weiber ein, die Kinder werden vom Schrätteli oder Doggeli gedrückt. Um das zu vertreiben, legen sie den Kindern ein Messer unter das Kopfküssen.

(Schweizerbote Nr. 31 von 1808.)

Wenn du deine Kinder vor dem stelen bewaren willst, so must du ihnen das erste mal die Nägel an den Fingern nicht abschneiden sondern abbeißen.

Um die Kinder an Schamhaftigkeit zu gewöhnen, muß man den Säugling unmittelbar nach seiner Geburt unter eine Bank legen. (Appenzell.)

Soll ein Kindlein recht früh und gut reden lernen, so tränke man es fleißig mit seinem eignen Badwasser, das löset die Zunge. (Appenzell.)

58. „Als da an einigen Orten (des Kt. Zürich) bei Wegnehmung des Kindes von der Mutter (um es zur Taufe zu tragen) eine dreimalige Frage geschickt; da man fast durchgehends ein Kind, das in der zwölften Stunde geboren wird, für unglücklich hält; da man an gewissen Orten bei Ausgießung des Wassers, darin das Kind gebadet worden, zu sin-

gen pflegt, in der Einbildung, dasselbe werde hernach ein geschickter Sänger werden." (Herrliberger Kirchengebräuche (1746.)

59. In der Nacht vor einer Hochzeit richten die Bauernburschе vor dem künftigen Wohnhause der Brautleute zwei Bäume auf. Diese werden mit einem rothen Bande so verbunden, daß niemand ohne das Band wegzunehmen in das Haus treten kann. Nach der Hochzeit wird es im beisein der Ältern von den Vermählten gelöst.

Auch wird an das Thor jenes Hauses, in welchem eines von den Brautleuten einst ein Liebesverhältnis gehabt hat, ein Strohmann angenagelt und die Thürschwellen werden mit Sand bestreut.

Vor dem Hause der Brautleute neben den Bäumen steht ein mit einem weißen Tuche bedeckter Tisch, auf welchen gewöhnlich folgende Dinge gelegt werden: Brot, Messer, ein Wassergefäß, Rosenkranz, ein Bündel Stroh, eine Spule, einige Kupferkreuzer, einige Disteln und ein Gefäß mit Dreikönigswasser. (Mank in Niederösterreich.)

In der nördlichen Schweiz herrscht folgender Aberglaube:

60. Wer an einem Freitage heiratet, kann sich auf eine kinderlose Ehe gefaßt machen, und er wird häufig an diesem Tage vom Kopfweh geplagt werden.

61. Brautleute dürfen, wenn sie zur Kirche gehen, um sich trauen zu lassen, sich nicht umsehen, sonst bekommen ihre Kinder krumme oder dicke Hälse.

62. Wenn das Weib in dem Haushalte die Herrschaft führen will, so muß es während der Trauung den Mann auf den Fuß treten.

63. Giritz heißt Kibitz. Ein Giritzeriet ist ein Moor,

auf dem Kibitze fliegen, die man wohl scherzweise für metamorphosierte alte Jungfrauen ausgibt. Die Redensart: „auf das Giritzemoos oder Giritzeriet kommen“ wird von Mädchen gesagt, die keine Männer bekommen. In Luzern und Uri werden öfter unter der Benennung „Giritze-Moos“ schnackische Fastnachtsspiele zum Trotz alter, besonders verhaßter Mädchen unter wildem Gelärm getrieben. (Stalder Idiot.)

64. Wenn am Morgen eine Elster auf dem Hause erscheint und viel schreit, so werden gewis an selbigem Tage die Eheleute in Streit gerathen.

65. Wenn eine Wöchnerin vor der 6. Woche unter der Dachtraufe weggeht, so bekommt sie geschwollene Füße.

66. Wenn zwei Brautleute, während der Pfarrer sie einsegnet, so weit von einander stehen, daß man zwischen beiden durchsehen kann, so kommt der Teufel dazwischen und es wird eine unglückliche Ehe sein.

67. Wenn man einer gestorbenen Wöchnerin ihre Trauerkeider nicht anzieht, so wird sie dieselben nach ihrem Begräbnisse fordern; sie kommt nicht zur Ruhe, bis sie dieselben erhalten hat.

68. Die Suppe einer Kindbetterin muß nothwendig von einem ganz schwarzen Huhn sein, wenn sie ihre Wirkung thun soll. (Appenzell.)

69. Bei dem ersten auftreten der Cholera erzählten sich die Leute folgende Begebenheit. In einem Dorfe lebte einst ein Bauer, welcher einen stummen Sohn hatte. Da dieser nun seinem Vater in nichts anderem behülflich sein konnte, so muste er ihm täglich seine ziemlich zahlreiche Schafherde auf die Weide treiben. Eines Tages als der stumme Knabe draußen auf der Heide seine Schafe hütete, kam ein schön ge-

kleideter Herr auf ihn zu, und bat ihn, ihm doch eines seiner Schafe zu schenken. Kaum hatte der Fremde diese Worte zu dem Knaben gesprochen, so fühlte dieser seine Zunge gelöst, und konnte von Stund' an sprechen. Er sagte nun dem Fremden, daß er erst seinen Vater um Erlaubnis fragen müsse, und gieng nach Hause. Sein Vater war so erfreut darüber, daß sein Sohn sprechen konnte, daß er dem Knaben befahl, dem Fremden alle Schafe zu schenken. Als der Knabe draußen angekommen war, bot er dem Fremden alle Schafe zum Geschenk an. Der Fremde jedoch wollte nur eines, und nachdem er es getötet hatte, vergrub er es in die Erde, und steckte drei Wachskerzen auf das Grab. Hierauf sagte er zu dem Knaben, daß die Kerzen so lange brennen würden, bis das Schaf verweset sei. Als nun die Kerzen verbrannt waren, stieg eine weiße Frau aus dem Grabe herauf. Diese hatte drei Wachskerzen auf der Brust, und die Leute zündeten ihr eine derselben an. Sie bedankte sich dafür, und sagte, es sei ein Glück, daß die Leute die anderen beiden Kerzen nicht auch angezündet hätten, weil sonst drei Theile der Menschen an der Cholera gestorben wären; jetzt hingegen, da sie nur eine Kerze angezündet hätten, würde nur ein Theil der Menschen sterben.

(Mündlich aus Korneuburg bei Wien. Die weiße Frau ist offenbar eine von den drei Schwestern; sie können die Pest verbreiten aber auch abwenden; vergl. Panzer, bair. Sag. I. S. 356 fg. Ausführliches darüber in Grimms Myth. 1133 ff.)

In der nördlichen Schweiz findet sich folgender Glaube:

70. Wer ein Messer mit einem weißen Heft bei sich trägt, wird niemals an Kolik leiden.

71. Das sicherste und schnellste Mittel, sich des Fiebers zu entledigen, besteht darin, daß man ein Stück Geld, auf

welchem sich ein Kreuz befindet, in der Umgebung einer Kirche oder auf einem Kreuzweg auf den Boden legt. Man muß aber dabei ein gewisses Gebet hersagen. Wer dann das Geld aufhebt, nimmt auch das Fieber mit sich.

72. Hast du einen Kropf, so stelle dich mit dem Gesicht gegen den Mond, nimm einen Stein, der vor dir liegt, bestreiche damit den Kropf dreimal und wirf ihn hinter dich. Thue dieß bei drei zunehmenden Monden nach einander, dann ist der Kropf verschwunden.

73. Der Biß eines Hundes wird geheilt, wenn man dessen Haare auf die Wunde legt.

74. Wenn du Warzen hast, so nimm einen Faden, umwickele sie damit und wirf ihn unter die Dachrinne. Wenn der Faden verfault, so gehen auch die Warzen weg.

(Auch Volksglaube in Westfalen und vielen a. O.)

75. Die Märzflecken vertreibt man, wenn man auf einen Gottesacker geht und sich mit den Wasser wäscht, das sich auf den Leichensteinen befindet.

76. Garn, von Mädchen gesponnen, welche blonde oder schwarze Haare haben und noch nicht 8 Jahre alt sind, besitzt wunderbare Eigenschaften. Die davon gewobene Leinwand schützt gegen Reumatismus und Gicht, auch gegen Zaubereien. Wer Hosen davon trägt, dem schaden weder Schuß noch Hieb; wenn man ein Gewehr damit ladet, so wird man sein Ziel nicht verfehlen.

77. Wenn die Mutter den ersten Zahn verschluckt, welcher ihrem Kinde ausfällt, so bekommt es sehr schöne Zähne. Wenn man ißt, während zu Grabe geläutet wird, so bekommt man Zahnschmerzen.

78. Wenn in einem Hause ein Mensch stirbt, so muß man sogleich ein Fenster öffnen, damit die Seele hinaus fliegen kann. Wird die Leiche fortgetragen, so muß man derselben entweder Wasser nachgießen und die Thüren und Fenster schließen, bis sie begraben ist, oder auf alle geschlossenen Thüren drei Kreuze machen, sonst würde es im Hause spuken.

79. Dem Toten muß man den Kamm, womit er sich bei Lebzeiten kämmte, ins Grab mitgeben, sonst werden einem andern, wenn er sich damit kämmen würde, die Haare ausgehen wie dem verstorbenen.

80. Ein gutes Mittel gegen Rückenschmerzen ist, wenn man sich im Frühjahre beim ersten Donner auf die Erde niederwirft, und sich einigemal auf dem Boden herumwälzt.

81. Ein Mittel gegen den Schwindel ist, wenn man eine Zwiebel (Böllen) bei sich trägt.

82. Im Kt. Glarus ist es Sitte, das Bett sterbender, bei denen der Todeskampf lange dauert, unter den Hausfirst zu stellen und nach dem verscheiden ein Fenster zu öffnen.

83. Fast überall unter dem Landvolke in der Schweiz ist der Glaube, daß manchen Quacksalbern, besonders Viehärzten, übernatürliche Mittel nnd Kräfte zu Gebote stehen. Man nennt es Lachsnerei. Die Lachsner geben vor, sie besäßen allerlei geheimnisvolle Mittel, und das Landvolk bauet steif und fest darauf, mehr als auf die Aussagen gebildeter Ärzte.

(Im altdeutschen heißt lâhhî Wundarzt, Arzt; lachin heißt Arznei, lâhjan heilen; nord. laeknari heißt Arzt. Vergl. Gr. Myth. 1103.)

84. Ist in Mank (Nied. Österr.) jemand gestorben, so

stellt man ein, aus Stroh gemachtes, s. g. Leichhuhn oder Todtenhuhn auf die Straße.

(Sollte dieß ein symbolisches Opfer sein und in heidnischer Zeit dem Donar gegolten haben? Vergl. Kuhn, nordd. Sagen S. 516. Gr. Myth. 1087.

85. Ist dort der Herr des Hauses gestorben und ist die Witwe nicht im Stande die Wirtschaft fortzuführen, so hängt sie die Schlüssel des Hauses an das Hausthor.

86. In früheren Zeiten kam es in Graubünden öfters vor, daß Verstorbene sich während des Begräbnisses ihrer Leichen zeigten und die erschrockenen Leidtragenden anredeten. Im siebzehnten Jahrhundert starb in Mayenfeld ein Ritter, Namens Molina. Als die Träger seines Sarges bereits sein Haus verlassen und den Weg zum Gottesacker angetreten hatten, hörte man ein Fenster der Wohnstube sich öffnen. Ritter Molina, wie er geleibt und gelebt hatte, sah aus dem Fenster heraus und fragte die Träger ganz laut und freundlich, ob sie schwer haben. (Mündlich.)

87. Allgemein in Graubünden herrschte früher der Glaube und herrscht vielerorten noch heutzutage, daß man den Todesfall des Hausvaters oder der Hausmutter den Bienen, welche zum Hause gehören, anzeigen müsse, weil sie sonst ausfliegen und eine andere Heimat suchen. Deshalb wurde von einem der nächsten Anverwandten die Trauerbotschaft den Schwärmen in aller Form gebracht und vorgetragen. (Mündlich.)

88. Es ist allgemeiner Glaube der Bewohner des österreichischen Hochgebirges, daß die Seelen der Gerechten durch ihren Schutzengel über einen Regenbogen in den Himmel geleitet werden.

(Ziska, österr. Volksmärchen S. 49. 110. Gr. Myth. 696.)

D. Vorzeichen, Ahnungen, Nachtvolk.

89. Eine Henne die krähet, darf man nicht leben laſſen, denn ſie bringt Unglück. Meiſtens ſtirbt jemand.

(Nied. Öſterr. Vergl. Panzer I. S. 258 Nr. 30. Grimm Myth. 1067.)

90. In Glarus ſind Krähen, Elſtern und Spechte todverkündende Vögel; ſetzen ſie ſich auf ein Haus, in welchem ein Kranker liegt, ſo künden ſie ihm den Tod an.

91. Weiße Gemſen, die dem Jäger in den Alpen begegnen, ſind ihm Todesboten. Kommt ein Jäger im Gebirge ums Leben, ſo heißt es gewöhnlich, er habe auf ſeiner vorletzten Jagd eine weiße Gemſe geſehen.

92. Ebenſo iſt das knarren von Wänden und Boden von ſchlimmer Vorbedeutung; das blühen der Hauswurz im Garten oder auf dem Dache, das ſchlagen der Glocke während des Betglockenläutens u. ſ. w. (O Heer.)

93. Viele glauben, man dürfe die Elſter (Ägeſt) nicht ſchießen, weil ſich oft Hechſen in Elſtern (Ägeſta) verwandeln und dann der Schuß auf den Schützen zurückfalle. Es gibt wohl auch ſolche, die es für eine üble Vorbedeutung halten, im Falle ſie des Morgens beim öffnen des Fenſters oder bei irgend einer Unternehmung eine Elſter erblicken, beſonders wenn ſie ihren unangenehmen Geſang („rätſche") hören läßt.

D'Ägeſta rätſchid, es geb en Chib (die Elſter krächzt, es gibt einen Auswiſcher, Zank). (Appenz.)

94. Hühneraugen (am Fuße) heißen Elſteraugen (Ägeſtanaug). Um ſie zu vertreiben, muß man da wo eine Elſter ſaß, ausrufen: Zigi, zigi, Ägeſt, i ha dreu Auga, ond du gad zwä, ha, ha! (Ich habe drei Augen, und du nur zwei.)

95. Wenn's recht Aug bißt,
geds (gibt's) nebes gfreuts;
wenn 'lengg Aug bißt,
geds nebes keits (gefehltes, unglückliches).

(Appenz. Grimm Myth. 1071.)

96. Wenn der nämliche Vogel, z. B. die Elster mehrere male um ein Haus herumfliegt, so wird im Laufe des Jahres jemand in demselben Hause sterben. (Zürich.)

97. Die Jäger glauben, daß das Blut der Gemsen, warm getrunken, ein Zaubermittel gegen Berggefahren sei und vor Schwindel, Schwäche u. a. Unglück schütze. Viele Gemsjäger führen darum ein ledernes Trinkgeschirr bei sich um sogleich den Bluttrank darin aufzufangen. Auch erwarten die Gemsjäger vom tragen der wunderlichen, aus Haaren und Pflanzenfasern zusammengesetzten Ballen, die sie zuweilen im Magen der Gemsen finden, Schußfestigkeit.

98. Wenn d'Ohra lütit (wenn es in den Ohren klingt), so wird in der ferne von der betreffenden Person gesprochen.

99. Die Zahl 13 ist ominös. Viele scheuen sich, zu 13 an einem Mahle zu sitzen, weil sie glauben, es stürbe dann bald einer von ihnen.

(Im „Dornröschen" treten 13 weißagende Frauen auf, die 13. ist Verderben bringend.)

100. Wenn sich der Goldschmied in den Wänden hören läßt, der ein Geräusch macht wie wenn eine Uhr gienge, so stirbt einer aus der Verwantschaft. (Kt. Bern.)

Wenn eine Eule vor das Fenster kommt und Trauertöne hören läßt oder an die Fensterscheiben pickt, so stirbt bald jemand aus dem Hause. (Kt. Bern.)

Dasselbe glaubt man, wenn eine Krähe häufig auf den First oder auf das Kamin kommt und schreit, als hätte sie Mangel an Nahrung. Dasselbe meint man, wenn es in den Wänden knallt, oder wenn an der Hausthüre geklopft wird. Man schreibt das einem Gespenste zu.

101. Auch hält man es für ein Todeszeichen, wenn die Falle an der Thür einer Krankenstube auf- und niedergeschlagen wird, oder wenn die Thür von selbst auf- und zugeht.

102. Wenn ein lasterhafter Mensch sich plötzlich bessert, so sagt man, das sei eine Änderung vor seinem Tode, und er werde bald sterben.

103. Wenn Theuerung, Tod, Krieg bevorstehen, so läßt sich im Zuger-See ein Fischungeheuer sehen, so lang wie ein Eichbaum.

104. Gegenüber der großen Gemeinde Schuls (Scuol) im Unterengadin mündet das Thal Scarla zwischen den himmelhohen Bergen Bisoc und St. Jon aus. Scarla ist ein Bergthal mit einigen bewohnten Häusern, wo noch in diesem Jahrhundert und aber besonders in früheren Zeiten Silber gegraben wurde. Daselbst wohnte einst ein armer Mann mit seinem Weib und einem siebenjährigen Knaben. Es war Sommer und der Mann verdiente sein Brot als Hirte in einer benachbarten Alp. Die Mutter bearbeitete das wenige Feld, das sie besaßen. Das Haus, das sie bewohnten, war alt und baufällig und drohte einzustürzen. In einer Nacht weckte der Knabe die Mutter mit den Worten, es habe ihm geträumt, er sehe einen weißen Mann, der sage zu ihm: macht euch schnell auf und fliehet, denn das Haus wird bald einstürzen. Die Mutter beruhigte das Kind und es schlief wieder ein. Nach einer Weile wiederholte der Knabe das nämliche, aber die Mutter beruhigte ihn auch dießmal wieder. Bald darauf wachte er

wieder auf, sprang aus dem Bett und rief: Mutter, Mutter, komm schnell, der weiße Mann hat mir zum Fenster herein „gewunken", wir sollen eiligst fliehen. Da wurde die Mutter unruhig, stand auf und wollte sich anziehen, aber der Knabe zog sie fort und sagte, komm schnell, nimm die Kleider unter den Arm, denn es ist keine Zeit mehr zum anziehen. Sie flohen und kaum waren sie vor dem Hause, so fiel das Gewölbe des Hauses zusammen.

(Mündlich. Träume sind, gleich den Vögeln, Boten der Götter. Grimm, Myth. 1098.)

105. In Oberösterreich herrscht noch der Glaube an Leichenseher. Diese müßen in der Silvesternacht geboren sein. Sie wissen immer vorher, welche Personen dieses Jahr sterben werden und sind daher immer traurig, weil jede Freude, welche sie genießen wollen, ihnen durch einen Leichenzug, den sie im Gedanken sehen, getrübt wird.

So erzählt man sich im Dorfe Gumping in Oberösterreich von einer Magd, daß sie immer, wann jemand aus dem Dorfe starb, einige Tage vor dem Todesfall einen Leichenzug bemerkte, welcher sich in derselben Ordnung bewegte, als er dann bei der Begräbnisfeier des Verstorbenen wirklich statt fand. Eines Tages fiel den Hausbewohnern die große Traurigkeit der Magd besonders auf; denn sie war noch ernster als gewöhnlich. Da sagten die Knechte spottweise zu ihr: „Du hast wahrscheinlich wieder eine Leiche gesehen?" Sie aber antwortete, sie wisse gewiß, daß jemand aus dem Hause bald sterben würde.

Man legte aber ihrer Ahnung keine Bedeutung bei, und beachtete sie nicht weiter.

Aber sie sollte ihnen nur zu bald ins Gedächtnis gerufen

werden; denn an demselben Tage stürzte ein Kind des Pächters aus dem Fenster und starb auch bald darnach.

Die Magd wurde aber immer trauriger und stiller, und als man sie um die Ursache fragte, sagte sie, dieser Leichenzug sei nicht der, den sie im Gedanken gesehen, sondern bei jenem habe sie einen großen Hund bemerkt, welcher hinter dem Sarg einher gieng.

Auch diese Ahnung sollte bald in Erfüllung gehen, denn bald darauf starb der Pächter und bei seiner Begräbnisfeier bemerkte man hinter dem Sarge seinen treuen Hund, welcher traurig der Leiche seines Herrn folgte, sich dann auf sein Grab legte und auf demselben starb. Auch andere Personen, welche nicht in der Silvesternacht geboren sind, sollen erfahren können, welche aus der Gemeinde in dem Jahre sterben werden. Sie gehen nämlich in der Silvesternacht auf den Friedhof, sehen durch einen Sargdeckel, in welchen durch ausstoßen eines Astes ein Loch gemacht wird. Durch das Loch soll man dann die Personen vorüberwandeln sehen, welche dem Tode für dieses Jahr bestimmt sind. (Mündlich.)

106. In den Jahren 1701 und 1702 sind gegen 30 Erdbeben im großen Thal des Kt. Glaris verspürt worden. Einst hörte ein Bürger im Lintthal um Mitternacht eine unbekannte Stimme, die ihn mit Namen rief. Er erwachte, sah zum Fenster hinaus und erblickte einen Menschen (oder Geist) der mit einem Licht in die seiner Wohnung nahe gelegene Kirche gieng. Nachdem dieser Lichttrager die Thür hinter sich zugeschlossen, stand die Kirche in vollen Flammen. Am Morgen war nicht das geringste Merkzeichen des Feuers warzunehmen.

Zu einer andern Zeit ist sechs Knaben, welche nach der Kirche gehen wollten, die Kirche vorgekommen, als wollte sie

einfallen, und als wollte ein Stein nach dem andern sich ablösen. (Scheuchzers Bergreisen.)

107. Unter Nachtvolk stellt man sich im Berner Lande einen Geisterzug vor, der durch sein erscheinen meist einen nahen Todesfall verkündigt.

Es gieng einmal ein Bauer von Habkern auf die am Fuße des Hochgant liegende Alp Älgäu, um seine Kuh zu suchen. Er fand sie und auf dem Heimwege überfiel ihn die Nacht. Als er auf die Wydegg kam, gieng er in eine Hütte, band seine Kuh in den Stall und legte sich auf die Bühne in das Mos. Um Mitternacht hörte er ein Gebrumme von einer sich der Hütte nähernden Menschenmenge. Man sprengte die Thür auf, stellte einen schwarzen Sarg in die Hütte und machte ein Feuer an, welches bis zum Dache emporloderte. Dann sagten die Männer zu einander: Dort im Stalle ist eine Kuh, wir wollen sie schlachten und ihr Fleisch braten. Das geschah, und als sie gegessen hatten, sagte einer: Wir wollen doch jenem Manne auf der Bühne auch davon geben, damit er sich labe. Wirklich brachten ihm zwei Männer einen Teller voll Fleisch. Der war froh daß ihm selbst kein Leides geschah und aß das Fleisch. Nachher luden die Männer den Leichnam wieder auf und zogen fort. Das Feuer erlosch von selbst. Am Morgen als der Mann aufstund und in den Stall kam, sah er zu seinem großen erstaunen die Kuh frisch und gesund im Stalle stehen; doch als er näher untersuchte, fand er, daß gerade das Stück Fleisch, welches er in der Nacht gegessen hatte, ihr aus Hirterleibe genommen war, was der Kuh jedoch gar nichts schadete.

Ein Mann, Namens Ulrich Zurbuchem, ebenfalls aus Habkern, behauptete, er habe das Nachtvolk öfters gesehen:

es habe unter leisem Gerede einen Leichnam umhergetragen. In diesem erkannte er einen Bekannten, den er aber noch lebend wuste. Er muste bald darauf erfahren, daß dieser der erste war, der im Dorfe starb. Einmal aber konnte er den Leichnam nicht erkennen, und kurz darauf starb er selbst.

Mündlich. Vergl. Vonbun, Volksf. aus Vorarlberg S. 27. Rochholz aarg. Sag. Nr. 229.

108. Wenn das Nachtvolk durch die Dörfer zieht, so klopft der Tod an den Thüren. Wehe dem, der ihm Antwort gibt, denn er muß mit dem Nachtvolk ziehen und stirbt dann bald. Wer dem Nachtvolk begegnet, sehe wohl zu, daß er ihm rechts ausweicht, sonst ergeht es ihm schlimm.

(Mündlich, aus Graubünden.)

109. In Graubünden heißt man diese herumziehenden Nachtgeister auch Totenvolk. Um Mitternacht zieht zu Zeiten das Totenvolk umher, voran der knöcherne Tod mit der Geige, hinter ihm her alle diejenigen, welche in diesem Jahre sterben. Zur Zeit der Pest, genannt der schwarze Tod, hörte ein Mann im churwalder Thal Nachts eine leise Musik vorüberziehen, er sprang auf, schlüpfte mit einem Bein in die Hosen, eilte ans Fenster, zog das Schieberchen und erblickte das Totenvolk und unter ihm viele seiner Bekannten und am Ende des Zuges sich selbst nur mit dem einen Bein in der Hosen. Bleich und starr vor Schrecken sank er zurück. Er prophezeiete dann, daß er der letzte sein werde, der an der Pest sterbe, und so geschah es auch. Schon mancher hat mit grausen das Totenvolk gesehen.

Die Meßmer (Küster) sehen das Totenvolk auch in der Kirche, sowohl Verstorbene als solche, die bald sterben werden. So war namentlich auf Davos noch in letzter Zeit ein Meßmer, der sehr oft, wenn er Abends in die Kirche trat, um durch dieselbe sich in den Turm zu begeben um zu läu-

ten, die Bänke voll Geister sah. Er erkannte auch solche, welche noch lebten, aber dann bald starben. Einigemal sagte er so etwas aus, darüber zürnte dann das Totenvolk, und wenn er dann durch die Kirche trat, drängten die Geister sich dicht um ihn und drückten ihn so, daß er fast von Athem kam. Davor fürchtete er sich und hütete sich dann mehr auszusagen.

(Mitgetheilt von Chr. Tester in Chur.)

110. Auch in Wallis kennt das Volk diese Erscheinung, unter dem Namen Totenschar. Man warnt die Kinder, sie möchten sich ja nicht quer über gewisse Fußwege legen, weil da die Totenschar vorbeiziehe. Man bezeichnet namentlich im Lötscherthale einen Weg, der selten betreten wird und doch immer wie frisch betreten erscheint; dort ist ein Berghäuschen, dessen Thür man nie geschlossen findet; und eine Öffnung in der Mauer, durch welche die Schar zieht, kann nie fest zugemauert werden.

Einmal waren zwei Kinder, welche auf einem solchen Kreuzwege einschliefen. Bald hörte das eine, das mittlerweile erwacht war, von weitem ein Geräusch zusammenschlotternder Gebeine und mehrere betende Stimmen. Das Geräusch kam immer näher, und nun hörte das Kind, daß eine Stimme fragte: sollen wir die Kinder aufwecken? Nein, antwortete eine zweite, eines von denen wird uns bald nachfolgen. Und die Schar zog vorbei. Das Kind hatte nichts gesehen. In 14 Tagen war es eine Leiche.

Um solches zu hören, muß man in der Quatemberzeit geboren sein.

In Sitten gieng einmal einer um Mitternacht über den Kirchhof. Es war sehr dunkel. An einer Ecke desselben sah er eine Schar in Bußkleidern mit brennenden Kerzen in der Hand, die sich zur Prozession anschickten. Auch ihm bot man

eine Kerze an und er muste den Zug mitmachen. Zuletzt gieng der Zug in die Theodulskirche und alle löschten ihre Kerzen aus; auch dem Fremden forderte man die seinige ab; er hatte sie aber fallen lassen und da fand es sich, daß einem der Bußgänger ein Bein fehlte. Die Turmuhr brummte eins und alles verschwand. (Mündlich.)

111. Auf der Ostseite des Emmenthales soll man von Zeit zu Zeit einen Leichenzug sehen. Der Zug kehrt allemal bei dem dort gestandenen Schlosse ein und hält eine Mahlzeit. Alle Geister sind weiß gekleidet und jeder hat eine schwarze Kappe unterm Arm. Nach der Mahlzeit stürzt sich dann der ganze Zug über eine nah gelegene Fluh, und dann vernimmt man ein ächzen und stönen. Die Leute meinen, es sei ein gestorbener Zwingherr mit seinen Dienern, der wegen seiner ungerechten Handlungen sich immer über die Fluh stürzen müße. Allemal folgt anhaltendes Regenwetter darauf.

(Mündlich Vergl. dazu oben Nr. 47 und 48.)

E. Zauber. Gestirne. Wetter. Wünsche. Segen.

112. Was die Zauberer können und nicht können.

(Aus dem „Tractat von der Bekanntnuß der Zauberer vnd Hexen." Latein von Dr. Binsfeld, deutsch durch Bernhart Vogel. München bei Ad. Berg 1592, Blatt 22 ff. Vergl. Grimm, Myth. 1020 ff.)

Zauberer und Schwartzkünstler thuen nicht wahrhaffte Miracel, sondern allein wunderbarliche Ding.

Die Schwartzkünstler unnd Zauberer künnen die Materie nicht auß einer Form inn die ander verändern, oder deutlicher: Die Zauberer künnen nit, ohn Mittel durch Krafft und Würkung deß Teuffels in natürlichen oder leiblichen Dingen ein natürliche Gestalt eintrucken.

Die Zauberer können durch Macht deß Teuffels, weder sich noch andere Menschen wahrhafftigklich und wesentlich, in Wölff, Katzen, oder dergleichen Thier verändern.

Zauberer und Schwartzkünstler können durch deß Teuffels Gewalt, Frösch, Schlangen, Mucken, Schnacken, und dergleichen andere unvollkommenliche Thierlein machen, welche nach philosophischer Lehr auß Verfäulung wachsen.

Zauberer oder Zauberin treiben Werck der Unzucht mit dem Teuffel.

Die Zauberer können durch Hülff deß Teuffels, die Fruchtbarkeit zwischen den Ehleuten oder andern Personen verhindern.

Die Zauberer können durch Hülff deß Teuffels Krankheiten machen, die Menschen mit jrer Zauberey umbbringen, und das Vieh tödten.

Die Zauberer unnd Unholden können viel Krankheiten hailen, denen kein Doktor oder Artzney helffen mag. Aber nicht alle.

Ob wol die Zauberer und Teuffelsbanner können viel Krankheiten hailen, und offt zugefügte Zaubereyen abwenden, obschon nicht alle, so ist doch nit billich umb entledigung solcher Krankheit zulauffen, wer aber das Widerspil thut, sündiget schwerlich.

Schwartzkünstler unnd Zauberer, können durch deß Teuffels Gewalt underwiesen, Wetter machen, Regen, Donner, Hagel und Schaur, und andere dergleichen Ding, die sich in dem Lufft und Element zutragen, herfür bringen.

Welche auß vorgehender verstanden, Schwartzkünstler unnd Zauberer können machen und anrichten, Unfruchtbarkeit und auch mangel an allen denen Dingen, so zu deß Menschen Leben von nöten seyn.

Die Zauberer Hexen und Unholden werden offt dem Leib nach, warhafft unnd wesentlich von einem Ort zum andern, zu jhrer Versamblung getragen.

Sie werden nit allzeit leiblich zu jhrer Versamblung geführet, sondern geschehen bißweilen Verblendung in der Imagination und Fantasey.

113. In Wallis findet sich folgender Aberglaube.

Sobald eine Kuh rothe Milch gibt, oder gar die Milch verliert, eine Ziege des Nachts jämmerlich schreit, ein Schwein seine Borsten sträubt, so heißt es z. B. im Lötschenthal: di Chuo ischt' in d'Wind'n chon; beschi Lit heind mer z'Feh verderbt. Da muß zuerst der Pfarrer mit dem Beschwörungs-Ritual, der Stola und dem Weihkessel herbei, den bösen Geist zu beschwören, nachdem er vorher die rothe Milch gesegnet hat, die man der Kuh wieder eingibt; die Sennin betet das Ewangelium Johannis, zündet geweihte Wachskerzen an, bereitet eine Mixtur aus Kapuzinerpulver, gesegnetem Salz, Brot und Ignaziwasser, womit dann der böse Geist aus dem kranken Vieh getrieben wird. Der Stall muß mit gesegneten Palmen geräuchert werden.

In der Umgegend von Gundis, Ardon betrachtet man eine Flechtenart als Zaubermittel, um Schätze zu entdecken. Die Pflanze blühet nur in der Johannisnacht und schimmert wie das Johanniswürmchen. (Mündlich.)

114. Am Mittwoch würde in Grindelwald niemals ein Hirt zu Berge ziehen, weil dieser Tag für unglücklich gilt. Der Landmann behauptet, er sei gar kein Tag sondern bloß die Mitte der Woche.

Hechsen und Hechsenmeistern, welche in Grindelwald wie in Lauterbrunnen Strubel heißen, haben manchem etwas an-

gethan. Auf Rinderfeld an der Holzmattalp soll noch jetzt ein Simeler d. h. ein runder Umfang erkennbar sein, welcher der Hechsentanz genannt wird. Rings einen Schuh breit oder anderthalb sei kein Gras gewachsen, in der Mitte aber habe man eine Erhöhung gesehen, auf welche die Hechsen ihr Licht gestellt. (Mündlich.)

In der nördlichen Schweiz findet man folgenden Aberglauben:

115. Wenn man die Hand eines sterbenden Hechsenmeisters oder einer Hechse berührt, so muß man nach deren Tode sogleich in ihre Fußstapfen treten.

116. Die Holzüberreste eines verfaulten Sarges dienen in vielen Krankheiten und schützen gegen Hechserei. Wenn man ein wenig davon über den Stallthüren anbringt, so ist man sicher, daß weder Hechsenmeister noch Hechsen dieselben betreten. Allein um zu verhüten, daß sie gar nicht in den Stall kommen, muß man dieses Schutzmittel bei allen damit in Verbindung stehenden Öffnungen anwenden, was freilich sehr schwierig ist, indem die wohlbeleibteste Hechse durch das Astloch eines Brettes oder durch das Schlüsselloch einer Thüre hindurch kann.

117. Will man wissen ob jemand behechst sei, so soll man ihn an der Stirne lecken; schmeckt es salzig, so ist er behechst. Man nehme Kehricht aus 3 Winkeln einer Kirche, abgeschabtes von 3 Tischecken, und 3mal dreierlei Holz und räuchere damit die behechsten.

118. Wenn bei einer Kuh die Milch stark abnimmt, diese blaue Flecken bekommt und die Butter sich nicht davon will scheiden lassen, so ist das arme Thier behechst. Lasse die Kühe in ein Geschirr pissen, daß kein Tropfen verloren geht,

rühre dann den Harn mit einem alten Besen und schütte ihn darauf in der höchsten drei Teufels Namen in das Feuer, so wird die Hechse in dem Maße gequält werden, daß sie schnell der Krankheit ein Ende macht.

119. Ist ein Stier behechst, was man bald merkt, wenn er entweder wüthet oder lahm ist oder nicht fressen will, so schreibe man von außen und innen an die Stallthüre ein sogenanntes Alpkreuz oder einen Druidenfuß ✡ mache auf dem Herde Feuer an, werfe Gras oder Blumen vom Kirchhof hinein und schlage die Kühe mit einem Stock, an welchem Dörner sich befinden. So wird die Hechse gezeichnet und muß zu Grunde gehen.

120. Wird ein Thier von dem heimlichen Feuer oder Hechsenteufelschuß (Milzbrand) gequält, so soll um Mitternacht unter der Stallthüre ein Mann stehen, der die Kappe abziehen, mit derselben ein Kreuz durch die Luft machen und rufen muß: „Herr Teufel nimm's, dem Satan brings!"

121. Wenn die Pferde am Morgen schwitzen, wenn man in den Stall kommt, so ist es klar, daß dieselben bei Nacht von einem Teufel zu einem Höllenritt gebraucht sind. Dann muß man bloß einen schwarzen Ziegenbock in den Stall thun; der Satan zieht einen solchen dem besten Pferde vor.

122. Wenn eine Sternschnuppe fällt, so ist eine Person in Todsünden gestorben.

123. Will man, wenn es hagelt und das zerhauen der Hechsen nicht mehr helfen kann, seine Ländereien schützen, so nimmt man einen Spiegel, haucht dreimal darauf und sagt: Azod, Ariel, Mirei — und hält denselben gegen die unheilschwangere Wolke hin. Wenn diese dann sieht, wie schwarz und abscheulich sie ist, so wird sie vor sich selbst erschrecken und ohne Schaden zu thun davon eilen.

124. Wenn eine Hausfrau ihre Hühner vor dem Raubvogel, Marder und Fuchse schützen will, so muß sie, wenn sie ins Bett geht, die Sterne grüßen.

125. Wenn es am Charfreitage helles Wetter ist, so gibt es einen guten Sommer, regnet es aber, ein schlechtes Jahr. Regnet es am Auffahrts- oder Pfingsttage, so wird es 40 Tage oder 10 Sonntage regnen.

126. Im Kt. Zürich sagt das Volk: „Wart i will dir fürs Wätter lüte" (ich will dir fürs Wetter läuten) d. h. etwas verhüten, einen Strich durch die Rechnung machen.

(Vergl. oben Seite 315.)

127. Wenn ein Windsturm sich erhebt, so glaubt das Volk in Österreich, es habe sich einer erhängt, und der Teufel beutele ihn aus Freude hin und her. Dieser Glaube geht wahrscheinlich durch das ganze Alpenland. In der Schweiz ist dieser Volksglaube ebenfalls. Hat sich einer erhängt, so sagt man: ich hab's doch gedacht, der Wind gieng auch gar schrecklich. (Vergl. Kuhn S. 454 Nr. 404 fg. Grimm Myth. 515.)

In der nördlichen Schweiz herrscht der Aberglaube:

128. Die Wünschelrute, mit der du dir verschaffen kannst, was du verlangst, wird auf folgende Weise bereitet: Man nimmt in der Johannisnacht zwischen 11—12 Uhr einen Zweig der Haselnußstaude, der die Gestalt einer Gabel hat und gegen Sonnenaufgang gewachsen sein muß. Wer sie abschneidet, muß in dem Zeichen der Wage geboren sein. Dabei muß er gegen Sonnenaufgang blicken und sprechen: Gott grüße dich, du edler Zweig! Mit Gott dem Vater suchte ich dich, mit Gott dem Sohne fand ich dich, mit Gott dem h. Geiste schneide ich dich. Ich beschwöre dich, Ruthe, bei der Macht der allerhöchsten, daß du mir wollest zeigen was ich dir gebiete,

und solches sei so gewis und wahr
so rein und klar
als Maria die M. G. eine reine Jungfrau war,
da sie unsern Herrn Jesum Christum gebar.
Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heil. Geistes. Amen! (Vergl. Kuhn, nordd. S. Seite 393 (90). Grimms Myth. 927.)

129. Gegen die Feuersbrunst hat man folgende Mittel:

Man macht mit einem Haselstocke in einen Kreis zwei herzförmige Figuren, rings herum Kreuze. In die Herzfiguren zeichnet man A. G. L. A. d. h. Attah, Gibbohr Leolam Adonai (du bist stark in Ewigkeit, Herr!). Diese Worte muß man 7mal sprechen.

Oder man sagt:

Feuer steh still
Um Gottes will
Feuer ich gebiet' bei Kristi Blut,
steh still mit deiner Glut!
Feuer und Glut bei Kristi Leiden
Sollt ihr gleich das Haus da meiden,

130. Wenn Kinder ein kleines Weh, eine Wunde ꝛc. haben, so faßt die Mutter an jene Stelle der Hand ꝛc. und spricht:

Heile, heile, Säge (Segen)!
drei Tag Räge (Regen)!
drei Tag Schnee:
Thuet dem Chindli nümme (nicht mehr) weh!

(Zürich.)

---

131. In der Umgegend von Winterthur (Rickenbach) hatte eine Frau die Überröthe (Rose).

Mit einem Stück Scharlach rieb sie die Stelle kreuzweis und sagte dabei den Spruch:

Es stehen drei Lilien gut,
Besteh o wildes Blut!
Im Namen † † †

132. Segensspruch eines Hirten über sein Vieh am Morgen eines jeden Weidganges.

Ho, ho, ho!
Ho, ho, ho, hoe, ho!
Nehmet all' Tritt in Gottes Namen!
Lobe, ho, Lobe!
Nehmet all' Tritt in unser lieb Frauen Namen!
Lobe, Lobe! Heil'ger Krist!
Ave Maria, ave Maria!
Behüt Gott allem Leib und Seel, Ehr' und Gut,
was in die Alp gehören thut!
Es walt' Gott und unsre liebe Frau!
Es walte Gott und der heilig St. Wendel gut!
Es walte Gott und der heilig St. Antoni fromm,
daß nichts umkomm!
Ho Lobe!
Nehmet all' Tritt in Gottes Namen!
Lobe, Lobe!
Ho, ho, hoe ho! (Innere Kantone.)

F. Vermischtes.

133. In der Ortschaft Trabenigg (in Kärnten) zog einst eine Zigeunerbande nicht weiter, weil sie einen Besen vor einer Hausthür so angelehnt sahen, daß die Kehrseite nach oben stand. Als der Besen weg genommen war, wanderten sie ihres Wegs.

Auch in Niedersachsen (z. B. Volkmarsen) war es Gebrauch, daß der Besen quer vor die Thür gesteckt wurde, wenn man auf's Feld gieng. Man deutete dadurch an, daß niemand zu Hause sei. Die Hausthür wurde selten verschlossen.

In Volkmarsen (niedersächs. Landschaft Engern) nennt man das Fest Mariä Himmelfahrt auch Krautweihe (Krutwigge). Es werden Quendel, Dosten, Wermut u. dergl. Kräuter geweihet, die dann von den Hausfrauen als Heilkräuter verwendet werden. In meiner Jugend hörte ich oft den Spruch: „Kundeln un Dust sind der Hägsen unbewust." Man glaubt sich durch diese beiden Kräutchen vor den Hägsen schützen zu können. [1])

134. In der Landschaft Zürich nehmen manche, wenn sie über Feld gehen, ein wenig Brotrinde in die Tasche.

135. In Oberösterreich (Gmunden) darf das Brot nicht auf der obern Seite liegen, sondern es muß flach auf den Tisch gelegt werden.

136. Man sagt, die Wolfsmilch habe einst heilsam, mit viel mildern Säften, die Milch der Kühe um das doppelte vermehrt. Nun aber wird das scharfe Gewächs von keinem Viehe berührt.

137. Im Thale Grindelwald findet man wild und in Gärten die Nünhemmlere oder Neunhemmlerin (die Wurzelknolle von allium victoriale), die mit 9 Häuten wunderbar umschlossen ist. Die Landleute tragen die Wurzel gegen Hechsen in der Tasche; auch wird sie gegen Krämpfe und Zahnweh, in ein Tüchlein genäht, auf den Leib genommen.

1) Vergl. Grimms Sagen I. Nr. 65. Aus meiner Geburtsstadt Volkmarsen verzeichne ich hier noch einen Satz, dem heidnische Anschauung zu Grunde liegen muß. Man sagt nämlich von einem recht schlimmen Menschen: Dei Kerel is dem Duiwel ut der Kvitze hüppet (der Kerl ist dem Teufel aus der Kötze (Krechse) gehüpft (gesprungen).

(Gr. Myth. 800. 814.)

Folgendes aus der nördlichen Schweiz:

138. Wenn man in Gegenwart einer einäugigen Frau Erdäpfel pflanzt, so werden alle Erdäpfel einäugig und fast ungenießbar werden.

139. An einem Mittwoch und Freitag sollst du kein wichtiges Geschäft vornehmen und kein Kleidungsstück wechseln, weil der Mittwoch gar kein Tag, der Freitag aber ein ungerader Tag ist.

140. Die Zahl der herumschwärmenden Geister ist so groß, daß, wenn sie Körper hätten, auch nur so groß als der Kopf einer Stecknadel, ein großes Gedränge entstehen würde.

141. Willst du Glück im Spiele haben, so suche den Daumen der rechten Hand eines wegen Diebstal oder Raub hingerichteten zu bekommen, und trage denselben immer bei dir, so wirst du im Spiele immer gewinnen.

Reibt man mit dem Stricke eines gehängten den Rücken und die Brust ein, so ist man geschützt gegen Hechserei und Zauberei.

142. Wenn man den Nagel aus einem Sarge als Zahnstocher gebraucht, so wird man von dem Zahnweh befreit.

143. Will man machen daß die Tauben in einem Schlage bleiben und nicht davon fliegen, so lasse man sie in demselben aus einem Totenkopfe trinken oder nagle neben die Öffnung des Schlages ein Brett von einem Sarge.

144. Er heb alawil Geld, i glob er hei e n' Alruna. (Appenz.)

145. Die rotha Lüt hend en Tock (einen Tuck) meh as ander Lüt. Oder: die rothe Lüt hend siba Hüt, sechsmol meh as ander Lüt. (Appenz.)

146. Die wo si selb abthüend, sönd ame verwöschta Tag worda (die sich abthun, entleiben, sind an einem verwünschten Tage geboren worden). (Appenz.)

147. In Appenzell nannte man die Spitzmaus Bluetsuger, denn man glaubte, sie krieche den Kühen in den Bauch, verwunde sie an demselben und am Euter und sauge ihnen Blut aus.

148. Bosent nannte man in Appenzell noch im vorigen Jahrhundert ein unsichtbares Ungeheuer, welches in den Lüften schwebte und allerlei Lärm machte, z. B. schrie wie ein Kind, wie eine Katze, heulte wie ein Hund, kreischte wie die Krähen ꝛc. Man sagt, man müße sich auf den Boden legen, wenn es einem begegne.

149. In Appenzell gibts Leute, welche gewisse Katzen für Hechsen halten.

150. Das Thier welches in den Holzwänden nistet und klimpernde Laute von sich gibt (Totenuhr), heißt in Appenzell Tangelmannli oder Wandschmiedlein. Wenn das Thier pocht, so wähnt man, es gebe Veränderungen im Hause. Nach andern zeigt das klopfen des Holzwurms gut Wetter an.

151. Wenn es nur wenig stark donnert (tönderla), so glaubt man in Appenzell, daß es nur ein jauchzen zu Belebung der ganzen Pflanzenwelt sei.

152. Häxa chönid dör-ena Schlösselloch döra schlüffa. (Appenz.)

153. Die Raupe heißt auch Tüfelschatz. Die Kapuziner gaben den Kindern das Töfelsjagerli, damit sie vom Teufel nicht besessen werden.

154. Kind heißt in Appenzell (u. a. O.) Gof. Man glaubt, „wenn d' Gofa vo Chod Chügeli machid, so schlod's Brot (ond's Schmalz) uf."

155. Wenn die Sonne in den Regen scheint, so sagt man: D' Häda hend Hostig d. i. die Heiden haben Hochzeit. „Heidenhäuser" oder „Heidenhütten" haben eine alte Bauart; sie sind niedrig und von Holz; eine Dachseite steht in der Regel gegen Süden, die andere gegen Norden.

156. Man glaubt die Kröten u. a. Thiere besprengen die Leute mit Gift; die Krankheit nennt man in Appenzell Heckena, Hecke.

157. Das Loß der Menschen vorherbestimmen, wahrsagen indem man verschiedene Zeichen annimmt, heißt man in Appenzell loßbucha (loßbuchen). Man wahrsagt z. B. aus den Falten der Hand. Der Loßtag ist einer der 12 Tage vom Stefanstag an bis mit dem Tage der drei Könige (anderwärts Zwölften genannt). Den Stefanstag läßt man den Jänner, den darauf folgenden Tag den Hornung vertreten u. s. w. so daß endlich die drei Könige dem Kristmonate entsprechen. Man glaubt, wie der Loßtag in Betreff der Witterung ausfalle, so werde auch der entsprechende Monat sich gestalten; z. B. ist der Stefanstag halb gut und halb schlecht, so werde auch der Jänner so. Jung und alt hält auf die Loßtage sehr viel, und man pflegt, um sie gehörig im Andenken zu behalten, mit Kreide an die Wand einen Kreis (Monatring) zu zeichnen, der vollgekreidet wird wenn der Tag schlecht war, aber leer steht wenn er gut, halb oder $^1/_4$ gekreidet wird, so ein halber oder ein Viertelstag gut war.

158. D'Chatz potzt si, es chond neber (irgend ein) frönter. Wenn die Katze den Kopf reinigt, so erwartet man eine Mannsperson, putzt sie dagegen die hintern Körpertheile, so glaubt man, eine Weibsperson werde zu Besuch kommen.

(Appenz.)

(Strakt sik de Kater den Bart, so bedüdet et frömd': is en Sprâkword. J. H. Voß.)

159. Wenn ma n'am Hoostigtag (Hochzit) ke guet Wetter het, so gebs ke guete Eh. (Appz.)

160. Wenn man die Finger eines ungebornen Kindes anzündet, so wacht niemand im Hause auf und die Diebe können ungestört alles nehmen. (Zürich.)

161. Die Mazze ist ein uraltes schweizerisches Herkommen; es war ein großer Block, den man in Gestalt einer Menschenfigur in die Erde schlug. Gesicht, Nase, Augen, Mund waren ganz gräßlich. Sie stellte einen Mann vor, welcher verhaßt war und den man aus dem Lande jagen wollte. Man gab daher diesem Holzstock den Namen des Tirannen, den man zu vertreiben entschlossen war, weil er der allgemeinen Volksrache anheimgefallen. Jeder Einwohner, der seine Stimme dazu geben wollte, schlug einen Nagel in die Säule, und wenn man sah, daß die Zahl voll war, so machte man das Holz los und trug es dem verhaßten Wüthrich ins Haus, welcher aber gemeiniglich schon zuvor die Flucht genommen hatte.

(Schweizer-Kroniklein; Bern 1795.)

Joh. Müller erzählt einen auf die Mazze bezüglichen Auftritt aus dem Raronskriege (Wallis). Raron floh, als er vernahm, daß man ihn „mazzen" wolle.

„Die Mazze (ital. mazza) ist ein Stück Holz, eine hölzerne Keule, die der Pöbel vor die Thüre eines gehaßten Mannes aufstellte, das Zeichen zum Aufruhr gegen Männer von Macht und Ansehen; daher „einen mazzen", ihn mittelst einer solchen aufgestellten Keule zum Tode herausfordern oder aus dem Lande verbannen; ein uralt schweiz. Wort, welches den Wallisern ausschließlich eigenthümlich ist, und wovon leider

die ältere Geschichte nur traurige Beispiele anführt. — In Bünden ist das mazzeschlagen ein vorzüglich beliebtes Spiel. Die spielenden theilen sich in zwo Parteien; jede hat 1—3 Zoll dicke, buchbäumene Kugeln, die mit einer, an einem drei. Schuh langen fingerdicken Stock befestigten, Keule nach einem weit entfernten Ziele im hochfliegenden Bogen zugeschlagen werden." (Stalder, schweiz. Idiotikon.)

Zwischen Bern und Laupen heißt ein Dörfchen Matzenried.

162. In Zürich war der Brauch, daß derjenige welcher seine Mitbürger in Maß und Gewicht betrog oder sonst einen Frevel begieng, der keine Leibesstrafe nach sich zog, in die Schnelle kam. Dieses war ein Korb, der an einem Schnellgalgen hieng und vermittelst eines Strickes hinaufgezogen und heruntergelassen wurde. Unter demselben befand sich eine kothige Pfütze. Der zur Schnelle verurtheilte wurde in den Korb gesetzt und in die Höhe gezogen. Dort blieb er den Augen der Zuschauer, die in großer Anzahl sich versammelten, ausgesetzt und muste ihre Spottreden anhören. Man gab ihm weder zu essen noch zu trinken, hingegen stund ihm frei aus dem Korbe herabzuspringen und wegzueilen. Allein indem er herabsprang, sank er in die Pfütze, wurde über und über besprützt, und muste sich unter dem Hohngelächter der umstehenden Menge wieder herausarbeiten, die ihn mit beständigem Spott bis an seine Wohnung begleitete.

Diese Strafart war ausgewählt, um dadurch zu zeigen, daß man sich durch niederträchtige Handlungen eben so sehr beflecke, wie der aus der Schnelle in die Pfütze springende.

(Histor. Kalender f. 1821.)

163. Die Bewohner des Dorfes Ellikon im Kanton Zürich heißen schon seit langer Zeit die wilden Schweine. Diesen

Spitznamen haben sie von folgender Begebenheit erhalten: Einmal zur Zeit der Kornreifens hauste in den Korn- und Getreidefeldern der Gemeinde Ellikon ein wildes Schwein [1]), welches furchtbare Verwüstungen unter dem Getreide anrichtete, und trotz aller Bemühungen nicht herausgelockt werden konnte. Da sagte einmal ein Mann dem Gemeinderathe, daß die wilden Schweine gern Eier fräßen und rieth ihm einmal zu versuchen, ob man den Eber damit fangen könne. Dieser Vorschlag gefiel dem Gemeinderathe, und man berathschlagte nun hin und her, wie man ihn ausführen könne, ohne das Getreide noch mehr zu vernichten. Endlich wurde man einig, und beschloß folgendes: Es muste sich nämlich ein Mann in einen Korb setzen, und vier andere Männer trugen ihn durch das Getreide, und bei jedem Schritte warf er aus dem Korb ein Ei. Dadurch wurde zwar der Eber herausgetrieben, allein die vier Männer hatten das Korn dergestalt zertreten, daß es nicht zu brauchen war. (Mündlich.)

164. In Ober-Wallis erzählt man von den Visperthalern, in Unter-Wallis von den Salvanesern folgendes:

Einst wollte man ein Gemeindehaus aufbauen und setzte den Tag fest das Holz herbeizuschaffen. Da nun der Holzschleif sehr steil war und man doch wünschte das Holz unbeschädigt auf den Bauplatz zu bringen, so ließ man Stück für Stück an Seilen hinunter. Das gieng nach Wunsch; doch das letzte Stück entglitschte dem Seil und glitt wie geflogen den Schleif hinab. Erstaunt hierüber sagte nun einer von den verständigsten: Das geht doch viel bequemer und leichter; tragen wir also das ganze Holz wieder hinauf und lassen es ohne Seil hinuntergleiten. Sein verständiger Rath ward gebilligt und die Arbeit begann von neuem.

1) Vergl. Grimm Myth. S. 446.

Als nun alle Baumaterialien herbeigeschafft waren, begann der Bau; alle Hände waren so rüstig, daß derselbe in kurzer Zeit vollendet dastund. Doch das wichtigste am Hause, die Fenster fehlten, und als man ins Haus trat, war's überall stockfinster. Man war einige Zeit unschlüssig wie man diesem Übelstande abhelfen könne. Doch bald wuste einer Rath. — Das beste ist, meinte er, wir tragen die Sonne hinein, dann wirds schon hell werden! Alles staunte über diesen klugen Einfall und nun stellte man mehrere lederne Säcke auf die nächste Wiese hin, wo die Sonne schien, schloß sie wenn sie voll Sonne waren zu, trug sie ins neue Haus und schüttelte da das gefaßte Sonnenlicht aus, bis das ganze Haus erhellt war. (Mündlich.)

Anhang.

Dem lyrischen und didaktischen Theile der Volksüberlieferungen habe ich weniger Aufmerksamkeit zugewendet als dem mythisch-epischen. Indessen mögen einige Bemerkungen und Nachträge hier nicht überflüssig sein.

Rochholzens „alemannisches Kinderlied" gibt Zeugnis von der Fülle volkstümlicher Spruchdichtung, der Spiele und Reime aus der Kinderwelt des alemannischen Hochlandes. Wirkliche, echte Volkslieder und Weisen, wie sie in den nördlichern deutschen Landestheilen vorkommen, sind in den Alpen seltener. Wie den eigentlichen Alpenpflanzen der Geruch abgeht, so scheint den Alpenbewohnern jener Duft der Poesie zu fehlen, der sich in den Märchen und Liedern der mittleren deutschen Gebirgsgegenden und Niederungen in Fülle zeigt. In den Hochalpen, wo in der Sprache auch die harten Kehllaute hervortreten, ist das liebliche in der Dichtung weniger heimisch. Der Volksgesang in der Schweiz ist jetzt durchaus Kunstgesang; in den östlichen, österreichischen Alpentheilen ist außer dem Volksspiele die leichte, neckische Volksweise (Alpenmelodie) noch vorwaltend; die kurzen Texte sind von weit geringerm Werte als die Weisen. Gute Sammlungen haben wir von A. R. v. Spaun („österr. Volksweisen", Wien 1845), Tschischka und Schottky („österr. Volkslieder mit ihren Singweisen", Pest 1844). Die bloßen Weisen nennt man Almer oder Jodler. Die Liedchen, sämmtlich Vierzeilen heißen:

G'ſetzln, G'ſtanzln, (Niederöſterreich), Baſſeln (Steiermark), Schnaderhüpfln (Oberöſterreich und Oberbaiern), Schnoderhagn (Tirol), chorze Liedli (Appenzell). Die für das Volk oder im Volkstone gedichteten von G. Seidl, Stelzhammer, Caſtelli ꝛc. kommen hier nicht in Betracht. In den vielen Sammlungen „ſchweizeriſcher Volkslieder" findet man faſt ausſchließlich gemachte Texte und künſtliche Weiſen. Volkstümlich ſind dagegen die Texte und Weiſen in „J. Rud, Wyß, Schweizer-Kühreihen und Volkslieder, Bern bei Bürgdorfer 1826." Kühreihen und Ruggüßler ſind dem ſchweizeriſchen Alpenland eigentümlich. Der Ruggüßler iſt ein Hirtenlied in holprigen Reimen; im „Chüereiha" drückt der Hirt ſeine Liebe gegen die Kuh aus, im Ruggüßler beſingt ihn ſcherzend ein Mädchen; die Töne der Ruguſer werden nicht bloß in der Kehle gebildet, wie die der Kühreihen. Dieſer wird gehört in Appenzell, Entlebuch, am Pilatus, im Hasli-, Emmen- und Siebenthal, am Guggisberg; er iſt das Eintreiblied des Kuhhirten und an ſich ſehr wenig poetiſch.

Beiſpielshalber theile ich einige Schnadahagng mit (Schnitterhüpflein, Tanzliedchen ꝛc. ſ. Schmeller III. 499), die im untern Innthale aufgefangen ſind:

A Bußerl is a gſpoaßig's Ding,
es riegelts ganze Bluat;
man kan's nöt eſſen, trinkt's a nöt,
und dennat ſchmeckts oan guat.

Und wannſt nöt woaſt, was d'reden ſollſt
beim Dirndl, nimms beim Hals,
druck ihm a ſaftigs Bußerl auf,
ſie woaß hernach ſchon alls.

An iebs leuchtads Sterndl
ſoll a ſchöns Dirndl ſein,
und da wollt i, es fallat
da Himmel gſchwind ein.

Gern habn und Bußerl gebn
is ja koan Sind;
hat mas mein Muatter glernt
als a kloans Kind.

Die Appenzeller ſind durch ihren Witz allgemein bekannt. Ihre „chorze Liedli“ haben einen durchaus heitern Charakter. Folgende Beiſpiele mögen hier Platz finden:

Heſt gmeint du ſeieſt höbſch,
iſt aber nüd wohr,
biſt chropfet und bbogglet (bucklich)
ond heſt e roths Hoor.

Und unſere Muetter Dorothe
mit era langa Füeßa
iſt ſiba Johr im Himmel gſeh,
hed wider aba müeſa.

Goh-ni ui, goh-ni ai,
(Geh ich hinauf, geh ich hinab)
goh-ni hin, goh-ni her,
denk-i gad alawil,
wenn no 's Schätzeli bi-mer wär.

I ha gär e ſchös Henneli
es läd wonderſchöne Ä (Eier),
was wil-i lang hüſela?
I bi eba n'ale.

Hei uſi, hei abi dem Schwobaland zue!
Wie tanzid die Meitle, wie chlepfid die Schue!

Min Schatz der iſt taub (erzürnt),
mag nomma lacha;
d'Liebe iſt brocha,
iſt nomma z'macha.

Dur's Gäſſeli bi=ni gganga,
dur's Gäſſeli go=ni meh,
Maiteli ha=ni gliebet,
ſchöne Maiteli lieb=i meh.

Go=ni wit uſi,
ſo ha=ni wit he,
go=ni dör's Gäſſeli,
ſo ſtechid mi d'Ste;
go=ni dör d'Wes,
ſo netzt mi das Thau,
ond blibi behema,
ſo krieg i ke Frau. Oder:
Go=ni wit uſi,
ſo ha=ni wit he,
ond ha=ni ke Schätzeli,
ſo lig=i ale,
ond ha=ni ke Bett,
ſo lig=i im Stroh,
denn ſtecht mi ke febera
ond bißt mi ke floh.

'S iſt nüd lang, ſit's gregelet het,
die Tanne tröpflit jo;
i ha n'emol e Schätzli g'ha,
i wett (wollt) i hett es no.

Dört oba uf-ſem Bergli
wo der Gugger ſchö ſingt,
Wo der Hansli ond 's Gretli
om de Herd ommi ſpringt.

Und Appenzeller Meiteli,
wie macheſt du de Käs?
I thue-na i n'ei Kübeli
und druck-a mit dem Füdeli, [1])
Drumm wird der Käs ſo räß. [2]) (Auch in Bern.)

Wo ſönt die Spillüt, [3])
daß miemert nünt hört?
I glob, der kalt Wenter
hei ale erfrört.

Drümal om d' Schiterbig, [4])
drümol oms Hüsli;
drü brune Nägeli
gent [5]) au e Strüßli.

Was nützt mi das tengela, [6])
wenn d' Seges wohl haut;
was nützt mi das lieba,
wenn's Schätzeli nüd ſchaut.

---

1) podex. 2) Stark geſalzen. 3) Spielleute. 4) Holzſtoß (aus Scheitern). 5) Geben. 6) Dengeln, die Senſe (alem. Segeſe) klopfen.

(Ähnlich der Strofe des „Goldringeleins“ in des Knaben Wunderhorn: Was hilft mir das grasen, wenn die Sichel nicht schneidt; was hilft mir das Schätzel, wenn's bei mir nicht bleibt.)

Noch andere Volksreime, Liedli und Sprüche theilt Tobler in seinem „appenzellischen Sprachschatz“ mit. „Schweizerische Sprichwörter“ hat Kirchhofer gesammelt. (Zürich, Orell-Füßli 1824).

Von Kinderreimen habe ich S. 119 eines mitgetheilt, weil es einen mythischen Grund hat. Nachzutragen habe ich noch die Reime, welche die zürcherischen Kinder häufig vorausschicken:

Giggis, gäggis, Eiermues,
Geiße laufet barfueß,
barfues gönt (gehen) sie,
hinder'm Ofe stönt sie,
hättit s' Schuh, so leitet (legten sie) s'a,
d'Frau is Meister, nüd de Ma,
d'Fraue nimmt de Räche (Rechen),
wott de Ma erstäche,
d'Brut schlaht d'Trumme,
's Vögeli gumpet umme,
's Chälbli zieht am Rieme,
im Oberland is nieme (niemand),
im Unterland is Vogelg'sang,
du alte Ma, wie lebst so lang,
mit diner lange Nase,
sie langet bis go Bade,
sie langet bis is Glöcklihus,
dert lueget drei Mareie drus,
die eint spinnt Side ꝛc.

Ich theile auch noch die zürcherischen Kinderreime mit, welche in der Revoluzionszeit (1798) entstanden sind. Rochholz (S. 57 und 543) hat einen ungenauen Text; die Reime beziehen sich offenbar auf die Assignaten, an denen die Schweizer so viel verloren haben, ferner auf das ça-ira der Radikalen („Patriote").

Später ward das runde Hölzchen, an welchem sich eine Schnur auf- und abwickelt, „Saira" genannt.

Saira, saira, saira ßa,
Geld ist besser als Assigna,
Assigna ist Lumpegäld,
Patriote ziehnt is Fäld.
Ohne Strümpf und ohne Schuh,
laufit s' der Heimet zu;
gäll du Muetter, 's ist kei Sünd,
wämme Saira, Saira singt?
Saira, Saira mueß me singe,
wämme will zum Kaiser springe.

Zu S. 118 Anmerk. Das Wort thivi kommt auch im gothischen vor, in der Bedeutung von: Magd; thivan heißt dienen. Solche Reste aus dem gothischen sind im niederdeutschen nicht selten.

Sachregister.

(Die Zahlen weisen auf die Seiten.)

Adler 49.
Ahnungen 402.
Alfrauen 227.
Allitterazion 384. 390.
Alpenhölle 10.
Andreasnacht 337.
Antichrist 68.
Antlaß-Pfinztag 369.
Aufhocker 80.
Baldern 317.
Bannhölzler 72.
Basilisk 266.
Baum (Wallserheide) 66.
Berecht 115. 350 ff. (s. Percht, Prechtl.)
Berchtenlaufen 350.
Berchtold 346.
Berggeist 193. 195 ff.
Bergleutlein 179 (s. Zwerge).
Bergstutzen 260.
Bernhardsberg 300.
Besen 417 (Nr. 133).
Bienen 401.
Birkenbuschen in Gold verwandelt 64.
Bisengut 345.
Blitz 93. 94.
Blockmontag 353.
Blutstreifen 277. 281.
Blümelisalp 16 ff.
Böcke 11. 173. 144. 148. 153.
Bocksfuß 92.
Böken 361.
Bosent 420.
Brunnen 9.
Brücken 94. 95.
Charfreitag 15.
Charwoche s. Karwoche.
Chlungeri 348.
Christabend 340. 342. 344.
Dialen 219.
Dingrecht. Dingstätten 378.
Doggeli 395.
Donar 93. 155.
Drachen 259. 261.
Drei 343.
Dreizehn 403.
Drudenfuß 414.
Eber 424.
Eid, falscher 27. 73. 75. 324.
Eier 369. 370.
Eigennamen 272. 273.
Elbe 173.
Elbst 228.
Elbputzen 227.
Elstern 402.
Entrückung 57 ff.
Erdmännchen 100. 187. (s. Zwerge.)
Erlösung 140 ff.
Farrenkraut 374.
Färe, wilde 86.
Fastnacht 364.
Fayer 85.
St. Felix 53.
Felix und Regula 307.
Feuer 366 ff.
St. Florian 372.

Frau, weiße 71. 118.
Frau, ohne Naſe 135.
Freiung 384. 387.
Frieden 374 ff.
Fritſchifeſt 358.
Fronfaſte 348.
Gauliweibchen 16.
Geißer, der wilde 85.
Geißfuß 93.
Geißler, der wilde 333. 334.
Geiſter (Lärmen) 10.
Gemſe 402.
Gerichte 377 ff.
Girenwagen 69.
Glocken 76. 131. 315.
Glücksblume 155.
Goldenes Zeitalter 3.
Gottwährinnen 231. 232.
Gildismontag 356.
Gränzſteine 393. 394.
Hageeren 106.
Häggele 118.
Häggema 234.
Hahn (krähet) 76.
Hahn (ſchwarzer) 205.
Haſel (— aſt, — ſtaude) 68 156. 290. 291. 371. 415.
Hausgeiſt 228 ff.
Hechſen 21. 30. 59. 118. 126. 127 ff. 343. 412. 418 ff.
Heer, das wilde 87. 89.
Heggoas 260.
Heiden 86. 331. 421.
Henne 402.
Himmelfahrt 372. 418.
Hirßmontag 356.
Hirſch 317.
Horn (blaſen) 37. 329.
Hölle 91.
Höllwagen 84. 85.
Hufeiſen (verkehrt) 148. 320.
Hund (Milchisbachhund) 268.
Hügel (umkreiſet) 57. 58 (ſ. Schätze.)
Jagd, wilde 84. 88. 89. 90. 347.
Johannistag 38. 150. 372 fg.
Iſengrimm 354.
Jud, der ewige 8. 13. 81.
Jungfrau, die heil. 298. 301.
Karl der gr. 304 ff.
Karl V. 61.
Karwoche 368.
Käsmandel 195.
Kegelſpiel 142 ff. 148.
Klaus 338.
Kopflos 16. 58. 71. (Vergl. Gr. M. 887.)
Korn 424.
Kridigladi 356.
Kriemhilt 25.
Kukuk 338.
Küſſen 72. 145. 148.
Lachsner 400.
Lamm 301.
Leichenſeher 405 ff.
Leichhuhn 401.
St. Leonhard 301.
Lichtmeß 348.
Loben 375.
Loſen, Loß 124. 346. 421.
Löli 266.
Löwe 301.
Luzie 112.
Mai 371.

Männchen auf dem Wasser 37.
Mareien 119 (s. Nornen.)
Markstein 381 ff. 393.
Martinsdruck 80.
Martinstag 374.
Mazze 422.
Mähder 330.
Mäuse 328.
Meinrat, der heil. 300.
Merkmale 283 ff.
Mistel 156.
Nachtfrau 231.
Nachtgejäge 90.
Nachtvolk 407 ff.
Nattern 237 ff. 251.
Neujahr 341. 345.
Nichs 233.
Nikolaus 338.
Nornen 120. 398 (s. Schwestern.)
Notker 299.
Ochsen 316, schwarze 267.
Ochsenköpfe 333.
Öffnung 377.
Ostern 370.
Paar (gerettet) 54.
Perchtag 345 (s. Bercht.)
Perchtjagen 349.
Personifikazion 270 ff.
Petersinsel 297.
Pferd, einäugig 76. kopflos 85.
„ weiß 76. 77. 109 (siehe Schimmel.)
Pferd, schwarz 84.
Pfinztag 370.
Pflug, goldener 144.
Posterli 346.
Prechtl 352 (s. Bercht.)
Quelljungfer 233.
Raben 61.
Rauhnächte 115.
Rechtssitten 374 ff.
Regenbogen 401.
Reiter 323.
Rhein 297.
Riesen 102 ff.
Rochelmore 263.
Rose von Jericho 344.
Samson 101.
Schätze 136 ff; im Hügel 57.
Schimmel 135 (s. Pferd) Jungfrau auf e. Sch. warnend 35. Grauschimmel 58.
Schimmelreiter 61. 70. 71. 73. 75. 83.
Schlangen 242 ff. 252 ff. 261.
Schnaderhüpfln 427.
Schnelle 423.
Schratt, Schrätteli 41. 179. 395
Schüler, fahrende 24. 164.
Schwestern, drei 120. 168 (s. Nornen).
Schwur s. Eid.
Sechseläuten 361.
See, Entstehung 32. 47. 50.
See, mit Schätzen 46.
Seelen, büßend 279.
Segen 417.
Sieben (Jahre) 69. 97.
Siebenzahl 133.
Sommer und Winter 359 ff.
Sonne 366 ff.
Sonnen des Geldes 92. 95. 148.
Sonnwende 373.

Spielmannli 193.
Spinnen 348.
Sprachen in Graubünden 206.
Stollenwurm 264.
Strägele 116.
Tag, der jüngste 62.
Tauben 269. 317.
Teufel 91. 92. 93 ff. 149. 285. 299.
Thal, verlornes 9.
Thebaische Legion 371.
Theodul 307 ff.
Thiere, redend 342.
Toggeli 177.
Tote (halten Gottesdienst) 65
Totenvolk 408.
Traubenhansel 233.
Träume 405.
Untergang 35. 39. 42.
Unternächte 345 f. Rauhnächte.
Untersberg 61.
Valisführen 352.
Valkyrien 270.
Venediger 158 ff.
Vergletscherungen 3 ff.
Versunken 33. 48.
Verwandlung 132, 133 (s. Zauberwolf.)
Verwandlung in Stein 275. 282; in eine Eule 276; in Ahorn 289.
Verwünschung 14 ff. 50 54 139 ff. 149.
Vierzeilen 426.
Vogel (in einem Berge) 58.
Volkslied 426 ff.
Vorzeichen 402.
Wagen 69.
Wald (verschwunden) 34.
Walpurgis 109.
Warzeichen 294.
Watzmann 99.
Wechselthaler 98.
Weihnacht 50 340 ff.
Weißagungen 67.
Weiße Frau 398.
Weiße Nonne 327.
Wetter 131. 415.
Wiege 72. 145; Kind gerettet 46.
Wildfrauen 224.
Wildleute 221.
Wildmännlein 205 ff.
Winter und Sommer 359 ff.
Wolf 122. 123. 124.
St. Wolfgang 302.
Wuotan 75. 78. 79. 148 (Breithut). 285 (s. Schimmelreiter.)
Wuotisen 128.
Wünschelruthe 291. 415.
Wütisheer 89.
Zauber 125. 134 („Zauberlehrling").
Zauberer 410 fg. verwüsten 8.
Zauberschlaf 63.
Zauberthiere 132.
Zauberwolf 122. 123. 124.
Zukunft (erforschen) 111. 114. 124. 337. 338.
Zwerge 175 ff.
„ beschützend 39.
„ strafend 41. 42.
„ im Untersberg 62. 64.
Zwölften 346.
Zwingherren 319.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

FOURTEEN DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED

This book is due on the last date stamped below, or on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

19May55 JL

MAY 6 1955 LU

20Jan'65 PS

REC'D LD

JAN 7 '65 -12 M

STANFORD
INTERLIBRARY LOAN

FEB 11 1975

REC. CIR. FEB 24 '75

MAR 1 [illegible] 2000

JUN 19 1999

LD 21-100m-2,'55
(B139s22)476

General Library
University of California
Berkeley

U. C. BERKELEY LIBRARIES
C061451876